

SCHWÄBISCHE HEIMAT



Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART

JAN.-MÄRZ 1977
HEFT 1

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur
Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

28. Jahrgang Heft 1
Januar – März 1977

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Helmut Schönnamgruber.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,-, für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 5,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen) richten Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES an dessen Geschäftsstelle, sonstige Bezieher an den Konrad Theiss Verlag, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1.

Inhalt

| | |
|--|----|
| WOLFGANG IRTENKAUF Zur Sache | 1 |
| GEBHARD MÜLLER Fünfundzwanzig Jahre Südweststaat | 2 |
| PAUL SAUER Die Anfänge der Südweststaatsdiskussion nach 1945 | 8 |
| GÜNTHER BRADLER Der «Großschwaben-Plan» aus dem Jahre 1920 | 14 |
| HANS-MARTIN MAURER Kaiserliche Vögte auf dem Hohenstaufen | 20 |
| WOLFGANG IRTENKAUF Das Stauferjahr 1977 und das Jahr der Staufer | 25 |
| THOMAS BRUNE / FRIEDRICH ALFRED SCHILER Staufischer Abglanz | 27 |
| Das «Haus am Gorisbrunnen» in Urach | 34 |
| HELMUT DÖLKER Das Bild des Schwaben mit der Seele suchend | 36 |
| FRITZ FRANK Kindheit in Horb | 42 |
| ERWIN TEUFEL Eine Heimat auch für die Zukunft | 52 |
| RÜDIGER GERMAN Probleme der Landesplanung und der Landschaftspflege aus wissenschaftlicher Sicht | 55 |
| Leserforum | 64 |
| Buchbesprechungen | 65 |
| Anschriften der Verfasser | 73 |
| Mitteilungen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES | 74 |



Wolfgang Irtenkauf

Zur Sache

Das Jahr 1977 wird das Jahr vieler Jubiläen werden: 600 Jahre Ulmer Münster, 500-Jahr-Feier der Universität Tübingen, 100-jähriger Geburtstag von Hermann Hesse, schließlich (politisch gewichtigstes der Feste) 25-jähriges Bestehen des Südweststaates, unseres Bundeslandes Baden-Württemberg. Das sind nur die wichtigsten überregionalen Jahresmarken. Zu jedem der Jubiläen werden Publikationen erscheinen, in Hörfunk und Fernsehen wird der Festivitäten mehrfach gedacht. Was kann, was soll eine Zeitschrift wie die unsere dazu beitragen?

Zur Sache möchte sie nicht konkurrieren mit dem, was gleichsam ex officio entsteht. Sie will auch nicht nach-, ab- oder umschreiben, was in Büchern, Katalogen, Zeitschriften und Zeitungen erscheint. In der Beschränkung und in ihrer Gewichtung möchte die SCHWÄBISCHE HEIMAT ihren Beitrag zu diesem Jubiläenjahr leisten. Sie kann – und damit greifen wir gleich zum ersten und wichtigsten Jubiläum – nicht der Superschau der Staufer nachlaufen, die anderswo ihre Akzentuierung erfährt. Und das zu Recht. Denn niemand kann übersehen, daß Land und Volk des heutigen Baden-Württemberg in der Geschichte nirgends einmal so ruhmreich vertreten wurden wie durch den Glanz der Staufer. Das *Stauen der Welt* darf aber nicht die Einsicht ausschließen, daß es ein böses Ende fand. Wie lange man immer das Zeitalter der Staufer ansetzen mag: es war Menschenwerk, im Aufstieg wie im Niedergang. Die Geschichte wird von Menschen gemacht. Auch die schon zur Geschichte gewordene Vergangenheit unseres Staatswesens muß sich einmal dem Urteil der Geschichte stellen. Rückschau auf 25 Jahre halten heißt: erkennen, was gut war, einsehen, was man hätte besser machen können. So sehen wir durchaus einen Zusammenhang zwischen dem, was die Stauferausstellung im Württembergischen Landesmuseum deutlich machen will, und dem, was der aktuelle Jahresanlaß gebietet.

Das Titelbild

zeigt die Landschaft um Hohenstaufen in einem Luftbild von Albrecht Brugger/Stuttgart (freigegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart – Nr. 2/25293) sowie das Große Landeswappen von Baden-Württemberg.

Dieses Wappen wurde entworfen als ein Symbol der Einheit, das die Traditionen der früheren Länder und Landesteile in Ehren hält. Im Schild erscheint das große Stauferwappen, Symbol des Herzogtums Schwaben, dem das ganze spätere badische und württembergische Gebiet südlich der Kraichgau-Hesselberg-Linie angehörte; es spricht aber auch für die nördlichen Landesteile, für die ehemals stauferische Pfalz so gut wie für das ostfränkische Hausmachtgebiet der Staufer.

In der Wappenkrone erscheinen in der Mitte herausgehoben die farbigen Wappenplaketten der beiden namengebenden Länder Baden und Württemberg. Sie sind flankiert von vier Wappen bedeutender Landschaften, die zugleich stellvertretend für alle Landesteile in Nord und Süd sprechen: vorne die weißroten Heerspitzen des Herzogtums Ostfranken und der weißschwarz gevierte Schild von Hohenzollern, hinten der goldene, in seinen Ursprüngen gleichfalls stauferische Löwe der Kurpfalz auf schwarzem Grund und der rot-weiß-rote österreichische Bindenschild zum Gedächtnis an die vorderösterreichischen Lande im Breisgau und im württembergischen Oberschwaben. Die Schildhalter, Hirsch und Greif, sind den ehemaligen württembergischen und badischen Staatswappen entnommen.

Geschichte ist nicht nur das, was in fernen Vergangenheiten geschehen ist. Mehr und mehr tritt an die Stelle der klassischen Frage des Historikers «wie es denn eigentlich gewesen sei», die andere «wie es denn eigentlich geworden ist.» Damit wendet sich die Aufmerksamkeit auch der neueren und neuesten Geschichte zu. Aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestehens von Baden-Württemberg sprachen wir mit einem der Schöpfer dieses neuen Bundeslandes, mit GEBHARD MÜLLER, dem früheren Staatspräsidenten von Württemberg-Hohenzollern (1948–1952) und Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg (1953 bis 1958). – Bei dem hier folgenden Text handelt es sich um die überarbeitete Nachschrift einer Sendung des Südwestfunk-Landesstudios Tübingen. Die Fragen stellte HUBERT LOCHER.

Herr Doktor Müller, welches waren die für die Neuordnung des Landes bestimmenden Überlegungen?

Zunächst war es eine Überlegung, die heute eigentlich nur noch historische Bedeutung hat: Das Land Württemberg-Hohenzollern, d. h. die siebzehn württembergischen Landkreise südlich der Autobahn und die hohenzollerischen Lande waren in der französischen Zone gelegen und haben unter den Folgen des Krieges und der Besetzung in ganz besonderem Maße gelitten. Besatzungskosten, Entnahmen von Lebensmitteln aller Art zur Versorgung der französisch besetzten Zone von Berlin mit etwa 800 000 Einwohnern und des Saargebietes, die Demontagen, die Abholzung der Wälder, echte Reparationen bis zu einem Drittel der Staatseinnahmen haben das Land an die Grenze der Verelendung geführt und die Bevölkerung, für die schließlich nur noch 600 Kalorien für den Tag zugeteilt wurden, hungern lassen. Abhilfe erschien damals nur möglich durch den Zusammenschluß in einem die ehemaligen alten Länder Baden und Württemberg umfassenden Südweststaat, nachdem das 1946 durch die amerikanische Militärregierung geforderte Land Württemberg-Baden, also Nordwürttemberg und Nordbaden, in seiner Verfassung festgelegt hatte, daß eine Wiederherstellung der vor der Besetzung bestehenden alten Länder nur durch eine nie zu erreichende Verfassungsänderung mit Zweidrittel-Mehrheit möglich sei.

Diese nördlichen Gebiete der früheren Länder Württemberg und Baden waren von den Amerikanern besetzt . . . Sie waren von den Amerikanern besetzt; und es erschien nach Art. 107 der württembergisch-badischen Verfassung aussichtslos, das alte Württemberg wieder herzustellen, obwohl Württemberg-Hohenzollern in seiner Verfassung von 1947 sich noch als «einen Teil Württembergs und als Glied der Bundesrepublik Deutschland» bezeichnet hatte. Deshalb war das ganze Bestreben darauf gerichtet, in der neuen größeren Einheit eines Südweststaates Abhilfe zu suchen. Diese neue Einheit entsprach in

hervorragender Weise allen Voraussetzungen des Artikels 29 des Grundgesetzes, der eine Neugliederung des Bundesgebietes vorgeschrieben hat, wie auch das sogenannte LUTHER-Gutachten festgestellt hat: landsmannschaftliche Verbundenheit, geschichtliche und kulturelle Zusammenhänge, wirtschaftliche Zweckmäßigkeit, Größe und Leistungsfähigkeit. Gerade die wirtschaftliche Ausgewogenheit stand im Vordergrund, die gesunde Mischung kleiner, mittlerer und großer Betriebe, von Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie, dazu eine Finanzkraft, die ausreichend war, das neue Land von anderen Ländern und vom Bund dauerhaft unabhängig zu machen. Dazu kam das geschichtlicher Erfahrung entspringende Bestreben, zwischen den Ländern Bayern und Nordrhein-Westfalen, dem teilweisen Nachfolger Preußens, ein Land zu schaffen, das nach seiner Größe, Wirtschafts- und Finanzkraft diesen ebenbürtig und fähig war, den deutschen Südwesten mit seiner eigenständigen, in Jahrhunderten gewachsenen demokratischen Tradition in einem neuen Bundesstaat kraftvoll und wirksam zu vertreten.

CARLO SCHMID, der Oberbürgermeister von Stuttgart ARNULF KLETT, das Mitglied des parlamentarischen Rates FELIX WALTER und ich haben uns damals sogar bemüht, Stuttgart zur Bundeshauptstadt zu machen. Stuttgart, mit den über tausend Räumen des Ludwigsburger Schlosses, erfüllte für die damaligen Verhältnisse alle Voraussetzungen. Mitglieder des Sonderausschusses für die Hauptstadtfrage, aber auch KARL ARNOLD und sein Beauftragter WANDERSLEB haben mir bestätigt, daß Stuttgart das beste Angebot gemacht habe. Es scheiterte allerdings an der ablehnenden Haltung der damaligen württembergisch-badischen Regierung, die die Bundeshauptstadt nicht in Stuttgart haben wollte, um dessen Charakter als Landeshauptstadt nicht zu schmälern.

Es ist kaum vorzustellen, was aus der deutschen politischen Nachkriegsgeschichte geworden wäre, wenn Stutt-

gart anstelle von Bonn Bundeshauptstadt geworden wäre. – Ein Argument, die Sorge nämlich, Südbaden könnte auf lange Zeit in der Abhängigkeit von Frankreich sein, haben Sie nicht erwähnt. Das hat doch damals auch eine Rolle gespielt.

Das hat in der Auseinandersetzung vor allem bei gewissen Politikern eine Rolle gespielt. Ich halte aber diese Befürchtung – und hielt sie damals schon – für völlig unbegründet. Jeder der Regierungschefs der französischen Zone, in Tübingen, Freiburg und Mainz, anfänglich auch in Saarbücken, hatte seine eigene Art, mit der Besetzung umzugehen. LEO WOHLEB war nach meinem Gefühl etwas zu entgegenkommend, zu freundlich. Er hat es aber stets abgelehnt, einem französischen Einfluß im Sinne einer Beeinträchtigung der deutschen Einheit oder der Unabhängigkeit des Landes stattzugeben. WOHLEB war im Gegenteil einer derjenigen Ministerpräsidenten, die sich besonders nachhaltig für die Schaffung der neuen Bundesrepublik eingesetzt haben. Er wollte im übrigen schon ein Jahr vor der Münchener Ministerpräsidentenkonferenz des Jahres 1947 eine Konferenz der Ministerpräsidenten aller vier Zonen nach Badenweiler einberufen; sie kam nicht zustande, weil eine Reihe der Herren abgesagt haben. Er hat sich auch intensiv auf der Münchener Konferenz der Ministerpräsidenten für die deutsche

Einheit und ein gemeinsames Vorgehen zur Behebung der deutschen Not mit der Ostzone eingesetzt und nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß die französische Militärregierung den Regierungschefs ihrer Zone die Teilnahme ohne Einschränkung gestattet hat.

Wenn wir uns jetzt zurückerinnern an das, was damals war, fragen wir: Sind die Erwartungen erfüllt worden? Hat sich beispielsweise das verstärkte Gewicht des Landes im Bund bemerkbar gemacht? Ist die wirtschaftliche Struktur des Landes so entwickelt worden, wie Sie es sich damals vorgestellt haben?

Ich möchte diese Fragen bejahen. Es wird eigentlich von niemandem mehr bestritten, weder von den Gegnern noch den Anhängern des neuen Landes, daß die wirtschaftlichen Ziele in vollem Umfang erreicht worden sind. Das Land ist in wirtschaftlicher Beziehung machtvoll zusammengewachsen. Diese vereinigte Wirtschafts- und aus ihr fließende Finanzkraft hat in ganz anderem Maße als alle anderen Bemühungen zuvor es ermöglicht, viele Jahre hindurch den zerstörten Städten, den seit Jahrzehnten bestehenden Notstandsgebieten zu helfen, angefangen vom Hotzenwald über den Odenwald bis zu den württembergischen Notstandsgebieten. Unsere Wirtschaft hat sich in einer Weise entwickelt, daß Baden-Württemberg in vielfacher Beziehung an der

Südweststaatkonferenz mit dem französischen Außenminister Robert Schuman (2. v. r.) in Offenburg am 29. 5. 1949. (3. v. r.: Gebhard Müller, 4. v. r. Leo Wohleb) – Aufn. Landtagsarchiv.



Spitze der deutschen Länder steht. Es ist auch erfreulich und bezeichnend, daß wir im Verhältnis gesehen eine geringere Arbeitslosigkeit als im übrigen Bundesgebiet haben.

Auch die Bevölkerung ist zusammengewachsen. Das Zusammenleben im neuen Lande ist wie dieses selbst in ihrem Bewußtsein unproblematisch geworden. Daß bei der letzten Abstimmung nach einer jahrelangen, sich quälend hinziehenden Auseinandersetzung im Jahre 1969 nicht einmal mehr das vorgeschriebene Beteiligungsquorum von 20 Prozent erreicht wurde, spricht doch dafür, daß ohne Rücksicht auf die Auswertungsmethoden die große Mehrheit das neue Land bejaht hat. Im Bundesrat spielt das Land, durch eine einheitliche Stimmabgabe gezeichnet, die ihm gemäße Rolle.

Herr Doktor Müller, die Schwaben fragen immer auch nach dem Profit, nach dem Vorteil. Wer hat nun mehr profitiert? Das alte Land Württemberg oder das alte Land Baden?

Gefühlsmäßig würde ich sagen: zunächst das alte Land Baden, dann das ganze neue Land und damit auch Württemberg. Grundsätzlich ist eine solche Fragestellung aber falsch. Ich habe schon während des Abstimmungskampfes stets die Auffassung vertreten: ob wir dem Hotzenwald helfen und dort Millionen ausgeben, um seine Wirtschaftsstruktur zu verbessern, seiner Landwirtschaft und seinem Fremdenverkehr zu helfen, ob wir zum Wiederaufbau von Friedrichshafen oder Reutlingen oder Freudenstadt hohe Beträge investieren, der Erfolg kommt immer dem ganzen Land zugute. Ob im Badischen oder Württembergischen die Leistungskraft gestärkt wird, der endgültige Nutzen in Form der Einkommensverbesserung, der Schaffung neuer Arbeitsplätze, eines höheren Steuerertrages, eines steigenden Verbrauchs u. a. fließt zum ganzen Land. Schon um die bestehenden starken Vorurteile der Badener gegen die «Zwangsehe» mit den Württembergern, geschürt durch eine oft recht unsachliche Polemik, abzubauen, war es politisch richtig, mit der Durchführung der Notstandsprogramme in Baden zu beginnen. Zweifellos ist auch nicht zu bestreiten, daß Württemberg, vor allem sein Norden, steuerlich, finanziell und wirtschaftlich wesentlich kräftiger war als Baden und daß die Württemberger zunächst die Gebenden waren. Aber ich möchte wiederholen: das würde nur dann von wesentlicher Bedeutung sein, wenn die beiden Länder sich nicht zusammengeschlossen hätten. So wie das Ganze stärker ist als die Summe seiner Teile, konnte auch das neue größere Land wirksamer und schneller helfen.

Sie haben von der Aversion der Bevölkerung, vor allen

Dingen von Teilen der badischen Bevölkerung, gegen das neue Land, gegen den Zusammenschluß gesprochen. Sie haben vorhin angedeutet, es sei wesentlich gewesen, die Integration dieser Bevölkerung zustandezubringen. Hat sich nun die politische Kultur des Landes Baden-Württemberg so verändert, wie man es sich vorgestellt hatte? Gab es einmal, um Schlagworte zu nehmen, eine Symbiose zwischen dem badischen Liberalismus und dem, was man vielleicht den Drall zum Konservativen beim Württemberger nennt? Ich möchte dazu HERMANN BAUSINGER zitieren, der kürzlich in einem Aufsatz geschrieben hat: «Eine genauere Analyse dürfte zu dem Ergebnis kommen, daß die Bevölkerung des Südweststaates ziemlich demokratisch angehaucht ist. Mehr nicht, aber weniger auch nicht.»

Ich darf darauf hinweisen, daß die eigentlichen Gegensätze zwischen den Anhängern und Gegnern des neuen Landes keine kulturellen und stammesmäßigen gewesen, auch nicht aus einem verschiedenen Volkstum erwachsen sind. Niemand hat daran gedacht, an diese Dinge zu rühren. Sie waren auch nicht parteipolitischer Art. Der eigentliche Antrieb der Altbadener, dieses neue Land abzulehnen, entsprang anderen Empfindungen und Erwägungen. Vor allem die in der altbadischen Bewegung führenden Persönlichkeiten waren mit dem badischen Staat großgeworden, sie waren stolz auf diesen Staat, der auf vielen Gebieten vorbildlich war, der die besondere Wesensart der südwestdeutschen Demokratie und des Liberalismus mitgeprägt und insoweit mit Recht als «Musterländle» gegolten hatte. Die Altbadener waren in der Führung dieses Staates, an dem auch ihr Herz hing, verantwortlich tätig gewesen, sie wollten ihn nicht einem ungewissen Schicksal preisgeben. Dazu kam die Befürchtung – und das war eines der Hauptthemen der Auseinandersetzung im Abstimmungskampf –, daß sie von den auch wirtschaftlich und finanziell stärkeren «Schwabern» und deren stärkeren Ellenbogen, der Fähigkeit, sich robust durchzusetzen, an die Wand gedrückt würden, in der neuen Stuttgarter Regierung und Verwaltung zu kurz kämen, ihre bisherige Landeshauptstadt verlieren, ja ausgebeutet würden. Heute freilich kann man über diese Bedenken nur milde lächeln, wenn man die tatsächliche Entwicklung betrachtet, auch in der landsmannschaftlichen Zusammensetzung der Landesregierung. Im Bewußtsein der Bevölkerung spielt das landsmannschaftliche Element insoweit offensichtlich keine Rolle mehr.

Die Frage ist, ob etwas von dem, was den badischen Liberalismus ausgemacht hat, der ja sehr viel freier, auch vielleicht sehr viel aggressiver war als der württembergische Liberalismus, ob etwas von dem sich heute in der Politik des Landes noch offenbart. Mich würde da die Meinung



Beim Empfang des Parlamentarischen Rats in Bonn 1949: Leo Wohleb, Gebhard Müller und Karl Gengler (Präsident des Landtags von Württemberg-Hohenzollern), (v. r. n. l.) – Aufn. Landtagsarchiv.

des Konservativen GEBHARD MÜLLER interessieren. Die Begriffe «konservativ» und «liberal» sind verschwommen, zu allgemein und als Unterscheidungsmerkmale für wesentlich verschieden gear­tete Auffassungen kaum zu gebrauchen. Konservativ ist jedenfalls, wer das Gute und Bewährte be­wahren und das Bestehende nur ändern will, wenn an seine Stelle mit Gewißheit etwas Besseres tritt. Wenn Sie mich als Konservativen bezeichnen, so dürfen Sie andere lebendige Elemente nicht übergehen, die mir ebenfalls Richtschnur politischen Handelns waren, das christliche und das soziale Element. Zudem bin ich der Auffassung, daß der sogenannte badische Liberalismus, der ROTTECK, seine Freunde und Nachfolger geprägt hat, schon im Laufe des 19. Jahrhunderts einen wesentlich anderen Inhalt bekommen hat. Heute beansprucht jede Partei, liberal zu sein und den richtigen Begriff von Freiheit zu vertreten. Die Nachfahren der badischen Liberalen in der heutigen Parteilandschaft waren jedenfalls in ihrer großen Mehrheit Anhänger des Südweststaates. Was alle verbindet und was, glaube ich, in dem neuen Lande so gut als möglich verwirklicht ist, sind die Grundwerte, die das Grundgesetz für das Zusammenleben im Staate verbindlich geschaffen hat, die Würde des Menschen, die Freiheit der Persönlichkeit, das Recht des Eigentümers, soziale Verpflichtung und so weiter. Insoweit aber bestehen Gegensätze weder zwischen Badenern und Württembergern noch zwischen den einzelnen politischen Richtungen und Parteien, so sehr ihre Auf-

fassungen im einzelnen auseinandergehen. Eines ist richtig: Im Abstimmungskampf wurde – vor allem von dem damaligen Bundeskanzler ADENAUER – befürchtet, daß nach der Bildung des Landes Baden-Württemberg die neue Regierung unter Ausschluß der CDU, also der «konservativen» Kräfte, gebildet werde, daß ein neuer «Großblock» nach Jahrzehnte dauernder badischer Übung zwischen FDP und SPD entstehen werde und daß die von einer solchen Koalition getragene neue Landesregierung vor allem ADENAUERS Außenpolitik torpedieren, jedenfalls nicht unterstützen würde. Die fast tragische Auseinandersetzung in den Jahren 1952 und 1953 – nach dem Ausschluß der CDU aus der Regierung im neuen Lande – und die Haltung der Stuttgarter Regierung, vor allem ihres Ministerpräsidenten REINHOLD MAIER, in der Frage des Beitritts zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft haben in der Tat gezeigt, wie begründet ADENAUERS Befürchtungen und seine Zurückhaltung in der Frage des Zusammenschlusses zum Südweststaat mindestens zunächst gewesen sind.

Und noch ein zweiter Punkt in diesem Zusammenhang: Es war ein harter Kampf von eineinhalb Jahren um die Verfassung des neuen Landes. Hier stießen tatsächlich grundsätzliche Auffassungen aufeinander, vor allem in der Frage der Schulformen, des Elternrechtes, der landespolitischen Bedeutung des Konkordats, aber auch in der Organisation und Gliederung des neuen Landes, der Schaffung und der Zuständigkeiten von Regierungspräsidien. So war zum Beispiel die CDU, damals die stärkste Partei, mit ihren badischen und württembergischen Abgeordneten der Meinung, daß die Ministerien der alten Länder unmittelbar in die neuen Regierungspräsidien überzuleiten seien, während die Mehrheit, die Koalition, die bisherigen Ministerien der aufgelösten Länder in die neuen Ministerien eingliedern wollte. In den letzten Jahren versucht man nun nicht ohne Schwierigkeiten in der sogenannten Funktionalreform, wesentliche Zuständigkeiten der Ministerien auf die Regierungspräsidien zurückzuübertragen.

Das Stichwort ist gefallen: Funktionalreform. 25 Jahre Baden-Württemberg, das sind 25 Jahre Reformen. Was alles reformiert wurde – von den Hochschulen wollen wir nicht reden – dafür vielleicht von der inneren Gliederung, der Gemeinde- und Kreisreform. Ihr früherer Mitarbeiter THEODOR ESCHENBURG hat jüngst einmal gemeint, diese Reformen hätten zwar Rechtsstreitigkeiten ausgelöst, aber nicht zu schweren Konflikten geführt. Auf der anderen Seite steht ein interessantes Urteil des badischen Politologen WEINACHT, der jüngst in einem Gedenkaufsatz über LEO WOHLEB geschrieben hat: «Erst heute, wo die Bürger-



Die Regierungschefs der drei südwestdeutschen Länder vor der Unterzeichnung des Kommuniqués über die Volksbefragung zum Südweststaat: Gebhard Müller, Leo Wohleb und Reinhold Maier (von l. n. r.) – Aufn. Archiv Stuttgarter Zeitung.

initiativen wieder den direkten Kontakt verantwortlicher Politiker zur Basis erzwingen, wo sie störanfällige Entscheidungssysteme etwa in der Frage der Standortwahl und der Baugenehmigung für Kernkraftwerke außer Funktion setzen, beginnt man sich zu erinnern, daß im Rahmen einer volksnahen Regierungsführung bestimmte Probleme eher lösbar sein können als vermittels eines hochbürokratisierten, volksfernen Verwaltungssystems.» Ich darf zunächst darauf hinweisen, daß die grundlegenden Voraussetzungen für das einheitliche Funktionieren des neuen Landes bereits in der ersten Legislaturperiode geschaffen wurden: Gemeindeordnung, Landkreisordnung und Landesverwaltungsgesetz. Allerdings hat das Landesverwaltungsgesetz keine Kreisreform vorgesehen. Es ist auch heute noch von Interesse, daß der Versuch der Landesregierung im Jahre 1955, eine höchst bescheidene Kreisreform durchzuführen, restlos gescheitert ist. Man wollte damals nur drei Landkreise aufheben, nämlich Tettngang, Müllheim und Künzelsau, Kreise mit je knapp 30 000 kreisunterworfenen Einwohnern, ohne ausreichende Finanzkraft und mit geringer Leistungsfähigkeit. Wir wollten

außerdem die zum Teil sinnlos gewordene und geradezu schädliche Grenzziehung von Landkreisen an den früheren Landesgrenzen – also in den Räumen Hohenzollern, Schwenningen-Villingen, Schramberg, Pforzheim, Buchen, Mergentheim u. a. – bereinigen. In der Begründung zu ihrem Gesetzentwurf hat die damalige Regierung ausgeführt, daß zwar eine Reihe sachlicher Gründe für eine Zusammenlegung von nicht wenigen Kreisen sprächen, daß ein Kreis mindestens 100 000 Einwohner haben sollte, daß auch nach dem sogenannten SÄMISCH-Gutachten ihre Zahl von 65 auf 41 herabgesetzt werden sollte. Sie halte eine solche Reform aber für völlig aussichtslos, da die psychologischen Voraussetzungen dafür in der Bevölkerung nicht vorhanden seien, und daß nichts schädlicher wäre für das Zusammenwachsen des neuen Landes, als wenn ein erheblicher Teil der Bevölkerung durch weitgehende Reformen verärgert würde. Die Begründung fährt fort: Von 120 Gemeinden, die betroffen werden sollten und vorher gefragt wurden, haben nur zwanzig sich für eine Änderung, die an sich geradezu zwingend war, ausgesprochen; hun-

dert waren geradezu leidenschaftlich dagegen. Deshalb habe die Regierung nur eine kleine Lösung vorgeschlagen. Die Zeit müsse arbeiten. Nichts sei schlimmer für die Integration eines neuen Landes, als wenn weite Kreise auf lange Zeit unzufrieden seien; man habe die Erfahrung gemacht, daß gerade die Aufhebung von Landkreisen tiefgreifende und lange nachwirkende Folgen habe.

Sie würden also sagen: Zwar ist die Verwaltungsreform jetzt gemacht worden, aber ich, GEBHARD MÜLLER, bin nach wie vor der Meinung, daß es besser gewesen wäre, die Gefühle der Bevölkerung zu respektieren und es beim alten zu belassen.

Nein, Herr Doktor Locher, da haben Sie mich nicht recht verstanden. Meine Erklärungen, auf die Sie sich beziehen, gelten für die damalige Zeit. Damals – 1955 – war die Regierung der Meinung, daß eine durchgreifende Kreisreform eines langen psychologischen Prozesses, einer langen Vorbereitung durch Regierung, Parteien, Presse und Rundfunk bedarf; erst wenn man des Einverständnisses einer großen Mehrheit der betroffenen Bevölkerung sicher sei, solle man solche Reformen durchführen. Mit dieser Auffassung habe ich eigentlich recht gehabt. Nach zwanzig Jahren seit der Gründung des Landes ist die drastische Verringerung der Zahl der Landkreise, ihre neue Grenzziehung im wesentlichen ohne Widerspruch aufgenommen worden. Das gleiche gilt für den neuen Schnitt der Regierungspräsidien Stuttgart, Karlsruhe, Freiburg und Tübingen, die eindrucksvoll bestätigen, daß die alten Landesgrenzen nicht mehr, auch nicht in der Untergliederung, bestehen. Es kamen ehemals württembergische

Staatsbesuch von Bundespräsident Prof. Dr. Theodor Heuss in Württemberg-Hohenzollern. – Aufn. Landtagsarchiv.



Kreise, deren Bevölkerung sich das vor zwanzig Jahren nie hätte träumen lassen, wie Freudenstadt, Horb, Rottweil, Tuttlingen zu den Regierungsbezirken Freiburg und Karlsruhe. Auch das ist ohne spürbare Nachwirkungen geblieben. Dagegen hat die Gemeindereform zum Teil leidenschaftlichen Widerspruch hervorgerufen. Dutzende von Gemeinden haben den Staatsgerichtshof angerufen, in wenigen Fällen auch mit Erfolg. Ich fürchte, daß die Integration dieser neuen Großgemeinden – trotz des allgemeinen unverkennbaren Trends zur Stabilisierung in kurzer Zeit – in diesen Fällen gar nicht oder erst in langen Jahren erfolgt. Es ist dabei viel Gutes und Gewachsenes, viel Anhänglichkeit an die Heimat, wertvolles Traditionsbewußtsein, viel guter Wille, mitzuwirken und verantwortlich zu sein für seinen Heimatort, auch wenn er noch so klein ist, zerschlagen worden. Und damit ist ein entscheidendes Stück gewachsener, erlebter Demokratie und Bürgersinns einer gewissen Planungseuphorie – neben Demokratisierung das Schlagwort unserer Tage – zum Opfer gefallen. LEO WOHLEB hat das sehr wohl erkannt. Er hat im Jahre vor der Abstimmung nicht weniger als dreißig kleinen Gemeinden, ohne ihren Besitzstand zu vergrößern, das Stadtrecht verliehen und kein Wochenende vergehen lassen, ohne bei einer Gemeindegründungsfeier, einem Stadtjubiläum an tief wurzelnde Heimatgefühle und die landespolitische Bedeutung des Bewährten zu appellieren.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß überall dort, wo die Bürger frei entscheiden können, zum Beispiel bei Verbänden, bei anderen Zusammenschlüssen, die Anpassung an das große Land nur teilweise geschehen ist.

In diesen Fällen sollte man die Vereinheitlichung nicht erzwingen. Integration und Vereinheitlichung sind nicht das gleiche, Integration ist durchaus mit Vielfalt vereinbar. Nur wo vordringliche Interessen des Staates und der Allgemeinheit bestehen, wo zur Erreichung der Vereinszwecke gleichzeitig hohe staatliche Subventionen verlangt werden, muß eine gewisse Einflußnahme im Sinne eines nachdrücklichen Hinweises auf die Notwendigkeit des Zusammengehens auf Landesebene erfolgen. Wenn aber eine große Mehrheit der Verbandsangehörigen den Zusammenschluß nicht will, ist es besser, zu warten, bis Einsicht und Vernunft sich durchsetzen.

Herr Doktor Müller, Sie waren Hauptakteur, Sie sind jetzt Beobachter. Welches sind Ihrer Meinung nach – wenn Sie in die Zukunft sehen – die wichtigsten Probleme, die Baden-Württemberg lösen muß?

Ich meine, daß die Probleme des Zusammenwachsens des Landes, seiner Integration, gelöst sind. Die Aufgaben, die in einer sich hektisch wandelnden

Zeit sich geradezu täglich neu stellen, sind Bund und Ländern im wesentlichen gemeinsam und keine speziellen Probleme des Landes. Vordringlich und in seiner Bedeutung überhaupt nicht zu überschätzen ist die Erhaltung der Kaufkraft der Währung, die Bekämpfung der stetig fortschreitenden Inflation, soweit das Land dazu beitragen kann, die Erhaltung und Neuschaffung von Arbeitsplätzen vor allem für die Jugend, die Pflege des ländlichen Raumes, seiner Besiedelung und die Erhaltung der Landschaft, die Lösung der Verkehrsprobleme der Großstädte, die Lösung des Problems «Großstadt und Umland». Offen sind im engeren Zusammenhang unseres Gesprächs noch die weitere Entwicklung des Mannheimer Raumes, des Rhein-Nekkar-Gebietes und des Ulmer Raumes, des Gebietes Donau-Iller. Sie erfordern den staatsvertraglichen Ausbau der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit, die Schaffung von Regionalverbänden aus Gebieten und Landkreisen der in Nachbarschaft stehenden Länder. Die Hoffnung und die Überzeugung,

die man lange gehegt hat, daß hier eine Neugliederung durch Staatsvertrag oder ein Bundesgesetz zu erreichen sei, habe ich nicht mehr. Auch Länder, bei denen man eine Neugliederung auf Grund des Artikels 29 des Grundgesetzes einstmals für zwingend geboten gehalten hat, haben sich so stabilisiert, zum Teil auch wirtschaftlich und finanziell so günstig entwickelt, daß die Wünsche nach Änderung stille geworden sind. Obwohl der weiter bestehende horizontale Finanzausgleich zwischen den Ländern das größte Hindernis für einen echten und wirkungsvollen Föderalismus bleibt, hat der nunmehr geänderte Artikel 29 aus dem Gebot zur Neugliederung lediglich noch ein Angebot gemacht, das die Bevölkerung und ihre parlamentarische Vertretung annehmen oder ablehnen können. Ich fürchte, daß von dem Angebot kein Gebrauch mehr gemacht werden wird. So bleibt Baden-Württemberg der einzige Versuch der Neugliederung des Bundesgebietes, der gelungen ist. Freilich war es Mühe und Last genug, dieses Land zu schaffen.

Die Anfänge der Südweststaatsdiskussion nach 1945*

Paul Sauer

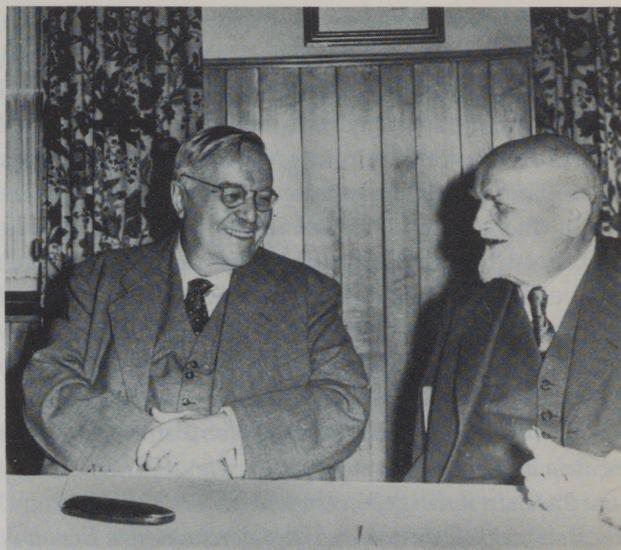
Nach der Besetzung Südwestdeutschlands durch amerikanische und französische Truppen im März und April 1945 versuchten die Franzosen im Widerspruch zu den vor Kriegsende zwischen den Alliierten getroffenen Absprachen, sich den maßgeblichen militärisch-politischen Einfluß in diesem Gebiet zu sichern. Sie richteten trotz des Protests der Amerikaner in Stuttgart eine Militärregierung ein und riefen für den Gesamtbereich von Württemberg eine zivile Landesverwaltung ins Leben. Dasselbe geschah in Karlsruhe für Baden. Die Amerikaner waren jedoch nicht bereit, ihren französischen Verbündeten nach Gutdünken im deutschen Südwesten schalten und walten zu lassen. Sie wollten in Baden und Württemberg nicht nur militärisch präsent sein, sondern

sie wollten hier auch ein entscheidendes politisches Mitspracherecht behaupten. Am 8. Juli 1945 mußten die Franzosen Karlsruhe und Stuttgart räumen und sich aus allen nördlich der Autobahn Karlsruhe-Stuttgart-Ulm gelegenen oder von ihr durchschnittenen badischen und württembergischen Land- und Stadtkreisen zurückziehen. Neuer Sitz ihrer Militärregierung für Baden wurde Freiburg, für Württemberg Tübingen. Die von ihnen eingesetzte deutsche Zivilverwaltung in Karlsruhe blieb zunächst dort, übersiedelte dann aber im September nach Freiburg. In Württemberg behielt die weiterhin in Stuttgart befindliche Landesverwaltung ihre Zuständigkeit für das Gesamtland. Da jedoch die Stuttgarter Landesdirektoren die in ihren Geschäftsbereichen erwachsenden Aufgaben in der französischen Besatzungszone nicht direkt wahrnehmen konnten, übertrugen sie diese Delegierten. Ein verwaltungsmäßiges Auseinanderfallen Württembergs schien so verhindert. In Wirklichkeit freilich gab gerade das Delegiertensystem den Anstoß zur Bildung einer selbständigen Landesverwaltung in Südwürttemberg. Die Landesdirektoren in Stuttgart konnten, wie erwähnt, nur mittels ihrer Delegierten und im Einvernehmen mit beiden alliierten Militärregierungen Anordnungen und Verfügungen für die französisch besetzten Landesteile erlas-

*Die Darstellung stützt sich auf das Quellenmaterial, das der Verfasser für die vom Landtag von Baden-Württemberg 1977 aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Landes Baden-Württemberg veranstaltete Ausstellung gesammelt hat. Die Ausstellung, die vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart und vom Archiv des Landtags gestaltet wird, dokumentiert die Entstehung des Bundeslandes Baden-Württemberg. Ihr wesentlicher wissenschaftlicher Ertrag wird in einer vom Landtag und vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart herausgegebenen Dokumentenpublikation niedergelegt. Die in der folgenden Darstellung ausgewerteten oder zitierten Quellenzeugnisse stammen aus den baden-württembergischen Staatsarchiven und dem Archiv des Landtags, der Brief von THEODOR HEUSS aus dem Bundesarchiv in Koblenz (Nachlaß THEODOR HEUSS Nr. 102).

sen. Eine wirksame Verwaltungstätigkeit war so von vornherein unterbunden. Während die Amerikaner bereits im August den ehemaligen württembergischen Wirtschaftsminister DR. REINHOLD MAIER mit der Bildung einer Regierung für das amerikanisch besetzte Gebiet Württembergs beauftragten, lockerten die Franzosen die Bindung der Tübinger Delegation an die Stuttgarter Zentrale und wandelten sie etappenweise in eine eigenständige Behörde um. Am 7. September 1945 erhielt die Delegation die Bezeichnung «Direction Régionale de la Zone Française – Intérieur». Am 16. Oktober errichtete die französische Militärregierung in Tübingen sodann das «Staatssekretariat für das französisch besetzte Gebiet Württembergs und Hohenzollerns». Am 19. September 1945 proklamierte General EISENHOWER die Bildung des Landes Württemberg-Baden. Fünf Tage später wurde die Regierung REINHOLD MAIER, die in Nordwürttemberg an die Stelle der auf französische Initiative zurückgehenden bisherigen zentralen Landesverwaltung trat, offiziell in ihre Funktionen eingesetzt. Entgegen ihrer ursprünglichen Konzeption, in Stuttgart lediglich eine oberste deutsche Verwaltungsinstanz für Nordwürttemberg zu schaffen, dehnten die Amerikaner die Zuständigkeit der Regierung REINHOLD MAIER auch auf Nordbaden aus. Doch blieb die Eigenständigkeit des nordbadischen Landesteils durch die Einräumung einer sehr weitgehenden Verwaltungsautonomie gewahrt. Diese beeinträchtigte indessen nur wenig das rasche Zusammenwachsen von Nordbaden mit dem seiner sozialen und wirtschaftlichen Struktur nach ähnlichen Nordwürttemberg. Festzuhalten bleibt: Der Interessengegensatz zwischen Frankreich und den USA zerstörte 1945 die staatliche Einheit der beiden traditionsreichen Länder Baden und Württemberg und bewirkte, daß auf dem Boden Südwestdeutschlands drei neue künstliche Staatsgebilde entstanden: *Württemberg-Baden*, *(Süd-)Baden* und *(Süd-)Württemberg-Hohenzollern*. Die Neugestaltung der politischen Verhältnisse im südwestdeutschen Raum nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erfolgte ohne Einflußnahme der Bevölkerung. Diese war nach der totalen Niederlage des Deutschen Reichs zunächst gänzlich der Willkür der Siegermächte ausgeliefert.

Daß mit der Schaffung des Landes Württemberg-Baden durch die Amerikaner ein erster, aber sehr wichtiger Schritt in Richtung eines späteren staatlichen Zusammenschlusses von ganz Baden und ganz Württemberg getan war, kam im Herbst 1945 noch kaum jemandem zum Bewußtsein. Die Äußerung von Wirtschaftsminister ANDRE, man befinde sich vielleicht *auf dem Weg zu einem Südweststaat*, fand



Reinhold Maier und Wilhelm Keil –
Aufn. Landtagsarchiv.

in der Ministerratsitzung in Stuttgart am 31. Oktober 1945, in der sie fiel, keinen Widerhall. Erst im Lauf des Jahres 1946 gewann der Gedanke einer Vereinigung von Baden, Württemberg und Hohenzollern bei württemberg-badischen Politikern zunehmend an Boden. Bedeutsam wurde der Antrag, den der Stuttgarter Abgeordnete WALTER am 19. September 1946 in der Verfassungsgebenden Versammlung von Württemberg-Baden einbrachte. Nach dem Antrag WALTERS, der einstimmig angenommen und als Artikel 107 in die Verfassung eingefügt wurde, sollte für Verfassungsänderungen, die sich bei einer Vereinigung von Süd-Württemberg und Süd-Baden mit den nördlichen Landesteilen als notwendig erwiesen, eine einfache Mehrheit ausreichen. Für alle sonstigen Verfassungsänderungen, so auch eine etwaige territoriale Veränderung des derzeit bestehenden Staatsgebiets durch die Ausgliederung Nordbadens, sah der zur Beratung stehende Verfassungsentwurf jedoch eine Zweidrittelmehrheit vor. Mit der als Artikel 85 in der Verfassung vom 28. November 1946 übernommenen Bestimmung, daß Verfassungsänderungen einer Zweidrittelmehrheit bedurften, und der von dem Abgeordneten Walter formulierten Ausnahme wurde einerseits die staatliche Einheit Württemberg-Badens zementiert, andererseits wurden nicht unwesentliche Voraussetzungen für eine spätere Vereinigung der südwestdeutschen Länder geschaffen.

Der bekannte sozialdemokratische Politiker WILHELM KEIL, der schon in der Zeit der Weimarer Republik den Zusammenschluß von Baden und Württemberg befürwortet hatte, hielt die Gelegenheit der

Verfassungsberatungen für günstig, um am 1. Oktober 1946 in der Württembergisch-Badischen Verfassungsgebenden Landesversammlung eine EntschlieÙung einzubringen, in der die Verfassungsgebende Landesversammlung im Namen des Volkes ihren Landsleuten in den von den Franzosen besetzten südlichen Landesteilen die herzlichsten GrüÙe entbot und ihrer Hoffnung Ausdruck verlieh, daÙ bald eine Wiedervereinigung möglich sein werde. Die Landesversammlung, so hieß es in der EntschlieÙung weiter, *ist fest überzeugt, daÙ von der künftigen Volksvertretung und Regierung des neugeschaffenen Staates Württemberg-Baden alles getan werden wird, was zu einer alsbaldigen Vereinigung der Länder Württemberg und Baden in ihrem vollen Umfang zu führen geeignet ist. Dieser Staat soll sodann als Glied der deutschen Republik erfüllt sein vom Geiste demokratischer Freiheit und sozialer Gerechtigkeit.* KEIL wollte mit dieser EntschlieÙung nach außen kundtun, welches zentrale Anliegen der Verfassungsgebenden Landesversammlung in Stuttgart die Beseitigung der Trennungslinie war, die die Länder Baden und Württemberg in ihrer Mitte durchschnitt. Die Versammlung stellte sich geschlossen hinter ihn. Die EntschlieÙung wurde ohne vorausgegangene Aussprache einstimmig gebilligt und antragsgemäÙ den Landesverwaltungen in Tübingen und Freiburg zugeleitet.

In Freiburg stieÙen die Stuttgarter «Unionsbestrebungen» auf schroffe Ablehnung. Der Präsident der Landesverwaltung Baden – Französisches Besatzungsgebiet, Ministerialdirektor DR. BUND, erklärte in einem an den Präsidenten der Verfassungsgebenden Landesversammlung für Nordwürttemberg-Nordbaden gerichteten Schreiben vom 2. November 1946, das Ziel badischer Politik könne nur die Wiedervereinigung des ganzen badischen Landes sein. *Das Land Baden ist in den 140 Jahren seines Bestehens – dank seiner vorzüglichen Verwaltung und schon seit 1810 im Besitze eines einheitlichen bürgerlichen Rechts – zu einer staatlichen Einheit zusammengewachsen, die auch durch bloÙ zeitbedingte und vorübergehende Zonengrenzen nicht auszutilgen ist. Das badische Volk in seiner übergroÙen Mehrheit wünscht – dessen sind wir überzeugt – an dieser Einheit festzuhalten und lehnt es ab, sich durch verfassungsgebende Beschlüsse einer Instanz, in der das württembergische Stimmgewicht erheblich überwiegt, in undemokratischer Weise seine künftige staatliche Ordnung aufzwingen zu lassen. Nur die badische Landesverwaltung – und an ihrer Stelle demnächst die provisorische badische Landesregierung – in Freiburg besitzen nach der staatsrechtlichen Entwicklung in Baden vor der Geschichte die Legitimation, im Namen des badischen Landes und Volkes zu sprechen, solange nicht dem gesamten badischen Volke Gelegenheit gegeben ist, in freier Abstimmung*



Lorenz Bock, Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern 8. 7. 1947 – 3. 8. 1948 – Aufn. Landtagsarchiv.

über sein künftiges Schicksal zu entscheiden. Diese Entscheidung durch machtpolitisch bedingte Beschlüsse vorwegzunehmen, hieß die neue demokratische Ordnung verfälschen.

Dies waren sehr harte Worte an die Adresse der Stuttgarter Verfassungsgebenden Landesversammlung. In ihnen fand das Unbehagen eines badischen Politikers, der nur ein Ziel kannte, die Wiederherstellung des alten Landes Baden, im Hinblick auf den durch die amerikanische Besatzungsmacht verfügtten staatlichen Zusammenschluß Nordbadens und Nordwürttembergs, der nunmehr auf demokratisch-verfassungsmäßige Weise bestätigt werden sollte, beredten Ausdruck. DR. BUND übersah allerdings völlig, daß die Stuttgarter EntschlieÙung einstimmig angenommen, also auch von sämtlichen nordbadischen Vertretern ausdrücklich gebilligt worden war und daß sie nicht dekretieren oder eine Entscheidung vorwegnehmen, sondern daß sie nur den Weg für eine staatliche Neuordnung aufzeigen wollte, den man in Stuttgart für den richtigen hielt, nachdem nun einmal das Land Württemberg-Baden bestand und sich dieser Zusammenschluß nach An-

sicht eines erheblichen Teils der Bevölkerung bewährt hatte und bewährte.

DR. BUND protestierte in seinem Schreiben gegen den *terminologischen Mißbrauch*, Nordbaden mit Baden schlechthin gleichzusetzen und ihn jetzt auch noch durch den nordwürttemberg-nordbadischen Verfassungsentwurf zum Gesetz zu erheben. Die Badische Landesverwaltung, die bis zum 10. Juli 1945 ihren Sitz in Karlsruhe gehabt habe, sei mit größerem Recht befugt, sich ohne einschränkenden Zusatz als badische Landesregierung zu bezeichnen und das von ihr vertretene Gebiet schlicht und einfach «Baden» zu nennen, zumal Baden französischer Zone an Zahl und Bedeutung Nordbaden übertreffe und an Größe und Reichtum der amerikanischen Zone Badens nicht nachstehe.

Für DR. BUND besaß die Wiedervereinigung von Nord- und Südbaden selbst vor der staatlichen Organisation Gesamtdeutschlands unbedingten politischen Vorrang. Erst wenn diese erreicht war, konnte seiner Ansicht nach eine staatliche Neugestaltung des deutschen Raums ins Werk gesetzt werden. Doch auch für eine solche über die Einzelstaaten hinausgehende politische Organisation sei das einzelstaatliche Dasein Grundlage und Voraussetzung. *Sie muß durch unabdingbare Sicherheiten gewährleistet sein, wenn die eben mit allen Schrecknissen zu Ende gegangene Entwicklung – DR. BUND meinte die nationalsozialistische Epoche – nicht von neuem be-*

Vereidigung der Minister von Württemberg-Hohenzollern am 22. 7. 1947: Wirtschaftsminister Eberhard Wildermuth, Innenminister Viktor Renner, Arbeitsminister Eugen Wirsching, Landwirtschaftsminister Dr. Franz Weiß, Justizminister Dr. Carlo Schmid, Landtagspräsident Karl Gengler (v. l. n. r.). – Aufnahme aus dem Archiv Minister a. D. Eugen Wirsching.



ginnen soll. Das schulden wir dem Erbe unserer Väter, das fordern von uns unsere Kinder.

Der Südweststaat fand in Südbaden mit seine ersten Befürworter in den Kommunisten. Dies ist vor allem deshalb nicht uninteressant, weil die Kommunisten später die Front wechselten und vor der Volksabstimmung am 9. Dezember 1951 propagandistisch die Wiederherstellung der alten Länder Baden und Württemberg forderten. Am 7. Januar 1947 stellte die Fraktion der KPD – ohne Zweifel als Reaktion auf die Entschließung der Verfassungsgebenden Landesversammlung von Württemberg-Baden vom 1. Oktober 1946 – in der Beratenden Versammlung des Landes Baden den Antrag, dem neugewählten Landtag des Staates Württemberg-Baden zu schreiben und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß *die Vereinigung der beiden Länder Baden und Württemberg möglich werde*. Sie begründete ihren Antrag damit, daß die einst aus dynastischen Interessen gezogenen Grenzen die wirtschaftliche und politische Vereinigung Badens und Württembergs nicht verhindern dürften, sobald die entsprechenden Voraussetzungen dafür gegeben seien. Etwas anders reagierte am gleichen Tag die Fraktion der SPD der Beratenden Versammlung des Landes Baden. Sie empfahl in ihrem Antrag der Landesversammlung, an die oberste alliierte Besatzungsbehörde zu appellieren, damit diese dem Land Baden seine aus kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Gründen notwendige und sehr dringende Einheit wiedergebe. Die Wiedervereinigung der beiden durch die Zonengrenze getrennten Landesteile bilde *die Voraussetzung für eine sachliche und fruchtbare Diskussion über die Vereinigung von Württemberg und Baden*.

Die SPD-Fraktion bezeichnete einen auf diese Weise zustande kommenden Zusammenschluß der südwestdeutschen Länder aus wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Gründen als erwünscht.

In Württemberg-Hohenzollern verhielt man sich gegenüber der Südweststaatinitiative der Verfassungsgebenden Landesversammlung in Stuttgart sehr zurückhaltend. Man war in Tübingen einem Zusammenschluß der südwestdeutschen Länder sicher nicht ganz abgeneigt, strebte aber als Nahziel die Wiedervereinigung der beiden württembergischen Landesteile unter Einschluß von Hohenzollern an. In seiner Regierungserklärung vom 22. Juli 1947 formulierte dies der württemberg-hohenzollerische Staatspräsident LORENZ BOCK folgendermaßen: *Das erste, was wir in dieser Stunde zum Ausdruck bringen wollen, ist der Wunsch, es mögen Süd- und Nordwürttemberg in Bälde wieder zusammenkommen zu einem einheitlichen Staat. Die Trennung war ja rein zufällig, bedingt durch die Festlegung der Demarkationslinie*

zwischen der amerikanischen und der französischen Zone. Sie entsprang keinesfalls dem Willen der Bevölkerung zu getrennter Staatenbildung. Wir wollen lieber heute als morgen wieder einen einheitlichen Staat bilden, zusammen mit dem Land Hohenzollern, dessen Selbstverwaltungsrechte wir in dem Umfang achten, wie dies in Artikel 2 der Verfassung gewährleistet ist. Bis zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung wird die Regierung bestrebt sein, alles zu vermeiden, was das organische Wiederauswachsen der beiden Landesteile erschweren könnte, und sich bemühen, auf beiden Seiten möglichst Rechtseinheit herzustellen.

Wenn die Landesverwaltung bzw. Regierung und Volksvertretung von Württemberg-Hohenzollern 1946/47 kein Votum in der Südweststaatfrage abgaben, so hatte dies seinen Grund auch darin, daß sich die Franzosen in den Ländern ihrer Besatzungszone alle wichtigen politischen Befugnisse vorbehalten und daß die Mitwirkung der deutschen Stellen demgemäß im wesentlichen auf Verwaltungsangelegenheiten beschränkt blieb. Außerdem machten die Franzosen keinen Hehl daraus, daß sie Bestrebungen förderten, die auf eine Wiederherstellung der alten Länder Baden und Württemberg abzielten, daß aber eine Südweststaatlösung zu ihrem Deutschlandkonzept in diametralem Gegensatz stand. Eine positive Stellungnahme der südwestdeutschen Regierung zu der Südweststaatinitiative der Verfassungsgebenden Landesversammlung von Württemberg-Baden hätte deren Verhältnis zur französischen Militärregierung schwer belastet und hätte für die Bevölkerung, die unter der katastrophalen Lebensmittelversorgung und unter der rigorosen Reparationspraxis der Franzosen ohnehin sehr zu leiden hatte, nur Nachteile zur Folge gehabt. Die im Sommer 1947 verfassungsmäßig gebildete badische Regierung in Freiburg sah wie schon der Präsident der Landesverwaltung Baden – Französisches Besatzungsgebiet – in der Wiedervereinigung von Nord- und Südbaden ihr vornehmstes Anliegen. Unter Bezugnahme auf die Regierungserklärung von Staatspräsident BOCK im Landtag von Württemberg-Hohenzollern versicherte Staatspräsident LEO WOHLER am 5. August 1947 im Freiburger Landtag nachdrücklich, daß auch seine Regierung alles zu vermeiden suche, was das organische Wiederauswachsen der beiden Landesteile erschweren könnte. Ein Grund ernster Sorge war ihm jedoch das zwangsläufige Auseinanderleben von Nord- und Südbaden bei einer noch länger währenden Trennung. *Die Zonengrenzen überhaupt, so stellte er fest, wirken sich je länger je mehr als Ursache einer Verelendung des deutschen Volkes aus.*

In Württemberg-Baden wurde Anfang 1948 ver-

sucht, auf gesetzlichem Weg die der staatlichen Integration des Landes hinderliche Verwaltungsautonomie Nordbadens zu beseitigen. Innenminister FRITZ ULRICH, der am 30. Januar 1948 dem Landtag einen Gesetzentwurf vorlegte, der die Umwandlung des Landesbezirks Baden in einen Regierungsbezirk vorsah, begründete dies nicht nur mit dem von der Verfassung in Artikel 44 Absatz 2 erteilten Auftrag, die gleiche Gliederung und Selbstverwaltung der beiden Landesteile gesetzlich zu regeln, sondern auch mit dem Fernziel, ganz Württemberg und ganz Baden einschließlich Hohenzollern zu einem auf dem Willen des gemeinsamen Volkes basierenden demokratischen Rechts- und sozialen Volksstaat zu verschmelzen. Der Entwurf löste eine heftige, teilweise stark emotionsgeladene Debatte aus. Der Abgeordnete HARTER, der die Aussprache eröffnete, erklärte beispielsweise: *Es steht außer jedem Zweifel: Der Bevölkerung von Nord-Württemberg liegt die baldige Vereinigung mit Süd-Württemberg mehr am Herzen als die restlose Verschmelzung mit Nord-Baden; ebenso ist den Nord-Badenern in erster Linie Herzenssache ein Sichwiederausfinden mit Süd-Baden, und erst nach der Erreichung des Zieles sollte durch ein Völkerreferendum der endgültige Wille des gesamtbadischen und des gesamtwestdeutschen Volkes zur Schaffung eines einheitlichen Staates Württemberg-Baden und über die künftigen staatsrechtlichen Formen und die verwaltungsmäßige Gestaltung dieses Staates festgestellt werden. Jedemfalls sollten nach unserer Auffassung im jetzigen ungeklärten Stadium der Entwicklung der Zonenpolitik endgültige staatsrechtliche und verwaltungsgesetzliche Konstruktionen vermieden werden, insbesondere solche, die geeignet wären, in den Süddeutschen unserer Landesbezirke den Eindruck zu erwecken, als ob sie ein für allemal von den in den Nordteilen wohnenden Landsleuten abgeschrieben und vor vollendete Tatsachen gestellt werden sollten, ohne daß ihnen selbst die Möglichkeit eingeräumt wird, an der endgültigen Gestaltung der erstrebten Endlösung entscheidend mitzuwirken. Und als geborener Südbadener sage ich ebenso deutlich – in genauer Kenntnis der Mentalität meiner südbadischen Landsleute und ihres stark ausgeprägten Mißtrauens gegenüber allzustark betonten schwäbischen Zentralisierungsbestrebungen –: Ein seiner autonomen Verwaltungsrechte völlig entkleidetes Nord-Baden wird für sie keinen Anreiz bieten, keine Anziehungskraft ausüben und keinen stimmungsmäßigen Auftrieb für den Gedanken einer konstruktiven Gesamtlösung im südwestdeutschen Raume zu erzielen vermögen.* HARTER wies auch darauf hin, daß in weiten Kreisen des badischen Volkes die innere Bereitschaft und der Wille zu einer solchen konstruktiven und gründlichen Gesamtlösung stimmungsmäßig erst geschaffen werden müsse. *Es ist daher unser Wunsch,*

diese Dinge so feinfühlig und behutsam wie möglich zu behandeln und psychologisch und wirtschaftlich auf den schwächeren Teil des Landes gebührend Rücksicht zu nehmen, denn der schwächere Teil . . . wird immer geneigt sein, sich benachteiligt zu fühlen, eben weil er schwächer ist.

Da wie HARTER auch verschiedene andere Abgeordnete, unter ihnen der Landesbezirkspräsident von Nordbaden, der stellvertretende Ministerpräsident und Finanzminister DR. HEINRICH KÖHLER, den Entwurf ablehnten, wurde er am 5. Februar 1948 einem zwanzigköpfigen Sonderausschuß zur weiteren Behandlung überwiesen. Damit war er zunächst vom Tisch. Zu einer nochmaligen parlamentarischen Beratung gelangte er indessen auch in einer wesentlich veränderten Neufassung nicht mehr. DR. KÖHLER hatte übrigens bereits in der Kabinettsitzung vom 26. November 1947 eine Vertagung der Beratung über den Entwurf des Landesbezirksverwaltungsgesetzes im Ministerrat zumindest bis zum Bekanntwerden der Ergebnisse der am Vortag begonnenen Londoner Konferenz der Außenminister Frankreichs, Großbritanniens, der Sowjetunion und der USA über die deutsche Frage gefordert und hatte, als dies abgelehnt worden war, mit den beiden anderen CDU-Ministern BEYERLE und STOOSS demonstrativ die Sitzung verlassen. Die Londoner Konferenz war dann am 15. Dezember 1947 ergebnislos abgebrochen worden.

Indessen mehrten sich die Stimmen, die einer Vereinigung von Württemberg und Baden das Wort redeten. Im Dezember 1947 erklärte der Pforzheimer Oberbürgermeister DR. JOHANN PETER BRANDENBURG in der Presse die Schaffung eines südwestdeutschen Staates in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht für eine zwingende Notwendigkeit, und er setzte hinzu: *In einem bundesstaatlichen Deutschland können kleine Länder, wie es Baden und Württemberg getrennt sind, gegenüber einem Kolosß wie Bayern oder anderen nicht genug Gewicht in die Waagschale werfen.*

Am 7. April 1948 bejahte die Demokratische Partei von Süd- und Mittelbaden in einer EntschlieÙung die Zweckmäßigkeit der Vereinigung von Baden und Württemberg unter der Voraussetzung, daß eine Reihe grundsätzlicher Fragen staatsrechtlicher, wirtschaftlicher und kultureller Art verfassungsmäßig festgelegt wird. Sie hielt aber eine Volksabstimmung über eine solche Vereinigung erst dann für sinnvoll, wenn die alten Länder Baden und Württemberg wiederhergestellt seien. Die Einbeziehung der Pfalz in einen künftigen Südweststaat bezeichnete sie als erstrebenswert. Auf dem Landesparteitag der CDU Südwürttembergs Anfang Juni 1948 fand der Antrag der Jungen Union, der sich für den Zusammenschluß der ganzen

Länder Baden, Württemberg und Hohenzollern zu einem Staat «Schwaben» aussprach, einstimmige Billigung. Wenige Tage darauf trat der Parteitag der Demokratischen Volkspartei in Reutlingen mit derselben einstimmig angenommenen EntschlieÙung hervor. Im Hinblick auf den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nannte er die Schaffung des Südweststaates ein dringendes Gebot. Nach dem Bericht des SÜDKURIER vom 8. Juni 1948 begründete er sein Votum mit der bundesstaatlichen Synthese, die die unitarischen Tendenzen im Norden und die partikularistischen Bestrebungen im Süden in der demokratischen Tradition der zu vereinigenden beiden Länder fänden. Auch die SPD Südwürttembergs trat auf ihrem Landesparteitag für eine Vereinigung der südwestdeutschen Länder ein, wobei sie gleichfalls einen Anschluß der Pfalz an den neuen Oberrheinischen Bundesstaat befürwortete.

In einem Brief vom 3. Juli 1948 an den Landtagsabgeordneten DR. PAUL WAELDIN in Lahr bekannte sich THEODOR HEUSS, der nachmalige Bundespräsident, vorbehaltlos zur Vereinigung von Baden, Hohenzollern und Württemberg. Er habe, so äußerte er, eine solche Lösung schon 1919 nach dem Wegfall der Dynastien öffentlich gefordert, auch habe er sie im Juni und Juli 1945 in zwei Denkschriften *über die deutschen Dinge* vertreten, die er auf Bitten der Amerikaner verfaßt habe. Auch wenn er in der württembergischen Tradition aufgewachsen sei und viel über württembergische Wirtschafts- und Geistesgeschichte geschrieben habe, fühle er sich doch frei von einem württembergischen Partikularismus, zumal ihm dafür alle familiären Voraussetzungen fehlten. Er habe diese Frage stets von einem gesamtdeutschen Aspekt aus betrachtet und stets für eine Stärkung der südwestdeutschen Ecke gegenüber Bayern plädiert. *Aber in der Beurteilung der aktuellen Situation habe ich den Nordbadenern immer klar zu machen versucht, und im Ganzen auch mit Erfolg, daß sie bei der furchtbaren Zerstörung von Mannheim, Bruchsal, Pforzheim und Karlsruhe durch den Lastenausgleich mit Württemberg, in dem trotz der Katastrophen von Heilbronn und Ulm und den Schäden von Stuttgart eine ganze Anzahl intakter größerer Industriestädte vorhanden sind, eine wesentliche Erleichterung finden werden. Und nicht anders ist es mit Südbaden, zumal nach der Substanzentnahme, die dieses Land in den letzten drei Jahren erfahren hat. Ich habe in einer Landtagssitzung vor Monaten schon darauf hingewiesen, daß unsere finanzpolitischen Überlegungen dem ganzen Raum heute schon gelten müÙten, habe die sachliche Zusammenarbeit der drei Universitäten und der zwei (Technischen) Hochschulen schon für heute gefordert, um etwa bei Instituten Fehlinvestierungen auszuweichen. Ich habe nie in meinem Leben Respekt*

gehabt vor den Landesgrenzen, die zwischen 1803 und 1810 zustande gekommen sind, wie eben die Bestechung der Sekretäre von Napoleon besser funktionierte. Der mittelstaatliche Patriotismus ist ja eine seltsame Leistung des 19. Jahrhunderts geworden; aber sehen wir ihn etwas näher an, so ist er eine Beamtenangelegenheit, abhängig vom Sitz der Landeshauptkasse und des königlichen bzw. großherzoglichen Ordenskapitels. Die Stammes- und Menschengeschichte hat sich darum nicht gekümmert. Von etwas stärkerem Einfluß war die kirchliche und konfessionelle Struktur, aber das darf nicht überspitzt werden.

Als THEODOR HEUSS seinen Brief schrieb, war, ohne daß er darüber bereits genauere Kenntnis hatte, die Südweststaatfrage in ein gänzlich neues Stadium eingetreten. Zwei Tage zuvor, am 1. Juli 1948, hatten der amerikanische, der britische und der französische Militärgouverneur die in Frankfurt am Main versammelten Regierungschefs der deutschen Länder in den drei westlichen Besatzungszonen zu Vorschlägen über eine territoriale Neugliederung der westdeutschen Länder ermächtigt. Als Leitlinien hatten die Militärgouverneure festgelegt, es sollte den historischen Formen Rechnung getragen werden, aber möglichst auch die Bildung von Ländern vermieden werden, die im Vergleich mit anderen Ländern entweder zu groß oder zu klein wären. Damit hatten sich die westlichen Besatzungsmächte ausdrücklich von den 1945 einseitig durch sie geschaffenen künstlichen Ländergrenzen distanziert,

die ihren militärischen und politischen Interessen entsprachen, und den Weg für eine grundlegende Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Westdeutschland freigegeben. In Südwestdeutschland begann nunmehr ein zähes und an Härte sich fortwährend steigerndes Ringen zwischen Befürwortern und Gegnern eines Zusammenschlusses der Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern, wie es sich schon in der vorausgegangenen zweijährigen Phase der Anträge, Entschließungen, Stellungnahmen und persönlichen Willensbekundungen abgezeichnet hatte. Mit an die erste Stelle der Vorkämpfer für eine Vereinigung der drei Nachkriegsländer trat nunmehr DR. GEBHARD MÜLLER, der Nachfolger des am 4. August 1948 verstorbenen württemberg-hohenzollerischen Staatspräsidenten LORENZ BOCK. Seiner weitsichtigen, geradlinigen und beharrlichen, dabei aber stets menschlich versöhnlichen und noblen Politik kommt ein Hauptverdienst an der schließlichen Verwirklichung der Südweststaatidee zu.

Am 9. Dezember 1951 stieß der vom Bundestag beschlossene und durch Urteil des Bundesverfassungsgerichts gutgeheißene Volksentscheid endgültig die Tür zur staatlichen Neuorganisation Südwestdeutschlands auf. Staatsrechtlich trat Baden-Württemberg am 25. April 1952 ins Leben, an dem Tag, an dem REINHOLD MAIER die erste Vorläufige Regierung des neuen Bundeslands bildete.

Der «Großschwaben-Plan» aus dem Jahre 1920

Die Neugliederung Südwestdeutschlands war auch zwischen der napoleonischen Flurbereinigung und der Schaffung des Landes Baden-Württemberg immer wieder Gegenstand von mehr oder weniger leidenschaftlich, mehr oder weniger intensiv geführten Diskussionen. So beim Übergang der Hohenzollernschen Lande an Preußen, im Zusammenhang des Einmarsches der Württemberger in Hohenzollern im preußisch-österreichischen Krieg von 1866, aber auch während des 1. Weltkriegs und später dann, als Nationalsozialisten von einem «Gau» träumten, der alle Schwaben zusammenfassen sollte. In den ersten Jahren der Weimarer Republik kam es zu sehr ernsthaften Verhandlungen. GÜNTHER BRADLER hat darüber ausgedehnte archivalische Studien angestellt. Wir veröffentlichen hier Auszüge aus den umfangreichen Niederschriften seiner Ergebnisse. (Anmerkung der Redaktion)

Günther Bradler

Vorspiel in Hohenzollern

Die Revolution von 1918 entfachte eine breite öffentliche Diskussion über die weitere staatliche Zugehörigkeit des Regierungsbezirks «Hohenzollernsche Lande» zum preußischen Staatsverband. In den Tagen nach dem 13. November 1918, als sich Arbeiter- und Soldatenräte in Hechingen und auf dem badischen Heuberg gebildet hatten, verlangten Splittergruppen die Ausrufung einer hohenzollerischen Republik und die Trennung von Preußen. Diese Bestrebungen wurden jedoch vom Hohenzollernschen Kommunallandtag unter Vorsitz des Zentrumspolitikers DR. EMIL BELZER am 18. November 1918 abgelehnt. Gleichzeitig wurden Beschlüsse über Neuordnung und Eigenständigkeit der Hohenzollernschen Lande gefaßt, vor allem sollte vor jeder Entscheidung über die künftigen staatlichen Ver-

hältnisse Hohenzollerns *das Hohenzollerische Volk* . . . gehört werden.

Diese Beschlüsse vom 18. November 1918 ließen der preußischen Staatsregierung eine Erkundung der Stimmung vor Ort angeraten erscheinen; sie entsandte Ministerialdirektor DR. FRIEDRICH MEISTER aus dem Innenministerium nach Sigmaringen. In der sog. «Gründonnerstagsitzung» am 17. April 1919¹, die im Landeshaus zu Sigmaringen stattfand, kam es zu einer ausführlichen Anhörung des Landesausschusses durch diesen Vertreter des preußischen Innenministers.

Als Mitglieder des hohenzollernschen Landesausschusses nahmen Regierungspräsident FRANZ GRAF BRÜHL, Geheimer Regierungsrat CARL SAUERLAND und Amtsgerichtsrat DR. EMIL BELZER – der letztere als Versammlungsleiter – teil; außerdem waren Repräsentanten der Handelskammerstelle Hohenzollern, der Handwerkskammer, des hohenzollerischen Bauernvereins, des Raiffeisen- und Darlehnskassenverbandes, des Arbeiterrates Hechingen-Haigerloch und des Beamtenrats geladen. MEISTER stellte fest, daß *die Preußische Staatsregierung . . . keineswegs gesonnen ist, sich Hohenzollerns durch Weggabe an andere Bundesstaaten zu entäußern*. Als Ergebnis der Aussprache stellte BELZER in seiner Eigenschaft als Vorsitzender fest: *Mit Ausnahme eines Vertreters sind alle Anwesenden darüber einig, daß keine Veranlassung besteht, sich von Preußen loszusagen. Einstimmig wird die Forderung der Unteilbarkeit Hohenzollerns aufrecht erhalten und einstimmig wird die Ansicht vertreten, daß für den Fall des Zustandekommens einer Republik Großschwaben Hohenzollern sich dem Beitritt nicht entziehen kann.*

«Reichsreform» in der Republik von Weimar

In den Verfassungsentwürfen von MAX WEBER und HUGO PREUSS wird im Rahmen der Umgestaltungsvorschläge für den territorialen Aufbau des Deutschen Reichs auch die Angliederung Hohenzollerns an Württemberg empfohlen.² In der Frage der neu zu bildenden Länder übte die Weimarer Nationalversammlung jedoch Zurückhaltung. Die Weimarer Verfassung von 1919 hat den föderalistischen Aufbau des Deutschen Reiches von 1871 im Kern bestehen lassen, gab aber mit Artikel 18 durchaus die Chance für eine Neugliederung des Reichsgebietes. Für die erst nach dem Zweiten Weltkrieg zustandgekommene Bildung des Bundeslandes Baden-Württemberg ist von besonderem Interesse, daß sich auf einer süddeutschen Staatenkonferenz am 27. und 28. Dezember 1918 in Stuttgart die Regierungen von Bayern, Württemberg und Baden ge-

*meinsam auf eine Neueinrichtung des Reichs auf bundesstaatlicher Grundlage einigten*³ und daß sich anlässlich der Beratungen der Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung im Nationaltheater zu Weimar am 28. März 1919, 16 Uhr, auf Einladung des Abgeordneten WILHELM KEIL achtzehn badische und württembergische Reichstagsabgeordnete zu einer Besprechung über die aktuelle Frage der *Vereinigung zwischen Württemberg und Baden* zusammenfanden: *Ich schob dabei den früheren Vizekanzler Payer als Leiter der Aussprache und scheinbaren Initianten vor. Auch damit hatte ich keinen Erfolg. Die Vertreter des Zentrums und der Deutschnationalen verhielten sich in dieser Frage ebenso ablehnend wie meine eigenen badischen Parteigenossen.*⁴

Über den Verhandlungsgang dieses Treffens badischer und württembergischer Parlamentarier im Weimarer Nationaltheater sind wir durch ein handschriftliches Protokoll von CONRAD HAUSSMANN⁵ unterrichtet:

Keil referiert, daß die Abgeordneten der württembergischen Landesversammlung, voran die demokratische Fraktion, sich für die Vereinigung zwischen Württemberg und Baden ausgesprochen haben. Die württembergische Sozialdemokratie sei durchaus für die Vereinigung . . . Haufmann: Alles spreche für die Vereinigung, geographisch, wirtschaftlich und politisch . . . Wenn Reich aufgebaut werde, sei ein starkes Süddeutschland ein Vorteil für die Süddeutschen und die Deutschen. Wenn das Reich aus den Fugen ginge, erst recht Beweis der Notwendigkeit, daß alle Parteien beider Länder dafür Sympathie haben, beide Konfessionen . . . Name Süddeutsche Republik. Landeshauptstadt . . . Stuttgart–Karlsruhe. Wir in Württemberg werden dafür öffentlich eintreten . . . Payer: Ich stehe dem Gedanken nicht bloß sympathisch gegenüber, sondern halte die Durchführung für nötig. Jetzt ist der Zeitpunkt. Nur Gefühlsmomente stehen entgegen . . . nicht publizieren, daß wir heute konferieren: möglichst still und nachdrücklich, wirtschaftlich voran. Wir Württemberger müssen zurückhalten, um den Badenern zu ermöglichen, ihr eigenes Interesse zu erkennen und zu vertreten.

Ein Beschluß der Nationalversammlung vom 22. Juli 1919 zur Anwendung des Artikels 18 der Verfassung verpflichtete die Reichsregierung *beim Vollzuge dieses Artikels zur Vorbereitung der Reichsvermittlung beim Reichsministerium des Innern eine Zentralstelle unter Zuziehung von Vertretern des Reichsrats zu errichten*. Im Zusammenhang mit den Vorbereitungen zur Einrichtung dieser Zentralstelle steht eine Denkschrift des Reichsinnenministers ERICH KOCH-WESER vom 22. Januar 1920 über die süddeutschen Länder⁶. Darin heißt es u. a.: *II. Bayern. . . Im Allgäu, dem südlichen Teil des Regierungsbezirks Schwaben,*

sind, wohl in ursächlichem Zusammenhang mit der Räte-republik in München, zeitweise Bestrebungen zur Vereinigung mit Württemberg zutage getreten. Sie wurden begrüßt von den Vertretern des Planes «Groß-Schwaben», sind aber in neuerer Zeit verstummt . . . IV. Württemberg. Zeitweise beanspruchte der Plan «Groß-Schwaben», d. h. die Vereinigung von Württemberg, Baden, Hohenzollern-Sigmaringen, dem bayerischen Schwaben und allenfalls auch der Rheinpfalz zu einem südwestdeutschen Einheitsstaat in der Öffentlichkeit lebhaftes Aufmerksam-keit. Die Zurückhaltung, die Baden gegenüber dem Pro-jekte beobachtete, ließ wohl ernstliche Verhandlungen hierüber nicht aufkommen. Der Gedanke hat keine greif-bare Form angenommen. Immerhin wäre die Angliede-rung des von Preußen weit abgelegenen kleinen Landestei-les Hohenzollern-Sigmaringen an Württemberg, an der allerdings Württemberg finanziell und wirtschaftlich nicht stark interessiert zu sein scheint, als erstrebenswert zu bezeichnen. V. Baden. Baden hat, wie erwähnt, die An-regungen einer Vereinigung mit Württemberg oder eine Angliederung der Rheinpfalz nicht verfolgt. Sonstige Wünsche zur Änderung des Gebiets sind nicht hervorge-treten.

Die konstituierende Sitzung der «Zentralstelle zur Gliederung des Deutschen Reiches» fand am 3. No-vember 1920 statt.⁷ Auf Vorschlag des Vorsitzenden SIEGFRIED GRAF VON ROEDERN wurden auf der kon-stituierenden Sitzung der Zentralstelle zu den vom Reichsinnenminister vorgelegten Fragen neun Kommissionen und deren Vorsitzende gewählt. Frage 9 hatte «Hohenzollern und Württemberg» zum Gegenstand; die hierfür zuständige Kommis-sion erhielt DR. BILL DREWS als Vorsitzenden und PROFESSOR DR. HUGO LINDEMANN, Ministerialdirek-tor HUGO SCHÄFFER sowie den badischen Gesand-ten DR. FRIEDRICH FRANZ-JOSEPH NIESER als Mitglie-der. Kooptiert wurden von badischer Seite der Mannheimer PROFESSOR DR. ALOIS ENDRES, von württembergischer Seite CONRAD HAUSSMANN und besonders auf badisches Drängen als Gutachter der preußische Regierungspräsident für die Hohenzol-lernschen Lande DR. EMIL BELZER.⁸

Der «Großschwaben-Plan» im «BELZER-Gutachten»

Auf Ersuchen der «Kommission zur Frage 9: Würt-temberg-Hohenzollern» vom 19. November 1920 reichte der Regierungspräsident der Hohenzollern-schen Lande DR. EMIL BELZER am 15. Dezember 1920 ein Gutachten⁹ ein, das mit Schreiben vom 5. Ja-nuar 1921 hektographiert – und als streng vertrau-lich klassifiziert – an die Mitglieder und an die betei-ligten Staatsregierungen versandt wurde. BELZER gelangte bei seiner Stellungnahme auf die einzelnen

Fragen zu folgenden Ergebnissen: Völkische Bezie-hungen zwischen Hohenzollern und seinen Nachbarstaa-ten spielen keine irgendwie wesentliche Rolle. Die politi-schen Verhältnisse regeln sich unabhängig von den Nach-barstaaten, die Parteien des Landes, von der Sozialdemo-kratie abgesehen, bezeichnen sich ausdrücklich als Hohen-zollernsche Zentrumspartei usw. . . . Der Umstand, daß Hohenzollern seinen eigenen Reichstags- und neuerdings auch seinen Landtagswahlkreis verloren hat und ersterer zu Württemberg, letzterer zu dem südlichen Rheinland ge-legt wurde, hat in der Bevölkerung laute Erbitterung er-regt. Zu Baden bestehen allerdings dadurch zahlreiche Be-ziehungen, daß die Hohenzollernschen Lande, die eine zu 94 % katholische, und zwar größtenteils gläubige Bevölke-rung haben, zur Erzdiözese Freiburg gehören . . . Der . . . Hohenzollernsche Bauernverein ist eine Art Tochterverein des großen badischen Bauernvereins, an den der Anschluß allerdings wohl deshalb erfolgte, weil bei der Gründung noch kein christlicher Bauernverein in Württemberg be-stand. Dagegen hat sich neuerdings der landwirtschaftli-che Bezirksverein des Landes dem sogenannten Württem-bergischen «landwirtschaftlichen Hauptverband» ange-schlossen. Erwähnt muß auch werden, daß Hohenzollern bis zum Kriegsende zum XIV. (badischen) Armeekorps ge-hörte. Die jungen Leute dienten vornehmlich bei dem 40. Infanterieregiment, dessen Chef der Fürst von Hohenzol-lern war, in Rastatt; für das Land war das badische Be-zirkskommando Stockach zuständig . . . Dadurch, daß in-folge der Zwangswirtschaft während der Kriegsjahre und danach der preußische Regierungsbezirk in mancher Be-ziehung – vor allem auf dem Gebiete der Fleischversor-gung – mit Württemberg verbunden wurde, haben sich naturgemäß neue Verbindungen mit diesem Staate erge-ben, die allerdings im wesentlichen wirtschaftspolitische Art sind . . . Hohenzollern (ist) wirtschaftlich von seinen Nachbarstaaten abhängig. Diese wirtschaftlichen Bezie-hungen gravitieren aber ganz überwiegend nach Würt-temberg, nach welchem auch, abgesehen von der Linie Ra-dolfzell-Sigmaringen, alle Eisenbahnen des Landes führen . . . Der wirtschaftliche Verkehr der Stadt Sigmaringen geht hauptsächlich nach Mengen und Ulm – für das ganze Ländchen ist die Großstadt, die man bei besonders wichti-gen Geschäften aufsucht, Stuttgart. Hohenzollern gehört zwar zum Oberpostdirektionsbezirk Konstanz und zum Scheckamt Karlsruhe; die Geschäftsleute haben aber ihre Postscheck-Konti fast durchweg in Stuttgart. Die Bank-verbindungen gehen (von Frankfurt und Berlin abgese-hen) im wesentlichen ebenfalls nach Stuttgart.

Über die Einstellung der Bevölkerung in den Ho-henzollernschen Landen zu einer Gebietsneurege-lung im Südwesten bemerkt das BELZER-Gutachten: Offener Widerspruch dagegen oder das Verlangen irgend-eines erheblichen Teiles der Bevölkerung, von Preußen losgelöst zu werden, ist bis jetzt nicht laut geworden.



Dr. Emil Belzer, MdR/MdL, preußischer Regierungspräsident der Hohenzollernschen Lande (1. 10. 1919 bis 31. 3. 1926). – Aufn. Landtagsarchiv.

Trotzdem wäre es falsch, das Verhältnis Hohenzollerns zu Preußen als ein enges und gefestigtes anzunehmen . . . Unmittelbar nach der Revolution trat in einzelnen Kreisen des Unterlandes der Wunsch auf, sich sofort Württemberg anzuschließen, während in Bauernkreisen des Oberlandes das groteske Verlangen geäußert wurde, eine Hohenzollernsche Republik auszurufen . . . Seither ist in der Frage der Abtrennung Hohenzollerns von Preußen nichts von Bedeutung geschehen. Die Frage wird zwar viel erörtert, der Gedanke, daß die Entwicklung, vor allem aus finanziellen Gründen, zur Vereinigung mit Württemberg (von Baden wird wenig gesprochen) führt, wird ventiliert . . .

Fest steht aber jedenfalls, daß die Trennung von Preußen in den weitesten Volkskreisen nicht begehrt, jedenfalls nicht als sofort erstrebenswert bezeichnet wird. Andererseits verschließt sich die Mehrheit des Landes wohl nicht der Erkenntnis, daß die Loslösung von Preußen durch den Gang der Entwicklung nicht aufzuhalten sein wird. Der Wunsch nach einem Großschwaben ist in Hohenzollern durchaus populär; nur wenige, vor allem altpreußische Elemente, verkennen, daß bei einem Zusammenschluß Württembergs und Badens die Miteinbeziehung Hohenzollerns eine Selbstverständlichkeit ist. Allen, meines Wissens in Karlsruhe lautgewordenen Behauptungen, die Hohenzollernsche Bevölkerung widerstrebe der Idee eines Großschwabens, widerspreche ich auf das Bestimmteste. Eine Volksabstimmung würde sich mit ganz überwältigender Mehrheit für den Einschluß in Großschwaben aussprechen.

Was die Volksstimmung gegenüber den Nachbarstaaten anbelangt, so muß betont werden, daß sie Württemberg gegenüber weithin nicht die freundlichste ist und sich seit der Umwälzung nicht verbessert hat . . . das Gefühl, daß der geschäftlich hoch geschätzte Württemberger aus Sonderinteressen und Sparsamkeit Hohenzollern bei seinem Anschluß stiefmütterlich, vor allem durch Wegnahme von Behörden in kleinen Orten, behandeln würde, ist fest begründet, und die Ansicht, die württembergische Bürokratie sei nicht besser als die altpreußische, ist ziemlich allgemein . . . In kultureller Hinsicht ist das fast ganz gut-katholische Hohenzollern gegenüber dem protestantischen Württemberg auch etwas skeptisch gesinnt . . .

Wenn auch andererseits die Vorteile des Anschlusses an den größeren Nachbarstaat Württemberg, vor allem in wirtschaftlicher Beziehung, nicht verkannt werden, so dürfte das große Mißtrauen und damit die Ablehnung des Anschlusses nur dann beseitigt werden können, wenn Württemberg vor der Abstimmung die bestimmtesten Garantien für die Hohenzollern zu belassenden Behörden und Institutionen und Sonderrechte geben würde.

Die Stimmung Baden gegenüber ist, nicht am wenigsten auch aus konfessionellen Gründen, viel freundlicher, aber man verhehlt sich nicht, daß der Anschluß des weitaus größten Teiles des Landes dorthin durch seine Lage unmöglich ist, und daß die Verbindung eines Teils mit Baden, den Wunsch des Zusammenbleibens, der ein übergroßer ist, zerstören würde . . .

Was die einzelnen Stände anbelangt, so kann nur gesagt werden, daß bei den Beamten (auch den nicht aus dem Norden stammenden) die große Mehrzahl für das Verbleiben bei Preußen ist, die Geistlichkeit würde ungern aus der Diözese Freiburg ausscheiden, weiß aber, daß dieses Moment nicht ausschlaggebend sein kann. Handel und Industriekreise dürften sich teilen, ebenso die Vollhandwerker. Die Arbeiterschaft wird in der großen Mehrzahl für Württemberg stimmen – entscheidend ist und bleibt der Bauern-

stand, dessen Votum sich hauptsächlich nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Landesteile richten wird . . .

Im Oberamt Sigmaringen, das allein auch für den Anschluß an Baden in Betracht käme, ist die Stadt Sigmaringen aus begreiflichen Gründen als Hauptstadt des Landes und Sitz der meisten und größten Behörden für das Verbleiben bei Preußen. Auch der fürstliche Hof mit seiner zahlreichen Beamtenschaft ist selbstverständlich derselben Anschauung, größerer Einfluß ist ihm aber für die Entscheidung nicht gegeben . . . Nur die bestimmtesten Zusicherungen, so die, daß Sigmaringen mindestens Sitz eines großen Oberamts bleibt, daß Gymnasium, Amtsgericht, Zollamt usw. erhalten werden, daß die großen Räume der bisherigen Unteroffiziersvorschule weitere Behörden bergen, könnten die Mehrheit der Einwohner bewegen, für den Anschluß an einen Nachbarstaat zu stimmen. Daß in Sigmaringen Stadt und Land rege Sympathien für Baden vorhanden sind, muß anerkannt werden; aber für den an sich wohl unbeliebten Anschluß an Württemberg würde auch hier die Erwägung sprechen, daß dadurch Hohenzollern ungeteilt bliebe. Die der Hauptstadt benachbarten Dörfer wollen und müssen ihr Schicksal mit dieser teilen und ihre Abstimmung danach einrichten . . .

Wie Hohenzollern im ganzen sich als etwas besonderes fühlen und gern ein solches bleiben möchte, so ist es auch mit den Exclaven – sie haben einen gewissen Stolz auf ihre isolierte Lage und die damit, nicht immer zu ihrem Vorteil, gegebene Freiheit.

Abschließend beantwortete BELZER die Frage nach seiner persönlichen Ansicht: *Unstreitig die beste Lösung der Hohenzollernschen Frage wäre die Bildung eines Großschwabens. Ist die Errichtung Großschwabens, wenn auch erst in einigen Jahren, in begründeter Aussicht, dann wäre meines Erachtens auf diese Zeit die Hohenzollernsche Frage zurückzustellen, denn für diese Zurückstellung würde sprechen, daß die Abstimmung, die ich im Einklang mit der gesamten Bevölkerung bei der Entscheidung über den Anschluß an einen Nachbarstaat verlange, jetzt sehr zweifelhaft wäre und die größte Beunruhigung in das Land hineintragen würde, und daß bei einem solchen Anschluß Einrichtungen nötig wären, die nach der Bildung Großschwabens wieder aufgehoben oder abgeändert werden müßten.*

Sollte aber die Errichtung Großschwabens in weiter Ferne liegen, so möchte ich, ohne Verkennung der für Baden herrschenden Sympathien, vor allem auf Grund der geschilderten wirtschaftlichen Verhältnisse, den Anschluß an Württemberg befürworten, unter der Voraussetzung, daß sich eine Dreifünftelmehrheit der Bevölkerung dafür ausspricht, und unter der Bedingung, daß Hohenzollern die Garantien gegeben werden und die Wohltaten erhalten bleiben, die ich oben geschildert habe.

Die Haltung der Nachbarn

Im Gegensatz zu der aus taktischen Gründen abwartenden Haltung der württembergischen Regierung bemüht sich der badische Staatspräsident DR. GUSTAV TRUNK aktiv um eine Aufteilung der Hohenzollernschen Lande, indem die südlichen Landesteile mit Sigmaringen einschließlich dessen nordwärts der Donau gelegenen Stadtgemarkung dem Freistaat Baden zugeschlagen werden sollten. Die badische Regierung stellte ihrem Gesandten in Berlin DR. NIESER als geopolitischen Experten den Mannheimer PROFESSOR DR. ALOIS ENDRES zur Seite, der als kooptiertes Mitglied an den Beratungen der «Hohenzollern-Kommission» teilnahm. ENDRES, dessen Frau aus dem Oberamt Sigmaringen stammte, nahm nach dem 29. November 1920 sogar in Sigmaringen persönlichen Kontakt zu Regierungspräsident BELZER auf.¹⁰ Die badische Staatsregierung versprach sich davon und von der Tatsache, daß BELZER einer Baden-Badener Familie angehörte und sein Bruder Amtsvorstand in Konstanz war, gewisse Vorteile für ihre Arrondierungsabsichten. Es war auch die badische Regierung, die BELZER als sachverständigen Gutachter für die Hohenzollern-Kommission besonders befürwortete.

ENDRES berichtete am 11. Dezember 1920 im badischen Staatsministerium über seine persönlichen Verhandlungen mit BELZER; er konnte eine Reihe von Ergebnissen anführen, die für Baden günstig erschienen. Als besondere Beobachtung teilte ENDRES mit, daß Regierungspräsident BELZER *bis jetzt peinlich vermieden habe, Kenntnis von seiner Mitwirkung in der Zentralstelle an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Er hat für die Ausarbeitung seines Berichts niemanden zugezogen und auch Vorsorge getroffen, daß von der Besprechung mit Professor Endres nichts verlautete.*

Das offizielle BELZER-Gutachten vom 15. Dezember 1920 stellte für die badische Regierung eine herbe Enttäuschung dar; und es galt nun weiterhin den Befürchtungen vorzubeugen, daß Württemberg ein Vorteil zukäme. In der offiziellen Stellungnahme vom 25. Januar 1921 stellt der badische Staatspräsident fest, daß *für Baden kein Anlaß (besteht), die Ablösung der Hohenzollernschen Lande von Preußen und ihre Vereinigung mit einem anderen Lande zu erstreben. Man ist in Baden übereinstimmend der Auffassung, daß eine Stellungnahme zu dieser Frage in erster Linie Sache der Hohenzollernschen Lande ist . . . Von einem Eingehen auf die Frage der Bildung eines Großschwabens, deren Entscheidung der Herr Gutachter für die jetzt zur Erörterung stehende hohenzollernsche Frage zu verwerten erwogen, muß abgesehen werden, da zu der Frage die badische Regierung z. Z. noch keine Stellung zu nehmen vermag.*

Der ehemalige württembergische Staatsminister LINDEMANN bestätigt am 22. Februar 1921 voll die Meinung BELZERS, daß Hohenzollern vorerst im preußischen Staatsverband verbleiben müsse, da sich die an sich wünschenswerte Vereinigung von Baden, Hohenzollern und Württemberg zu Großschwaben in absehbarer Zeit nicht verwirklichen lasse. LINDEMANN regte jedoch an, das Großschwabenproblem als solches in enger Verbindung mit der Lösung der Hohenzollernfrage zu behandeln und den Untersuchungsauftrag der Kommission dahingehend zu erweitern.

Der württembergische Staatspräsident JOHANNES VON HIEBER wies am 1. März 1921 Ministerialdirektor SCHÄFFER an, folgende Entgegnung auf LINDEMANN'S Initiative in der Kommission vorzutragen: *Dr. Lindemann geht selbst davon aus, daß die Schwierigkeit einer Vereinigung von Württemberg, Baden und Hohenzollern zu einem Lande Großschwaben bei Baden liege. Es wäre also Sache Badens, den Wunsch nach Verhandlungen der beteiligten Länder hierüber . . . und nach einstweiliger Aussetzung der hohenzollerischen Frage kundzugeben. In diesem Falle hätte Württemberg, das die hohenzollerische Frage nicht aufgerollt hat, keinen Grund, einer Vertagung dieser Frage entgegenzutreten. Andernfalls ist die Bildung eines Landes Großschwaben in absehbarer Zeit nicht in Aussicht zu nehmen und daher immerhin Anlaß gegeben, zunächst wenigstens die hohenzollerische Frage weiterzubehandeln, da das Sonderdasein Hohenzollerns zwischen Württemberg und Baden dem in Art. 18 der Reichsverfassung aufgestellten Grundsatz der Gliederung der Länder nach dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung offenbar widerspricht, während eine Vereinigung von Württemberg und Baden nach der Reichsverfassung als ein für diese beiden Länder durchaus freiwilliger Schritt gelten muß.*

Die württembergische Staatsregierung stellt am 1. März 1921 offiziell fest: *Das Gutachten bewegt sich im ganzen auf einem Boden, der vom württembergischen Standpunkt aus annehmbar ist; insbesondere tritt die württembergische Regierung dem Schlußergebnis des Gutachtens bei, daß der Anschluß ganz Hohenzollerns an Württemberg die richtige Lösung sein werde . . . Von den Gründen, die die badische Äußerung vom 25. Januar 1921 für das Verlangen der Vereinigung des Oberamtsbezirks Sigmaringen mit Baden anführt, muß besonders der den zutreffenden Darlegungen des Belzerschen Gutachtens widersprechende Hinweis auf verkehrstechnische und verkehrspolitische Beziehungen befremden. . . . Daß Sigmaringen auch als württembergische Stadt einen bedeutenderen Verwaltungsmittelpunkt zu bilden hätte, erachtet die württembergische Regierung aus rein sachlichen Gründen bei der Lage und der seitherigen Bedeutung der Stadt für selbstverständlich. BELZER selbst scheint*

einem Anschluß seines Regierungsbezirks an Württemberg nicht ablehnend gegenübergestanden zu sein, was sich aus der Tatsache seiner Korrespondenz und seines persönlichen Kontakts mit dem württembergischen Reichstagsabgeordneten und kooptierten Kommissionsmitglied CONRAD HAUSMANN vermuten läßt.¹¹ Offiziell mußte sich BELZER in seiner Eigenschaft als hoher preußischer Beamter und hohenzollernscher Politiker distanziert äußern, was ihm mit seinem Vorschlag, aus den südwestdeutschen Ländern einen Staat «Großschwaben» zu bilden, entsprechend der preußischen Instruktion durchaus gelang.

In der die Hohenzollernfrage auf der Grundlage des BELZER-Gutachtens abschließend behandelnden Sitzung der «Hohenzollern-Kommission» am 5. März 1921 brachte der preußische Vertreter, Staatssekretär DR. FRIEDRICH THEODOR FREUND, zur Geltung, daß Preußen einer Loslösung Hohenzollerns von Preußen nur dann zustimmen (könne), wenn Hohenzollern in ein noch entstehendes «Großschwaben» aufginge. *Der Wunsch der Bevölkerung, ungeteilt zu bleiben, sei so groß, daß Preußen in eine Aufteilung Hohenzollerns zwischen Württemberg und Baden nicht einwilligen könne.* Die Hohenzollern-Kommission gelangte analog dem BELZER-Gutachten und der Einwände der Regierungen von Preußen, Baden und Württemberg in ihrem Arbeitsergebnis zu der Feststellung, daß die Entwicklung der Frage «Großschwaben» abgewartet werden muß, ehe über die Zukunft Hohenzollerns ein abschließendes Urteil gefällt werden kann. *Eine Kompetenz, ihr Tätigkeitsgebiet auf die Frage «Großschwaben» zu erweitern, steht der Kommission nicht zu. Sie hält es auch für wünschenswert, daß die Lösung dieser Frage zunächst den unmittelbar beteiligten Ländern Baden und Württemberg vorbehalten bleibt.*

Diese Empfehlung wurde in der Plenarsitzung der Zentralstelle für die Gliederung des Deutschen Reiches am 24. Januar 1922 zum Beschluß erhoben. Damit hatten die beteiligten Länder ihre Haltung durchgesetzt. Der territoriale Status quo war für lange Zeit konserviert.

Anmerkungen

- 1 Vgl. C. SAUERLAND, Die Verwaltung in den Hohenzollerischen Landen in der Nachkriegszeit. Typoskript von 1930 im Staatsarchiv Sigmaringen, Dienstbibliothek 10 C 38 4°, S. 14 ff. Staatsarchiv Sigmaringen, Bestand Ho 310 Hohenzollerischer Landeskommunalverband, Sitzungsprotokolle 1918/20 und Landesausschuß-Sitzungsprotokolle 1919/22. Zeitungsartikel im «Zoller» vom 18. 11. 1918 und 22. 4. 1919.
- 2 Grundlegend: G. SCHULZ, Zwischen Demokratie und Diktatur. Verfassungspolitik und Reichsreform in der Weimarer Republik, 1 (1963), S. 114 ff.
- 3 w. v., S. 138 f.
- 4 WILHELM KEIL, Erlebnisse eines Sozialdemokraten, 2, 1948, S. 179.

- 5 Hauptstaatsarchiv Stuttgart: Q 1/2 Nachlaß CONRAD HAUSSMANN (1857–1922), Büschel 48 und Württ. Staatsministerium E 130 IV Büschel 949, darin der Bericht des württ. Gesandten KARL HILDENBRAND vom 3. April 1919 aus Weimar.
- 6 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand Badisches Staatsministerium, Abt. 233 Nr. 25 699.
- 7 Archivalische Quellen: Geheimes Staatsarchiv Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem, Bestand Preußisches Justizministerium, Repositur 84 a Nr. 9448. Generallandesarchiv Karlsruhe (wie Anmerkung 6), Hauptstaatsarchiv Stuttgart (wie Anmerkung 5). Eine weitere Parallelüberlieferung befindet sich vermutlich im Bundesarchiv Koblenz, Bestand P 131 Preußisches Staatsministerium und im dortigen Nachlaß von Bill Drews (1870–1937).
- 8 DR. JUR. EMIL BELZER (1860–1930), Zentrumspolitiker, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des preußischen Landtages 1905–1913, Mitglied der Verfassungsgebenden preußischen Landesversammlung 1919 sowie des Preußischen Staatsrats seit 1922, Mitglied des Deutschen Reichstags 1906–1918, Mitglied des Hohenzollerischen Kommunallandtags seit 1899 und des Landesausschusses seit 1902, Regierungspräsident der Hohenzollernschen Lande vom 1. 10. 1919–31. 3. 1926.
- 9 Dieses Gutachten ist in den unter Anmerkung 7 aufgeführten Archivbeständen sowohl maschinenschriftlich hektographiert als auch in einer auf Veranlassung der «Zentralstelle» gedruckten Fassung überliefert. In den Beständen des Staatsarchivs Sigmaringen konnte es jedoch nicht ermittelt werden, was mit der seinerzeitigen Beobachtung von PROFESSOR ENDRES nach seinem Besuch bei BELZER im November 1920 übereinstimmt. C. SAUERLAND (wie Anmerkung 1) zitiert jedoch in seiner Abhandlung aus dem BELZER-Gutachten.
- 10 Das Datum ließ sich aus dem Sitzungsprotokoll des Badischen Staatsministeriums vom 11. 12. 1920 ermitteln.
- 11 Vgl. Anmerkung 5.

Kaiserliche Vögte auf dem Hohenstaufen*

Hans-Martin Maurer

Die Burg Hohenstaufen gab dem bedeutendsten abendländischen Dynastengeschlecht im hohen Mittelalter den Namen, und dennoch führt sie in der geschichtlichen Literatur ein eigenartiges Schattendasein. Das rührt ganz einfach davon her, daß die zeitgenössischen Quellen fast nichts über sie aussagen. Nur ein einziger Besuch KAISER FRIEDRICH BARBAROSSAS ist hier nachzuweisen, und sonst wird die Burg in den fast zweihundert Jahren staufischer Geschichte nach der Gründung nur noch zweimal mehr oder weniger zufällig erwähnt. Man glaubte daher, daß die Staufer als Herzöge, Könige und Kaiser sich anderen Burgen und Städten zuwandten und ihre Stammburg einem halbvergessenen Dasein überließen.

Nun werden aber von den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts an mehrere ritterliche Dienstleute nach dem Hohenstaufen genannt. Wenn wir uns mit deren Verhältnissen befassen, füllt sich die Burg doch mit historischem Leben und gewinnt Konturen einer ehemaligen Bedeutung. Einige dieser Reichsministerialen des Hohenstaufen sollen im folgenden vorgestellt werden.

Beginnen wir mit FOLKNAND VON STAUFEN, der anläßlich des Besuches FRIEDRICH BARBAROSSAS auf dem Hohenstaufen am 25. Mai 1181 an der Spitze der Ministerialen genannt wird. Er war auch beim Kaiser, als er eine Woche vorher in Esslingen eine Urkunde ausstellte, und schon zehn Jahre früher

findet man ihn in Giengen an der Brenz im kaiserlichen Gefolge. CRUSIUS gibt die Zeit um 1155 als Datum seines ersten Auftretens an, doch ist das urkundlich nicht mehr nachzuweisen. Seinen Stand und eine folgenreiche Tat von ihm gibt der Kaiser in der Urkunde von 1181 selbst an: Er nennt ihn *seinen Ministerialen (Folkenando ministeriali nostro de Stowfen)* und bezeichnet ihn als den Gründer des Klosters Adelberg. Dieser Tat wegen erfahren wir nun Weiteres über ihn, denn die Klöster haben ihre Stifter in Erinnerung behalten und ihre Gründungsgeschichten gepflegt.

Im Adelberger Totenverzeichnis und in anderen Adelberger Schriften wird der Stifter VON EBERSBACH genannt und damit eine Herkunftsbezeichnung angegeben. Im Wappen soll er einen Eber geführt haben, der dann ins Klosterwappen übernommen wurde. In Chroniken wird mitgeteilt, er habe die Burg Ebersberg besessen, deren Wälle und Gräben übrigens heute noch auf einer Anhöhe über dem Herrenbach zwischen Adelberg und Unterberken gut sichtbar sind. Außer dem Dorf und der Burg habe er Güter vom Filstal im Süden bis zu den Remshalden im Norden innegehabt. Man erfährt weiter, schon sein Vater (dessen Name nicht genannt wird) sei am herzoglichen Hof gewesen und FOLKNAND selbst sei, nachdem er in der Jugend in die Ferne gezogen war, später an den Hof der Herzöge von Schwaben (*aulam ducum Suevorum*) zurückgekehrt und sei dann unter die nächsten Berater des Kaisers aufgenommen worden (*interque intimos Caesaris consiliaros enumeratus fuerit*). Als er etwa 60 Jahre alt gewesen sei, habe er sich, da er keine lebenden

* Dieser Beitrag bietet einen bearbeiteten Vorabdruck aus dem Buch «Der Hohenstaufen. Geschichte der Stammburg eines Kaiserhauses», das im Frühjahr 1977 im Konrad Theiss Verlag Stuttgart/Aalen erscheinen wird.

Kinder hatte, entschlossen, eine fromme Stiftung zu machen. An diesen Berichten, die in Chroniken des 16. Jahrhunderts überliefert sind, ist bemerkenswert und vertrauenerweckend, daß FOLKNAND als *aulicus ducum Sueviae*, als Hofbeamter der Herzöge von Schwaben, bezeichnet wird. Die Chronisten ließen sich nicht durch den staufischen Kaiserglanz blenden, sondern gaben offenbar ältere Aufzeichnungen, in denen der Hohenstaufen als Herzogsburg charakterisiert wird, unverändert weiter.

Im folgenden seien einige Angaben zur Gründung des Klosters Adelberg eingeschoben, denn sie eignen sich zur Charakterisierung des Stifters FOLKNAND VON EBERSBACH-STAUFEIN, zumal sich das Gründungsgeschehen nicht ohne Schwierigkeiten vollzog. Darüber liegt in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts ein Bericht vor, dessen Wortlaut nach neueren Forschungen in die Zeit um 1240 zurückgeht. Der Verfasser stand also den Ereignissen zeitlich schon recht nahe, und seine Darstellung verdient weithin Glaubwürdigkeit. FOLKNAND übergab ein eigenes oder vom König übertragenes Gut, wozu eine Kapelle (*curialis capella*) auf dem Berg Adelberg und ein Teil des Dorfes Hundsholz gehörte, an die «grauen Mönche» (worunter Eremiten zu verstehen sind), damit sie sich hier niederließen und eine Kirche erbauten. Aber sie waren dazu nicht in der Lage und zogen nach einigen Jahren wieder weg. Nun begann FOLKNAND selbst zu bauen, kam aber auch nicht vorwärts. Darauf wandte er sich an den Kaiser, und dieser riet ihm, das Gut dem bekannten Prämonstratenserabt OTHENO VON ROT zu übergeben, damit er die Klostergründung vollziehe. Bald erschien eine Gruppe von Klerikern, Konversen und Schwestern, aber nun kam es zu Auseinandersetzungen mit dem Stifter. FOLKNAND beanspruchte nämlich die Vogtei und das Patronatsrecht für sich. Darauf verließen ihn auch die Roter Mönche wieder, die zudem über die geringe Fruchtbarkeit der Gegend enttäuscht waren. Nun trat FOLKNAND an das Prämonstratenserkloster Roggenburg heran und empfahl ihm die Angelegenheit, die auch der Kaiser unterstützte. Aber auch die Roggenburger verlangten Freiheit für das Kloster, Verzicht auf jede Vogtei und zur Sicherung dessen die Darbringung des Klosters an den Heiligen Stuhl. Nach einigen weiteren Schwierigkeiten, bei denen die Armut des Bodens wieder eine Rolle spielte, kam es dann schließlich, im Jahre 1178, zur endgültigen Gründung des Klosters durch Roggenburger Mönche. Im Jahre 1181 nahm KAISER FRIEDRICH BARBAROSSA die Gründung in seinen Schutz, bestätigte die Darbringung an den Papst, verfügte aber dennoch, daß die Vogtei dem jeweiligen Herrn von Staufeu zustehe,

und überließ dem Kloster lediglich die Wahl des Untervogts. In den folgenden Jahren muß der staufische Ministeriale und Klostergründer FOLKNAND gestorben sein, denn bei der Altarweihe im Jahre 1188 war er nicht mehr zugegen. Nach den späteren Chroniken vermachte er die Burg Ebersberg mit seinem Besitz bis zur Remshalde dem Kloster und wurde hier mit Schild und Helm bestattet.

In der Ulrichskapelle von Adelberg zeigt eine Folge von sechs großen Wandfresken die einzelnen Etappen der Klostergründung noch dem heutigen Besucher. Die Gemälde aus der Entstehungszeit der Kapelle (um 1500) beweisen, wie die Gründungstradition mit dem Wirken FOLKNANDs und KAISER FRIEDRICHs I. im Kloster gepflegt wurde.

Die gut verbürgte Gründungsgeschichte von Adelberg zeigt FOLKNAND als einen Mann, der beharrlich seine Ziele verfolgt, selbstbewußt auch Konflikte nicht scheut, schließlich Kompromisse eingeht, um am Ende seine Absichten im wesentlichen doch zu erreichen. Vom Standpunkt seiner Zeit aus muß sein Verhalten in diesem Fall als eigenwillig, autoritär, konservativ erschienen sein, versuchte er doch fast ein Jahrhundert nach der klösterlichen Freiheitsbewegung, noch einmal eigenkirchliche Rechte alten Stils durchzusetzen. Denn der Sinn der Vogtei und des Patronatsrechtes konnte doch nur sein, sich Herrschaftsrechte über den Klosterbesitz zu wahren. Warum aber war der alternde Mann so hartnäckig, da er doch keine Kinder hatte, denen er seine Herrschaft vererben konnte? Nun geht aus der Gründungsgeschichte hervor, daß FOLKNAND im engen Einvernehmen mit KAISER FRIEDRICH BARBAROSSA handelte, der als Dienst- und Lehensherr ohnehin die Zustimmung geben mußte. Offenbar ging FOLKNAND als Interessenvertreter seines hohen Herrn vor, an den nach seinem erbenlosen Tod die Vogtei ja übergehen mußte. Für den Stauferkaiser aber war es im Interesse seines Hauses ein natürliches Anliegen, das nahe bei der Stammburg gelegene Kloster mit seinen Besitzungen unter Kontrolle zu haben. Er hielt sich selbst vornehm zurück und ließ seinen Dienstmann die Auseinandersetzungen führen, um dann am Schluß in einem als Kompromiß formulierten Privileg die staufische Vogtei zu konstituieren. Wahrscheinlich erhielt FOLKNAND dann doch die Untervogtei, denn ihn als Stifter konnte das Kloster nicht ablehnen.

Welche Stellung FOLKNAND, der Ministeriale auf dem Hohenstaufen, nun eigentlich hatte, geht aus einer Nebenbemerkung der Adelberger Gründungsgeschichte klar hervor. Der Herausgeber des Textes bezog diesen wichtigen Passus zwar nicht auf ihn, aber jede andere Deutung vergewaltigt die

Grammatik oder den Wortlaut. FOLKNAND wird als des Kaisers *procurator summus tunc temporis in hac provincia* (oberster Verwalter jener Zeit in dieser Provinz) bezeichnet. Es handelt sich hierbei um einen Fachbegriff, um eine Formel, die amtsrechtlichen Sinn hatte, wobei gerade die Verbindung von *procurator* und *provincia* typisch ist. Diese Bemerkung kann keine schmückende Zutat späterer Zeiten sein, denn sie paßt nur in die staufische Terminologie. Prokuration ist der ältere Begriff für die spät- und nachstaufische Landvogtei und bedeutet die Verwaltung eines größeren, mehrere Städte und Amtsbezirke umfassenden Bereichs. H. NIESE vermutete, daß der Ursprung der Prokuration mit der Vakanz des schwäbischen Herzogtums nach dem Tod HERZOG FRIEDRICHS IV. im Jahre 1167 zusammenhängt. Aufgabe des Prokurators sei es gewesen, stellvertretend herzogliche Gewalt auszuüben. NIESE kannte nur einen Prokurator unter KAISER FRIEDRICH BARBAROSSA, nämlich DEGENHARD VON HELLENSTEIN, der (nach der um 1229/30 verfaßten Ursberger Chronik) in der Zeit zwischen 1173 und 1178 *procurator per omnia regalia predia Sueviae* war. FOLKNAND VON STAUFEN war also entweder Nachfolger dieses ersten bekannten staufischen Landprokurators oder neben ihm in gleicher Eigenschaft tätig. W. METZ ermittelte außerhalb Schwabens einen weiteren Prokurator für dieselbe Zeit: den bekannten, einflußreichen Reichsministerialen WERNER VON BOLANDEN, der um 1182 diesen Titel hatte und in der Pfalz und Hessen Reichsgut verwaltete. METZ wies nach, was schon BOSL erarbeitet hatte, daß es zu den Methoden der Regierung FRIEDRICH BARBAROSSAS gehörte, Grafen und andere Hochadlige aus der Verwaltung des Reichsgutes zu entfernen und sie durch Ministeriale zu ersetzen. Zu dieser Gruppe der ältesten nachweisbaren kaiserlichen Prokuratoren, der ersten führenden Verwaltungsbeamten des Reichsgutes aus dem Ministerialenstande gehörte FOLKNAND VON EBERSBACH, der seinen Sitz auf dem Hohenstaufen hatte. In der Adelberger Klostertradition blieb diese hohe Stellung des Stifters bekannt, wenn man auch mit seinem ehemaligen Titel nichts mehr anzufangen wußte. In einer Urkunde von 1410 wird er als *obroster vitztum* KAISER FRIEDRICHS, als *vice-dominus* (Stellvertreter), bezeichnet.

In unserem Zusammenhang bleibt festzuhalten, daß es ein Ministeriale des Hohenstaufen war, der dieses Amt erhielt. Auch nach dem Tod HERZOG FRIEDRICHS IV., der auf dem Hohenstaufen Hof gehalten hatte, blieb die Burg ein Herrschafts- und Verwaltungszentrum. Von ihr aus wurden Reichsgüter beaufsichtigt und stellvertretend herzogliche Gewalt ausgeübt.

Für die Amtsausübung FOLKNANDS läßt sich in dieser quellenarmen Zeit wenigstens eine Spur ermitteln. KAISER FRIEDRICH BARBAROSSA stellt im Jahre 1181 in Esslingen dem Kloster Denkendorf ein Privilegium aus, in dem er ihm kaiserlichen Frieden und Schutz zusichert. In derselben Urkunde beauftragt er einen Beamten, sich um das Kloster zu kümmern und Beschwerden wohlwollend anzuhören. Diesen Beamten nennt er ohne Namen und Titel und beschreibt ihn nur als einen Mann, *dem er als seinem Stellvertreter die Rechtsprechung und die Verwaltungsgeschäfte in Esslingen übertragen hat* (*cuicumque in Eze-linge vicem nostram et potestatem exequendi iusticias et negocia nostri prosequendi commiserimus*). Es ist anzunehmen, daß dieser Amtsträger bei der Schutzerklärung zugegen war. Unter den angeführten Zeugen findet man aber weder einen Schultheißen noch einen Vogt von Esslingen noch einen anderen Esslinger Beamten. Der erste als Zeuge erwähnte Reichsministeriale war dagegen FOLKNAND VON STAUFEN. Schon diese Stellung in der Urkunde macht ihn «verdächtig» für dieses Amt, vollends aber seine nun erwiesene Funktion als Prokurator. Alles spricht dafür, daß Esslingen zum Verwaltungsbe- reich des Reichsbeamten auf dem Hohenstaufen gehörte, dessen Kompetenz wahrscheinlich noch sehr viel weiter reichte, vielleicht einen großen Teil Schwabens umfaßte. Auch die sachliche Zuständigkeit des Landprokurators gibt die Urkunde in aller Kürze wieder: Gerichtsvorsitz, Friedenswahrung und Güterverwaltung.

Hier sind noch einige Bemerkungen über die ständische Stellung FOLKNANDS einzufügen. Die Chronisten des 16. Jahrhunderts (außer dem kritischen GABELKHOVER) nennen ihn einen Freiherrn oder Baron. Auch die um 1240 datierte Adelberger Gründungsgeschichte bezeichnet ihn als *nobilis* (edel) und fügt einmal erläuternd hinzu, er stamme von Edelgeborenen ab (*nobilibus ortus natalibus*). Im Gegensatz dazu heißt ihn der Kaiser in der Urkunde 1181 unmißverständlich seinen Ministerialen, und dies wird durch die Einordnung FOLKNANDS in Zeugenreihen bestätigt, wo er stets hinter den Edlen, freilich meist als erster der Ministerialen zu finden ist. Kaiserurkunden als Rechtsdokumente und zeitgenössische Quellen genießen in dieser Frage den Vorrang vor späteren Chroniken. Für eine nachträgliche «Standeserhöhung» von Stiftern durch Klosterchronisten aus Gründen der Verehrung gibt es auch andere Beispiele. Im Falle FOLKNANDS ist nun aber doch zu überlegen, ob das *eine* (die Ministerialität) allein richtig und das *andere* (Adelsfreiheit) völlig falsch ist. Der Verfasser der Adelberger Gründungsgeschichte interpretiert ja, als ob er den Ein-

wand entkräften wollte, das Prädikat *nobilis* ausdrücklich mit dem Hinweis auf freiadlige Abstammung (*nobilibus ortus natalibus*). Vielleicht ist die Zuordnung FOLKNANDS zu zwei verschiedenen Ständen darin begründet, daß er oder sein Vater tatsächlich freier Geburt war, einer von ihnen aber sich entschloß, in die staufische Ministerialität einzutreten, um dort eine Vertrauensstellung und hohe Ämter zu erhalten. Über Vermutungen kommen wir hier freilich nicht hinaus.

Das Dorf Ebersbach, nach dem FOLKNAND genannt wurde und dessen Ortsherr er war, genoß seit alter Zeit auffallende Vorzüge und Rechte: einen Wochenmarkt und zwei Jahrmärkte, ein reges Gewerbe, einen Zoll und ein Hochgericht mit Stock und Galgen – alles Rechte, die in der Regel für Städte typisch waren. Wie die Gemeinde zu diesen Vorrechten kam, die zweifellos wirtschaftliche und soziale Vorteile für Jahrhunderte zur Folge hatten, ist urkundlich nicht nachzuweisen. Sie sind schon im 15. Jahrhundert belegt, aber sie müssen in noch ältere Zeit zurückgehen, da Ebersbach nach der Stauferzeit keine besondere zentrale Rolle mehr spielte und keinen bedeutenderen Ortsadel mehr hatte, sondern eben ein Teil des Amtes Göppingen war. Bei der Suche nach dem Verleiher der Sonderrechte und Förderer des Ortes stoßen wir geradewegs auf FOLKNAND, den kaiserlichen Prokurator auf dem Hohenstaufen, der eigentlich als einziger dafür in Frage kommt. Hinter der Verleihung der Markt-, Zoll- und Gerichtsrechte aber muß der Wille gestanden haben, Ebersbach mit zentralörtlichen Funktionen auszustatten und eine urbane Entwicklung einzuleiten. Die Entwicklung blieb dann auf halbem Wege stehen, denn FOLKNAND starb ohne Erben, und seine Amtsnachfolger wandten sich einem anderen Ort zu: Göppingen. Ebersbach führte auch eines der frühesten Dorfsiegel in Württemberg, von dem ein Exemplar schon von 1489 erhalten ist. Der Eber als Wappentier verband damals und verbindet auch noch heute den Ort mit dem Reichsministerialen FOLKNAND VON EBERSBACH-STAUFEN, der so folgenreich in die Ortsgeschichte eingegriffen hat.

In den beiden Urkunden FRIEDRICH BARBAROSSAS vom 18. und 25. Mai 1181 steht unmittelbar neben FOLKNAND ein FRIEDRICH, ebenfalls mit dem Zunamen VON STAUFEN. Im Jahre 1189, beim Besuch HERZOG FRIEDRICH'S V. in Lorch, wird er an der Spitze von vier Ministerialen des Hohenstaufen aufgeführt, und auch im Lorcher Bruder- und Wohltäterverzeichnis findet man den Namen.

Wie FOLKNAND so wuchs auch FRIEDRICH über den unmittelbaren Burgdienst hinaus und übernahm höhere Aufgaben im Auftrag seiner staufischen

Herren. Im Jahre 1206 stand er wieder an der Spitze von Dienstleuten auf dem Hohenstaufen, nun aber mit dem Titel *Vogt in Göppingen*. Daß dieser Vogt kein anderer als der Staufener Ministeriale ist, geht eindeutig aus seinem Siegel hervor, in dem er sich ausdrücklich als VON STAUFEN zu erkennen gibt. Im Siegel führte er einen steigenden Löwen – dasselbe Wappentier wie die staufischen Herzöge von Schwaben. Bei demselben Anlaß wird unter den Ministerialen auch ein Schultheiß von Staufen genannt, doch ist er dem Vogt *Friedrich* weit nachgestellt.

Dreißig Jahre später, als in dem Streit um das Erbe des KONRAD BRUNING VON STAUFEN mehrere Reichsministerialen Eid und Zeugnis ablegten, besiegelte wieder ein FRIEDRICH VON STAUFEN die Urkunde, ebenfalls mit dem steigenden Löwen im Wappen. Nun führt er aber die Bezeichnung *Richter Friedrich genannt von Staufen* (*iudex Fridericus videlicet de Stophen*). Seine Stellung vor dem Schultheißen der Stauferstadt Schwäbisch Gmünd, der selbst vor dem Schultheißen von Staufen steht, läßt keinen Zweifel daran, daß FRIEDRICH nicht Mitglied irgendeines Gerichtes war, sondern der öffentliche Richter selbst, der Landrichter, der Vorsitzende des Hochgerichts, der seine Gewalt unmittelbar vom König herleitete. Der *Vogt Friedrich* von 1206 und der *Richter Friedrich* von 1236 übten offensichtlich, unter zweierlei Titel, dasselbe Amt aus, und dem Wappen nach waren sie entweder personengleich oder, was wahrscheinlicher ist, Vater und Sohn. Die Begriffe *advocatus* und *iudex* werden nach H. NIESE in der staufischen Reichsgutverwaltung auch sonst synonym verwandt, denn beide beinhalten Rechtsprechung, Friedenswahrung und Polizeigewalt. Die Vorrangstellung der beiden FRIEDRICHE vor den Schultheißen von Gmünd und Staufen zeigt, daß sie für ein größeres Gebiet zuständig und den lokalen Beamten übergeordnet waren. Es ist zumindest wahrscheinlich, daß sie Nachfolger FOLKNANDS, des Landprokurators, waren, wobei natürlich offen bleiben muß, ob sich die sachlichen und räumlichen Kompetenzen inzwischen geändert hatten. Als Amtssitz trat nun konkurrierend neben die Burg Hohenstaufen der Ort Göppingen, dessen Entwicklung zum städtischen Mittelpunkt damit erstmals urkundlich dokumentiert ist (1206). Aber der Ort des Amtssitzes war zunächst noch schwankend, denn der Richter von 1236 nannte sich wieder nach der Burg, und noch im Jahre 1241 erscheint der Hohenstaufen als Amtsmittelpunkt. Wahrscheinlich kam es zu einer Aufteilung der Funktionen zwischen Burg und werdender Stadt wie auch sonst im 13. Jahrhundert, wobei die Burg Wohnsitz der ho-

hen Beamten blieb, die Stadt aber gerichtliche und wirtschaftliche Aufgaben allmählich an sich zog.

FRIEDRICH VON STAUFEN der Jüngere hatte, bevor er sein Amt antrat, bereits eine recht abenteuerliche, erlebnisreiche Unternehmung hinter sich. Als KÖNIG FRIEDRICH II. im Jahre 1220 nach Italien zog, um sich die Kaiserkrone zu holen und nach seinen südlichen Ländern zu schauen, da berief er den jungen Ministerialen VON HOHENSTAUFEN in sein Gefolge. In der Begleitung des inzwischen zum Kaiser erhobenen Herrschers besuchte der schwäbische Ritter im Jahre 1221 die kampanischen, apulischen und sizilischen Städte Capua, Trani, Bari, Brindisi und Messana. Er muß vom Kaiser besonders geschätzt worden sein, denn er führte den Hofitel eines Schenken, woraus zu schließen ist, daß er zur engeren Umgebung des Herrschers und zum unmittelbaren Beraterstab gehörte.

Wie FOLKNAND VON STAUFEN ein Kloster hinterlassen hat, das als Bauanlage in veränderter Form bis heute erhalten ist, so schuf auch FRIEDRICH VON STAUFEN ein eindrucksvolles Bauwerk, das wir noch heute besichtigen können, freilich ein ganz anderes. Er war es nämlich, der die Burg Staufeneck errichten ließ, sieben Kilometer vom Hohenstaufen entfernt, eine typisch staufische Ritterburg, die zwar ruinös, aber in der Grundanlage noch weithin erhalten ist. Der erste bekannte Herr VON STAUFENECK, im Jahre 1257 erwähnt, hatte denselben Vornamen FRIEDRICH, führte dasselbe Siegel mit einem steigenden Löwen als Wappenbild wie FRIEDRICH VON STAUFEN und besaß eine Burg, deren Name vom Hohenstaufen abgeleitet ist – zusammengenommen sichere Belege für Familienidentität. Er war entweder der 1236 amtierende Landrichter noch selbst oder dessen Sohn. Der Baustil der Burg selbst weist eindeutig in die Zeit um 1220 bis 1250. Die in der Literatur häufig vertretene Annahme einer früheren Gründung durch den PFALZGRAFEN LUDWIG um 1080 geht auf

späte Chronikberichte zurück, die einer kritischen Nachprüfung nicht standhalten.

Hier muß ein weiterer Vogt eingeführt werden, der zeitlich zwischen dem Prokurator FOLKNAND und Vogt FRIEDRICH tätig war. Ein HEINRICH VON LORCH ist nämlich in einer Adelberger Urkunde von 1189 und im Lorcher Verzeichnis mit dem Titel *advocatus* eingetragen. Seine führende Stellung wird in einer Urkunde KAISER HEINRICHs VI. von 1192 bestätigt, in deren Zeugenliste er als erster staufischer Ministeriale, noch vor dem bekannten ENGELHARD VON WEINSBERG und auch vor dem Hohenstaufener Dienstmann KONRAD, aufgeführt ist. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß er seinen Titel als Untervogt des Klosters Lorch führte, weil er vorwiegend in Lorcher Quellen erwähnt ist. Aber sein Zuname VON LORCH ist eine Familienbezeichnung, unter der er schon 1181 anlässlich des Besuches von FRIEDRICH BARBAROSSA auf dem Hohenstaufen genannt wird. Vermutlich war auch dieser HEINRICH Vogt der staufischen Güterverwaltung, und dann ist als Amtssitz wiederum die Herzogsburg anzunehmen, denn für Lorch sind zentrale Funktionen oder eine städtische Entwicklung in dieser Zeit nicht bekannt. Es ist ohnehin wahrscheinlich, daß der kaiserliche oder herzogliche Vogt auf dem Hohenstaufen in Vertretung seines Herrn auch die Vogtei über das Hauskloster Lorch wahrnahm.

Fassen wir diese Beobachtungen zusammen, dann ergibt sich, daß vier hohe Verwaltungsbeamte von überlokaler Bedeutung, Vorgänger der späteren Landvögte, auf dem Hohenstaufen ihren Sitz hatten: der Prokurator FOLKNAND (um 1175–1181), der Vogt HEINRICH VON LORCH (um 1189–1192), der Vogt FRIEDRICH (1206) und der Richter FRIEDRICH (1236). Kein Zweifel, die Burg hatte in diesen Jahrzehnten zentralörtlichen Charakter, auch zu den Zeiten, da die staufischen Herzöge und Könige hier nicht persönlich residierten.

Das Stauferjahr 1977 und das Jahr der Staufer

Wolfgang Irtenkauf

Das Stauferjahr 1977 reicht vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1977. Das ist eine Binsenweisheit; denn welches Jahr würde nicht am Neujahrstag anheben und am Silvesterabend auslaufen? Doch das Jahr der Stauferzeit, also des 12. und 13. Jahrhunderts, war in Wirklichkeit komplizierter. Der Mensch dieser Zeit mußte praktisch zwei Zeitrechnungen beherrschen, die mit unseren Angaben nur wenig gemein haben: das Kirchenjahr, das heute noch Ende November/Anfang Dezember mit dem letzten Sonntag nach Pfingsten bzw. Trinitatis in den 1. Adventssonntag mündet, und das «alte», d. h. das römische Jahr, das nach Iden, Kalenden und Nonen rechnete. Cäsar war an den Iden des März ermordet worden – niemand fiel damals ein, das Datum etwa auf einen bestimmten Tag umzurechnen. Die alte Einteilung war sakrosankt.

Der Tag als Einheit: das war für diese Zeit ein Ablauf nach den kirchlichen Gebetsstunden. Sieben an der Zahl hatte man sich zurechtgelegt, von denen praktisch wiederum drei ins Bewußtsein des «Laien» drangen: der Morgen, der Mittag und der Abend. Da niemand eine genaue Vorstellung von Stunden und Minuten hatte – Uhren gab es in dieser Zeit noch nicht –, so war man auf den Ruf der Glocken angewiesen, die durch das Morgen-, Mittag- und Abendläuten die entsprechenden Einschnitte markierten. Der Ruf der Glocken war daher nicht nur die Aufforderung zum Gottesdienstbesuch, sondern in erster Linie Markierung des Tagesablaufes, dem anders nicht «beizukommen» war.

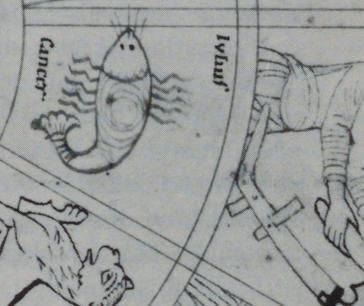
Hatte man hiermit schon seine Schwierigkeiten, so wurde es mit dem Ablauf größerer Zeiteinheiten wie Monaten oder Jahren noch viel schwieriger. Das Jahr war auf $365\frac{1}{4}$ Tage berechnet, weshalb viel später eine wichtige Korrektur anzubringen war (Gregorianischer Kalender). Die Bezeichnung der Monate, von denen die Römer nur zehn kannten (daher z. B. unsere Bezeichnung für den letzten Kalendermonat *Dezember*, in dem lateinisch *decem* = zehn steckt), war seit Karl dem Großen vereinheitlicht. Seither konnte man die Monatsbezeichnungen aufzählen: *Wintermond*, *Hornung*, *Lenzmond*, *Ostermond*, *Wonnemond*, *Brachmond*, *Heumond*, *Erntemond*, *Herbstmond*, *Windemond* (der windige Oktober), *Wintermond* (den man schon anfangs hatte: hier waren November und Januar verwechselbar) und *Heiligmond*. Schon ein erstes Eindringen in diese komplizierte Materie verrät gewaltige Abweichungen von unseren «sicheren» Daten, die wir getrost Jahr für Jahr

von unseren Kalendern ablesen. War schon diese «Binnenstruktur» damals gelehrter Anstrengung wert, so noch mehr die alte klassische Aufteilung des Jahres auf vier Jahreszeiten. Vom Frühling, Sommer, Herbst und Winter wußte man natürlich auch in unseren Breiten, doch die alte, überkommene Aufgliederung setzte den Herbst außer Kurs. So wurden aus den vier Jahreszeiten drei – eine sehr wichtige Feststellung, wenn man z. B. an die berühmte dreigeteilte Friesplastik am Hirsauer Eulenturm denkt, die oft und oft untersucht wurde. Immer wieder wurde das Fehlen einer vierten Seite bemängelt, aber kaum einmal die Frage aufgeworfen, ob dies nicht beabsichtigt war. Stellt nämlich dieser Fries symbolisch den Ablauf des Jahres dar (was eine Deutungsmöglichkeit ist), so benötigt man gar keine vierte Seite; sie würde den «alten» Anschauungen zuwiderlaufen!

Schließlich der oft zitierte «Mann auf der Straße»: ihn interessierte dieses Aufteilen eines Jahresringes wenig, für ihn waren die Zinstermine oder der Wechsel des Arbeitgebers entscheidend. Wir können diese Übung heute noch beobachten: im bäuerlichen Jahreskreis wechseln Knechte und Mägde (sofern es solche noch gibt) auf Mariä Lichtmeß oder Martinus – Tage irgendwo im Jahr, ohne Bezug auf irgendeine Tagundnachtgleiche oder hohen bzw. tiefen Sonnenstand. Das bäuerliche Jahr ist wieder ein anderes als das bürgerliche, das, wie man sieht, mit Tradition behangen ist.

Die Abbildung aus einer um 1150 angefertigten Zwiefaltener Handschrift zeugt vom Jahr des gelehrten Mönchs. Er kennt die alten römischen und daher lateinischen Monatsbezeichnungen, er weiß aber auch vom Tierkreis, der das Jahr wiederum in ganz andere Teile spaltet. Der Wassermann hebt mit dem 14. Januar an, der Steinbock mit dem 15. Dezember – alle Tierkreiszeichen und -bezeichnungen setzen in der Monatsmitte ein. Das Übereinanderstellen der Bilder von Monat und Tierkreis trifft nicht das Auseinanderklaffen um genau 15 Tage, dennoch mußte der unbekannt Miniator versuchen, seine Kreise, die um den *Annus* (Jahr) drehen, in diese Harmonie zu bringen.

Schwäbisch ist jedoch in diesem Bild die Tätigkeit derer, die in den Monatsbildern dargestellt werden. Vom Januar bis Dezember treten keine Mönche auf, wie das in einer Handschrift zu erwarten wäre, die in einem so profilierten Kloster wie Zwiefalten entstanden ist, sondern einfache Menschen, Bauern,



vergeta

Handwerker und Jäger. Man kann sich unschwer die Tätigkeiten ausmalen, denn sie sind plastisch geschildert. Ebenso drastisch drückt der Maler das aus, was wir mit den (vier) Jahreszeiten verbinden, nämlich die Blüte des Frühlings, die Hitze und Reife des Sommers (oben links und rechts: *Ver* und *Estas*), die Reife und Ernte des Herbstes und die Kälte des Winters (unten links und rechts: *Autumnus* und *Hiemps*). Mit diesen vier Jahreszeiten korrespondieren die vier Tagesabläufe: *Aurora* = Morgenröte, *Meridies* = Mittag, *Vesper* = Abend und *Pruina* = Mitternacht, wobei dieser alternde Tag in seiner Personifikation am stärksten dem halb nackten Jahresmann ähnelt. Vielleicht ist von hierher der Schluß naheliegend, daß das Jahr eben ständig altert, aber, wie in der Mitternacht, eine stetige Erneuerung durch das Zeitenrad stattfindet, das dieser Mann um sich drehen sieht. Sonne und Mond leisten ihm als Mann und Frau Gesellschaft; er trägt sie auf Händen.

Symbole, Personifikationen, Abläufe: die Zeit steht

nie still. Hier dokumentiert sich das «gelehrte» Bewußtsein der Stauferzeit, das sich sonst kaum einmal schriftlich artikuliert. In dieser Zeit wird man sich der Tatsache bewußt, daß das falsch berechnete Jahr langsam aus den Fugen bricht: um 1200 errechnet man die Verschiebung des Jahres auf ca. 10 Tage seit Christi Geburt. Der Ruf nach der «Kalenderreform» wird laut. Der Gedanke und die Vorstellung eines Schaltjahres nistet sich in die Hirne der Kalendermacher ein, wobei man sich klar werden muß, daß das höchste Fest der Christenheit, Ostern, eigentlich recht oft zu einem falschen Termin gefeiert wird. Freilich: einen Endpunkt der Diskussion sollte die Stauferzeit nicht mehr erleben, denn erst Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Fehler berichtigt. Die Zeit als Problemfaktor: das war auch schon der Stauferzeit bekannt. Sie hat, wie man sieht, gar nicht so leicht daran getragen.

Quelle: Zwiefaltener Handschrift – Cod. hist. fol 415 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart

Staufischer Abglanz

Das Erbe Hohenstaufens im 19. und 20. Jahrhundert

Für die große baden-württembergische Stauferausstellung 1977 hat THOMAS BRUNE (zusammen mit BODO BAUMUNK) in zwei Jahren eine Fülle Materials zum staufischen Nachleben aufgespürt, gesammelt und gesichtet. FRIEDRICH ALFRED SCHILER kommentiert hier eine kleine Auswahl aus diesen Texten. (Redaktion)

Schon recht früh hat man sich hierzulande mit dem staufischen Erbe beschäftigt. Anfang des 19. Jahrhunderts gibt J. F. AMMERMÜLLER, Pfarrer zu Hohenstaufen, ein Buch heraus mit dem Titel «HOHENSTAUFEN, oder Ursprung und Geschichte der schwäbischen Herzoge und Kaiser aus diesem Hause, samt den Schicksalen der Burg und einer Berg- und Ortsbeschreibung. Ein Lesebuch für bidere Schwaben, Sachsen und Franken.» Im Vorwort schreibt der Verfasser am 14. September 1804: «Hohenstaufen erregte seit einigen Jahren sehr viele Aufmerksamkeit. Der Gedanke, daß es einst der heimatliche Sitz der schwäbischen Herzoge und Kaiser war, und die vortreffliche Aussicht, die man hier hat, reizte jeden Sommer sehr viele Fremde, diesen berühmten Berg zu besteigen.» Schon recht früh regt sich da schwäbischer Stolz auf staufische Geschichte und auf heimische Landschaft. Und die höfische Welt des staufischen Mittelalters wird bald

Thomas Brune und Friedrich Alfred Schiler

zum idealisierten Gegenbild der zeitgenössischen Misere; in der heilen Natur wird Ersatz für die enttäuschende Realität des so vielversprechend angefangenen Jahrhunderts gesucht:

Wer wandert nach dem Hohenstaufen
Durch den verstörten Tannenwald?
Die Stürme wehn, die Bäume traufen,
Der Regen spinnt sich trüb und kalt.

Und hierher hab ich mich geflüchtet,
Verstoßen aus der neuen Welt:
Wer je gekämpft, geliebt, gedichtet,
Für den ist Wohnung hier bestellt.

So GUSTAV SCHWAB 1814 in seinem «neuen Staufennitter» und 1815, in seiner «Schwabenalb», klingt es noch resignierter:

Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern gehn,
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umwehn.

Diese romantische Staufen-Trauer wendet sich vornehmlich dem letzten Hohenstaufen, dem unglücklich gescheiterten KONRADIN zu. Von ihm singt SCHWAB 1826:

Du bist so stolz und unerschrocken,
Du sinkest, eh du es geglaubt,
Es sitzt die Kron auf deinen Locken,
als träumte nur davon dein Haupt!

Schon sieben Jahre vor SCHWAB hat LUDWIG UHLAND in seinem Konradin-Fragment den lichten, königlichen Jüngling beschworen: «die helle Stirn, des Auges geistig Feuer, / die goldnen Locken, um die Schulter wallend: / Ja, das ist hohenstaufisches Geschlecht!»

UHLANDS «KONRADIN» bleibt freilich keine bewunderns- und beklagenswerte knabenhafte Lichtgestalt. Hier wird mit dem nationalen Pathos der nachnapoleonischen Zeit auf die feindliche, die fremde Ursache des staufischen Unglücks hingewiesen: «dies welsche Land, / das dich mit seinem falschen Schimmer blendet, / was ist es, als ein über-tünchtes Grab? . . . / An jeder Ecke lauert Meuchelmord; / der Weiber brennend Auge zehrt das Mark / der Helden auf; der Freundesbecher ist / vergiftet, und die Hostie selbst ist Gift.» Im staufischen spiegelt sich deutsches Schicksal: Verrat durch die *Welschen*. Worunter je nach Bedarf Italiener oder Franzosen, die römische Kirche, die Araber, kurzum Fremdes gemeint ist.

O Staufen, Staufen, wohin ist Deine Pracht

heißt es im Refrain von LUDWIG BAUERS Gedicht «Der Mutter Ahnung», das SILCHER 1839 vertont hat (op. 32), und UHLAND klagt – und klagt damit an:

Wo sind sie, deine Väter, meine Fürsten?
Das deutsche Heimatland verschmähten sie,
um Gift zu saugen in Apuliens Gärten.

Und auch GEORG RAPP kündigt in dem Staufen-Zyklus von 1839 vom heroischen Tode KONRADINS:

Sie haben mich verscharrt in Schmach,
Es warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich mutig ließ erschlagen,
der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab,
und deutsche Treu will mit hinab.

Staufertreue – deutsche Treue: wie oft, bis heute, begegnen wir dieser Gleichsetzung. Aber sie ist nicht die einzige. Denn zur selben Zeit finden wir auch ein zweites, recht abweichendes Stauerbild: Es klingt schon an in PAHLS «Nationalchronik der Teutschen». Aus ihr zitiert Pfarrer AMMERMÜLLER 1815, im Vorwort zur zweiten Auflage seines Ho-

henstaufen-Führers: «heutzutage bauen wir keine Wälle mehr um die Städte, aber es ist eines gebildeten Jahrhunderts würdig, daß es auf der Spitze des Hohenstauf einen Tempel oder ein Pantheon auf-führe, nach vaterländischer Ursitte mit Eichen um-pflanzt und auf seinem Altar (ich setze hinzu: we-nigstens auf einem Obelisk) die Aufschrift setze: *Den würdigen Verfechtern der deutschen Freyheit, und den ersten Aufklärern des westlichen Europa!*»

Diese *Verfechter der deutschen Freyheit* meinte auch JUSTINUS KERNER in seinem 1815 geschriebenen «Sommerabend auf Kloster Lorch, der Grabstätte des hohenstaufischen Herzog- und Kaiserhauses»:

Und all die Berg und Auen,
bebaut mit fleiß'ger Hand,
dies Land, so schön zu schauen,
ist deutsches Vaterland!

Geküßt von Himmelsbläue,
steht es, des Himmels Braut.
Schützt, Brüder, sie mit Treue!
Gott hat sie euch vertraut!

Der Aufbruch der Befreiungskriege ist hier spürbar, die Hoffnung auf ein neues, besseres Vaterland. Doch welche Resignation dann, wenige Jahre später, welch bittere Enttäuschung in desselben Autors Gedicht «Hohenstaufen»:

Verschwunden ist die Burg fortan.
An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höhn, –
Und wie der Fels, so kalt und öd
Scheint rings das deutsche Land zu stehn.

Den *ersten Aufklärern des westlichen Europa* gilt – nebst den *Vorkämpfern der deutschen Freyheit* – PAHLS Huldigung. FRIEDRICH II. wird damit angesprochen. Von ihm schwärmt CARL JULIUS WEBER 1826 in seinen «Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen»: «der größte und einzige seines Jahrhunderts, wie der Preußen Friedrich, mit dem er vieles gemein hatte, selbst Religions-Spötere, nur nicht, daß er . . . wie der Chronist sagt . . . viel und gern bei Weibern gewesen. Lebt wohl, Hohe Stauffen! Ihr hattet Geist, Muth, Kenntnisse, Willen, Ausdauer – selbst euer Steckenpferd Italien trug zur Cultur des Vaterlandes bei, und zu besserer Kenntnis des Teufels der Hierarchie, mit dem ihr so männlich gerungen habt, als der Erzengel Michael – euch fehlte nichts als Glück, wie so manchem wackern Mann, dem Fortuna nie schußgerecht stehen will, während sie Hansgörgen Rehe und Hasen, Schnepfen und

Krammetsvögel in die Küche jagt – goldene Dosen und glänzende Orden!»

Auch ALBERT KNAPP, württembergischer Pietist und «Antipapist», rühmt in seinem Hohenstaufenzyklus 1839 diesen FRIEDRICH II., der Jerusalem nicht durch Krieg und Gewalt, sondern durch einen Vertrag mit dem Sultan wieder in christliche Hand gebracht hatte:

Verbrechen ward von Mönchen es genannt,
Daß du den Asiaten botst die Hand;
Doch hätt' ich lieber, als mit röm'schen Pfaffen,
Mit Sarazenen heute noch zu schaffen.
Im Kriege hält der Araber sein Wort,
Im Frieden sinnt der Pfaffe doch auf Mord.

Staufische Treue wird hier – eine ungewöhnliche Variante – nicht mit deutscher, sondern mit arabischer Treue verbunden. Auf «Staufische Treue» weist auch ADALBERT VON CHAMISSO hin.

Etwas für ihn und seine Zeit ganz Ungewöhnliches entdeckt er 1831 in seinem Gedicht «Die Weiber von Winsperg»: «im Jahr elfhundertvierzig, wie ichs verzeichnet fand, galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.» Was CHAMISSO eine «Sage aus halbvergessner Zeit» nannte, das kommentiert der Demokrat LUDWIG PFAU 1849 nicht ohne Bitternis:

Bei Weinsberg liegt die «Weibertreu»,
das wissen alle Leute;
Manch Sänger pries dies Schuttgebäu,
Manch Pilger kommt noch heute.

Doch daß der Frauen holde Schar
Die Männer dort getragen,
das ist nicht gar so wunderbar,
als wie die Dichter sagen.

Was dort ein deutscher Fürst getan,
das ist ja wunderbarer:
Er hielt sein Wort dem Untertan,
Das ist, bei Gott! viel rarer.

Der Staufe sprach: »Ein Königswort
Sei fest wie Stahl und Eisen.« –
Kein Zollern kommandierte dort,
Und Rastatt kennt die Preußen.

Drum heiße «Fürstentreu» fortan
Die Burg den Pilgern allen.
Dann wird auch keiner Zweifel han,
warum sie so verfallen.

Nicht nur die zur «Fürstentreu» umgetaufte Weibertreu, selbst BARBAROSSAS Wache im Kyffhäuser wird

von PFAU in den Dienst der bürgerlichen Revolution gestellt. Sicher, schon lange vor ihm ist Barbarossa im KYFFHÄUSER das Symbol der nur schlafenden, nicht erstorbenen Hoffnung auf Reichseinheit geworden. PAUL ACHATIUS PFIZER dichtete in den dreißiger Jahren:

Kühner Rotbart! Nicht gestorben
Bist du ja, du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur.
Aber in der Zaubershöhle
Hält dich harter Schlaf gebannt,
Wann erwachst du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

Bei LUDWIG PFAU nun – im «Michel Rotbart» von 1847 – bleibt dieser verjüngende Sturm nicht sagenhafte Sache des Rotbarts, sondern wird gegenwärtige Sache des Volks:

Laß ruhn den Barbarosse doch
Auf seines Schwertes Knauf,
Laß ihn bei seinem Trosse doch
Und wach du selber auf!
Michel! hervor zum Werke!
Aus deiner langen Nacht!
Mit deiner Heldenstärke,
Mit deiner Geistesmacht.

Auch als nach 1849 diese revolutionäre Hoffnung auf Einheit in Freiheit erlosch, blieb BARBAROSSA das Symbol des Traums von der deutschen Einheit. Nur noch wenige allerdings träumten den alten, den freiheitlichen Traum. ALEXANDER ELSÄSSER aus JEBENHAUSEN läßt 1862 bei einer Uhland-Feier der Sängergesellschaft EINTRACHT (Göppingen) LUDWIG UHLAND vor den hier bezeichnenderweise nicht im Kyffhäuser, sondern im Staufenberg residierenden BARBAROSSA treten.

Der Rotbart spricht mit Sinnen:
«Du lohnst die Liederlust».
Er nimmt die goldne Kette
Von seiner Kaiserbrust,
Schlingt sie um seinen Nacken
«Du strittst für's gute Recht,
Des Deutschen Reiches Kanzler
Seist Du, mein Edelknecht».

Doch dies ist nur Abgesang einer vergangenen Vorstellung. Schon längst meinen deutsche Dichter, wenn sie Barbarossa und Kyffhäuser zitieren, das neue, das kommende Kaisertum: Hohenzollern.

Schwaben hat die Geistesgluth geborget
Da die Ritter Preußen mit versorget,
Und der graue Hohenstaufenorden
Ist zu Preußens Glorie geworden

Also geht der Staufen Wirkung leise
Noch daher in spätem Zeitengleise.
Östreich hat ihr Szepter übernommen;
Mög' ihr Geist den Preußen wohl bekommen.

So heißt es schon 1839 in ALBERT KNAPPS Hohenstaufenzyklus, und 1867, nach Königgrätz, hat selbst der subversive Georg HERWEGH resigniert:

Ach Waiblingen, sie sagen schon
du seist nur eine Mythe,
und du verlierst sogar den Thron
im schwäbischen Gemüte.

Sechshundert Jahr zu harren dein,
war leeres Stroh gedroschen.
Ich geh zum Nationalverein
mit dreißig Silberroschen.

Ich will mir einen neuen Herrn
statt meines alten kaufen;
zum Kaiser hab ich grad so gern
die Zollern wie die Staufen.

Dieses neue, nach FRIEDRICH THEODOR VISCHER «nicht mit der Freiheit heiligem Öle» gesalbte Kaisertum von 1871 scheint nun also allein das staufische Erbe anzutreten. KARL GEROK beschreibt in einem zweiundzwanzig Strophen langen Gedicht «Zollern und Staufen» den walpurgisnachthaft wahrgenommenen Umzug der alten Kaiser-Geister vom Staufen zum Zollern:

Mir war's, die Fürsten legten
Am Berg die Kronen hin,
mir schien's, die Geister flögen
Wie segnend rings um ihn.

Und rings im Land erklangen
Die Glocken all' zugleich,
den Segen zu empfangen
für's deutsche Kaiserreich.

Und PHILIPP ULRICH SCHARTENMEYER alias FRIEDRICH THEODOR VISCHER stellt 1872 in seinem «deutschen Krieg» lapidar fest:

Und so stehet nun mit voller
Rüstung in dem Hohenzoller
Jener große Hohenstaufer
Barbarossa wieder auf.

BARBAROSSA wird zu BARBABLANCA – FELIX DAHN hat wohl als erster WILHELM I. so genannt –, und nach BARBABLANCAS Tod wird für ein gewaltiges Nationaldenkmal auf dem Hohenstaufen geworben:

Doch, der siebenhundert Jahre
schlief in Berges dunkler Nacht,
ist in Wilhelms Silberhaare
deutschem Volke neu erwacht.

Drum des Stauerberges Fläche
werde wieder neu gekrönt.
Fort ist ja des Reiches Schwäche,
alle Feindschaft ist versöhnt.

Hohenzollern, Hohenstaufen,
schwäb'scher Berge schönstes Paar!
Ein Jahrtausend soll verlaufen,
fest in eurem Bund und klar.

So dichtet 1888 ein H. M. aus Calw und wirbt mit diesem Text im «GÖPPINGER WOCHENBLATT» für ein Kaiserdenkmal auf dem Hohenstaufen. Für und Wider eines Monuments wägt EDUARD PAULUS ab unter der Überschrift «Hohenstaufen-Denkmal, Verunzierung oder Verschönerung des Berges?»:

Der schönste Berg, wenn man gen Süden geht,
wohl kenntlich an des Hauptes Blöße,
ein Heldengrab von ungeheurer Größe,
worüber eine dunkle Wolke steht.

Verlassen liegt er, – längst im Wind verweht
ist ihm der Waffen trotziges Getöse,
die Kaiserburg sank durch des Schicksals Stöße.
Wo sie gewesen, wird jetzt Gras gemäht.

Noch immer aber blickt der Mauerlose
ehrfurchtgebietend in das Land hinaus.
Es ging doch alles Herrliche und Große
jahrhundertlang vom Hohenstaufen aus,
für unser Volk in seinem tiefsten Kummer
Lag Barbarossa nur im Zauberschlummer.

Das Kaiserdenkmal wird dann aber auf dem Kyffhäuser errichtet. Was für den Hohenstaufen schon gesammelt worden ist, dient als Grundstock für die Schutzhütte des Albvereins. Von Monumentalität verschont, blieb der Hohenstaufen den Wanderern und besinnlicheren Pilgern erhalten. In der Erinnerung an einen Aufenthalt in der «gastlich freien Brunnenstadt» Göppingen im Januar 1904 schreibt CHRISTIAN WAGNER, der Bauer und Dichter aus Warmbronn, seine «Wallfahrt auf den Hohenstaufen»:

Von hoher Warte überschauen
Ließ mich der Geist der Zeiten Lauf;
Ich sah die holden Edelfrauen,
Ich sah die Toten stehen auf:

Sagt, wer ist diese, wer ist jene,
Mitwallend dort in grünem Kleid?
Ists Kunigunde? Ists Irene?
Ists Irmengard? Ists Adelheid?

Und wer ist jene, wer ist diese?
Machtildis mit dem süßen Mund?
Constanze gar? Ists Beatrice?
Und ich der Sänger von Burgund? –

Je mehr ich sinn, je mehr und länger
Dünkt Wahrheit mich der fromme Trug:
Als ob dereinst als Minnesänger
Ich mitgewallt in solchem Zug.

Wann stehst du, Berg der ernsten Mienen
Du Kirchlein, das den Rothbart sah,
Von lichtigem Abendglanz umschienen,
Mir neu in dieser Gloria?

Von ganz anderer Gloria umwabert ist der andere, der KYFFHÄUSER-BARBAROSSA. Er ist nun, in wilhelminischer Zeit, zum Abzugsbild neudeutscher völkischer Ideologie geworden: «Aus Wolkenzelten tritt als Volkes Vater / Der Rotbart, Deutschlands deutschester Berater. / Das Horn des Heimdall setzt er an die Lippen / und ruft die Söhne Teuts zurück zur Pflicht, / ruft alle, die an fremden Giften nippen, / zurück zur Sitte heiligem Gericht,» heißt es in FRANZ SIKINGS 1893 in Stuttgart erschienenem Schauspiel «Kaiser FRIEDRICH I.», und bei den Wimpfener Festspielen 1903 sagt FRIEDRICH II. in dem Schauspiel «Ein Kaisertag» von KARL KEMMER: «So lieb ich meine Bürger, liebe ich / den deutschen Mann: tatkräftig, zuverlässig / und unermüdlich das begehrte Ziel / erstrebend und von echter, deutscher Treue. / Ihr ehrenwerte Bürger dieser Stadt, / seid ihr bereit, sofern mein Ruf ergeht, / die Treue mir zu halten, Gut und Blut / zu opfern für den Kaiser, euren Herrn, / und für des Vaterlandes Glück und Stern?» Worauf alle anwesenden Bürger begeistert in den Ruf ausbrechen: «Dem Kaiser treu gehorsam bis zum Tod!» Womit ein schöner Bezug zur wilhelminischen Gegenwart hergestellt war. – Nicht minder überzeugend sind die Bezüge, die Gymnasialprofessor E. KOHLER in einem Festspiel anlässlich der Hauptversammlung des Schwäbischen Albvereins in Göppingen im Oktober 1905 aufzeigt. BARBAROSSA tritt da auf und setzt sich mit der Gegenwart auseinander, «Wie freut es mich, daß meine Schwaben / den Rotbart nicht vergessen haben» sagt er

und bekommt auf die Frage, wem er diese Ehrung auf dem Berg verdanke, die schlichte Antwort: «Sie ist des Schwäbischen Albvereines Werk.». – Aber er äußert sich auch kritisch zur Lage der Nation im Jahre 1905 und merkt dazu an: «Parteihafß hat nun mein Volk schwer mitgenommen, / und führten einst die Stämme heftigen Streit, / so sind es die politischen Parteien heut. / Unmöglich fast, so will es scheinen, / wirts meinen Deutschen, sich zu einen; / solange drum Zwietracht herrscht in vaterländischen Fragen, / so lang wird die Erlösungstunde mir nicht schlagen.»

Der Göppinger Gymnasialprofessor nimmt da (ob er's wohl ahnte?) noch einmal denselben Gedanken auf, den schon 1868 ein Ungenannter in der GÖPPINGER ZEITUNG ventiliert hatte:

Und wieder sind's die alten Raben,
die kreischen auch um Zollerns Bau.
Sie möchten seinen Scheitel haben
so kahl wie Staufens Bergesau.

Wie soll auch deutsches Volksthum kümmern
die Schwarzen, die nur schau'n nach Rom,
die Rothen, die die Welt zertrümmern,
zu bau'n ihr Allerweltsphantom.

Wo das große Werk treuer deutscher Einigkeit von so viel schlechten Mächten, von Parteien und Klerikern, Liberalen und Sozis behindert wird, da müssen die Gesinnungstreuen umso mehr zu staufischer Tugend mahnen:

Hohenstaufen, oft besungen,
Hohenstaufen, viel besucht,
lebst in allen deutschen Zungen,
hoch vergöttert, schnöd verflucht;
mög ein Hauch von deinen Höhn
heut noch unser Volk durchwehn.

So dichtet deshalb PFARRER KARL THEODOR ENGEL, ebenfalls zur Albvereins-Hauptversammlung 1905. Und auch er weiß sehr genau, woher alles Gute für Volk und Land kommt:

Doch in hellem Morgenglanze
aus der Schwabenberge Chor,
aus der Brüder grünem Kranze
ragt ein Gipfel kühn empor,
Zollerns Burg in blanker Wehr
kündend stolz: «Vom Fels zum Meer.»

Derselbe PFARRER ENGEL – wir kennen ihn besser als einen der Erzväter schwäbischer Geologie – schickt wenige Jahre später den Göppinger Soldaten des ersten Weltkriegs folgende Zeilen ins Feld: «und müßt

ihr euren Weihnachtsschmaus / mit Blut auch diesmal taufen; / so denkt an's schwäb'sche Kaiserhaus / der Zollern und der Staufen.» –

Nach dem ersten Weltkrieg und dem Ende des Kaiserreichs hat sich die Hoffnung auf neuen alten Glanz sehr bald auch staufischer Erinnerung wieder bemächtigt. So lesen wir im Heft 1 des Jahrgangs 1919 der BLÄTTER DES SCHWÄBISCHEN ALBVEREINS: «Wie schön warst du, mein Hohenstaufen, als ein Gewitter dein Haupt umtoste. Wie erschütterte der Donner dich, du Berg, in deinen Tiefen, und hielt dort Zwiesprache mit dem greisen Heldenkaiser, der auf die Wiederauferstehung des geliebten Deutschlands in Glanz und Ehre wartet! Wie lange, wie lange wird er noch warten müssen . . .»

In dem Drama «Friedrich von Büren» von MAX SCHILLING, das 1930 in Göppingen aufgeführt wird, heißt es, nicht weniger hoffend, noch deutlicher: «Ein einiges starkes Deutschland ist das Sehnen, das von der Jugend auf mir in der Brust erglüht. Der deutsche Glaube und die deutsche Treue, helft alle, daß es die einst wieder gibt.» Und wie die «deutsche Treue», so wird nun auch wieder ihr Gegenstück, der «welsche Verrat» beschworen: «so sank durch falsche, welsche Hand / der letzte Staufe hin» heißt es in einem Gedicht «Konradin, der letzte Hohenstaufer», in dem C. MOSER im Juni 1927 die Heidenheimer Freilichtaufführung «Der junge König» kommentiert. KONRADIN entspricht wieder einmal dem Zeitgeist, jugendbewegt und tragisch zugleich. Auch KONRAD MAISCH schreibt ein dramatisches Gedicht über «Konradin, den letzten Hohenstaufer», es wird 1928 in Stuttgart verlegt. Bei ihm lauten des jungen Staufers letzte Worte auf dem Schafott: «zum Himmel schreit / von dieser welschen Erde unser Blut / und hört nicht auf zu zeugen wider sie, / bis uns zur Sühn ein Rächer wird erstehn . . . / Du aber, Land der Treue, Deutsches Land, / dir send ich sterbend meinen letzten Gruß! / Heil, Deutschland, Dir!» Im selben Schauspiel begründet KONRADIN, warum er zu dem unglückseligen Italienzug aufgebrochen ist: «je hehrer mir das Ziel vor Augen schwebt, / zu dem der Ahnen Tugend mich beruft, / um desto weniger befriedigt mich / die dürft'ge Gegenwart, das öde Leben, / das Tatenlose, dem ich bin verhaftet.» Hätte es damals schon den Begriff «Leistungsgesellschaft» gegeben, dieser wackere Staufe hätte ihn gewiß treulich verfochten. Auch sein Ahn BARBAROSSA lobt in einer Rede an die Heidenheimer (beim Besuch auf der Burg Hellenstein im Sommer 1922) diese urdeutsche Tugend arbeitssamer Schaffigkeit: «Nie kann der Deutsche ohne ernste Arbeit, – nur lebend von der gut'gen Spende der Natur, – sein Dasein fristen!»

Bei so viel Fleiß und Treue darf das nationale Unglück nicht ewig währen. Auf Regen folgt Sonnenschein, auf Ohnmacht neue Macht und Herrlichkeit: «Du bist der Berg, von dem einst ausgegangen / des deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit, / danach ein unauslöschliches Verlangen / das deutsche Volk verzehrt seit jener Zeit: / O Hohenstaufen, wann erscheint der Tag, / da sich dies Sehnen neu erfüllen mag?» singt Friedrich WILHELM MADER noch 1932 in seinen «Liedern aus dem Schwabenland». Ein Jahr später, im Juni 1933, hat sich das Sehnen dann erfüllt, triumphieren die neuen Machthaber beim ersten Hitlerjugend-Hohenstauftreffen:

Es wehen unsere Fahnen
wo stand der Staufer Schloß.
Die Träume unserer Ahnen
erfüllt sind, wahr und groß!

«Staufischer Geist» – was immer das sein mag – wird beschworen als Zeuge für das Neue Reich. Im Aufruf zu eben diesem ersten Hitlerjugendtreffen auf dem Hohenstaufen heißt es: «BARBAROSSAs Geist lebt wieder, hat Millionen deutscher Volksgenossen ergriffen. Heldischer Geist, der einst die Kreuzfahrer zu ritterlicher Fahrt drängte, bewegt sie. Der Geist der Hingabe an Volk und Vaterland, der Opferbereitschaft für die großen Güter bewegt das junge Geschlecht.»

Aber waren denn die Staufer wirklich die richtigen Kronzeugen für diese neue deutsche Hybris? Sollte man nicht eher welfischen Ostlandzug zum Vorbild nehmen als staufische Südsehnsucht? HEINRICH DEN LÖWEN statt BARBAROSSA oder gar FRIEDRICH II. zum historischen Vorläufer des Führers machen? Ernste Zweifel regten sich da: «Weltumspannende Kühnheit stolzer Fürstengedanken verdorrte an der Glut der sizilianischen Sonne, und der Nachfahr der Hohenstaufen, eingesponnen in die dunkle Weisheit sarazenischer Gelehrter, umstrickt vom Zauber braunhäutiger Frauen und von der Vision des römisch-deutschen Imperiums, war seiner Heimat entfremdet.» So heißt es in einer «Osterwanderung zum Hohenstaufen» aus der GÖPPINGER ZEITUNG vom 11. April 1936. Und auch WILHELM PINDER gab, drei Jahre später, in den Monatsheften SCHWABEN, zu bedenken, ob denn die Kunst der Stauferzeit, ob denn staufische Kunst immer auch deutsche Kunst gewesen sei: «Friedrich II. war schon mehr König von Sizilien als deutscher Herrscher. Nur selten hat ihn unser Land gesehen, und die hohe Blüte unserer Kunst . . . verdanken wir nicht seiner Förderung. Dafür erhielt Italien eine staufische Kunst. Die Schlösser Apuliens . . ., die Biltwerke von Capua

oder Ravello . . ., auch dies also ist staufische Kunst – aber es ist keine deutsche.»

Müssen die Schwaben also ihren lieb gewordenen Stauern abschwören? Zum Glück nicht, denn: «Wie der Moslem einmal im Leben sein religiöses Heiligtum Mekka aufsuchen soll, so soll es auch für jeden Deutschen ein heißes Verlangen sein, zu dem Berg zu wallfahren, dessen Name einst über Deutschland und die Welt leuchtete. Man kann das Wort Hohenstaufen nicht aussprechen, ohne nicht machtvolle Geschichte, heldischen Geist, höfischen Glanz, holden Minnesang, deutsche Treue, welschen Haß und Verrat und das blutige Beil in Neapel heraufzubeschwören» heißt es schon 1934 beim Kreiskongreß der NSDAP in Göppingen. Und als dann 1938 Österreich angegliedert und das Großdeutsche Reich proklamiert wurde, da war Hohenstaufen wieder unangefochtenes Symbol dieses Reiches aller Deutschen, Deutscher Einheit ohne Freiheit: «Von diesem Berg aus haben einst die Stauer Weltgeschichte gemacht. Sie haben dasselbe Ziel vor Augen gehabt, das nun ADOLF HITLER nach 800 Jahren verwirklicht hat» jubelt Gaupropagandaleiter MAURER im April 1938. Und der Reichsstatthalter MURR begrüßt seinen Führer ADOLF HITLER im selben Monat mit den Worten: «Wenn der großdeutsche Gedanke hier im Schwabenland schon immer Wurzel gefaßt hat, so liegt dies tief begründet in der Erinnerung an die einstige Macht der Stauferkaiser.»

Und GEORG SCHMÜCKLE, damals viel gepriesener Dichter im Lande, besingt den Hohenstaufen als «heiligen Berg» und eigentlichen, würdigen Ort deutscher Kaiserkrönung:

er krönte ihn nicht zu Aachen,
er krönte ihn nicht zu Rom,
er krönt ihn im Herzen von Schwaben
unterm brennenden Himmelsdom.

Als dann in den ersten Kriegsjahren das Reich über den deutschen Sprachraum hinausgriff und den Anspruch europäischer Hegemonialmacht erhob, da wurde Hohenstaufen in den «GÖPPINGER NACHRICHTEN» schlicht zur «Geburtsstätte des mittelalterlichen Reichsgedankens». FRIEDRICHS mediterranes Imperium wurde flugs mit dem HITLERSchen gleichgeschaltet. Im Frühjahr 1945 endlich, als es mit deutscher Reichsherrlichkeit wieder einmal zu Ende ging, mußten heroisches Staufertum und die Verbundenheit mit der heimischen Landschaft noch erhalten zur Entfaltung letzter Werwolf-Gesin-

nung: «Wie Siegfriedsgestalten in eherner Waffenrüstung ragen die Kaiserberge empor . . . Tapferen, unbesieglischen Helden gleich scheinen sie die Heimat zu schützen, die Heimat, die um so teurer und lieber wird, je mehr sie Not leidet und vom Feind bedrängt ist. Ja, sie sind der Inbegriff der schönen schwäbischen Heimat, eines deutschen Herz- und Kernlandes, das es lohnt, bis zum letzten Atemzug verteidigt zu werden.» So tönt es noch im April 1945 in derselben Zeitung.

Und dann sind Reich und Einheit endgültig dahin. Nicht so jedoch der staufische Abglanz! Staufisches wird in den Jahren wirtschaftlichen Wiederaufstiegs zum werbewirksamen Signum für Konsumgüter und Fremdenverkehr; 1952 geraten die staufischen Löwen ins neue baden-württembergische Wappen, bald darauf auch ins Emblem einer Bundeswehrdivision.

Und heuer, zum fünfundzwanzigsten Geburtstag unseres Bundeslandes, werden die Stauer wiederum nicht wenig bemüht. Obwohl es den Historikern nicht leicht fallen dürfte, eine passende Jahreszahl aus staufischer Zeit für dieses Jubeljahr zu finden. Allenfalls das Jahr 1227 bietet sich da an: 750 Jahre zurückliegend, ein dreiviertel Jahrtausend genau! Am 29. September dieses Jahres 1227 wurde KAISER FRIEDRICH I. von PAPST GREGOR IX. in den Bann getan: Er hatte sein Gelöbnis, die heiligen Stätten mit Kriegsgewalt zurückzuerobern, nicht erfüllt, weil sein zu diesem Zweck gesammeltes Heer im August 1227 vor Brindisi einer Seuche zum Opfer gefallen war.

Indessen: daß ein Kaiser wegen Ungehorsams gegen den HEILIGEN VATER, wegen Krankheit und wegen mangelnder Kampfbereitschaft gegen den Glaubensfeind (ein Jahr später gewann Friedrich Jerusalem durch Vertrag statt durch Krieg!) in den Kirchenbann geriet: für wen sollte dies heute bei uns überzeugender Anlaß zum Jubilieren sein?

So haben also auch wir nicht weniger als unsere Väter und Großväter gewisse Schwierigkeiten mit dem staufischen Erbe. Und ein späterer Chronist wird sicher bei einer Blütenlese staufischen Abglanzes im sogenannten Stauerjahr 1977 auf reiche Ernte hoffen dürfen. Zumal der Name *Hohenstaufen* – wenigstens kommunalpolitisch und postalisch – dank der Gemeindereform inzwischen durch den computergerechteren *Göppingen 11* abgelöst worden ist.

Friedrich Barbarossa von Göppingen elf – da wendet sich der Historiker mit Grausen; diese neueste Wortbildung mag allenfalls noch einem Spötter zum Anlaß für eine hohenstaufisch-schwäbische Posse dienen.

Urach.

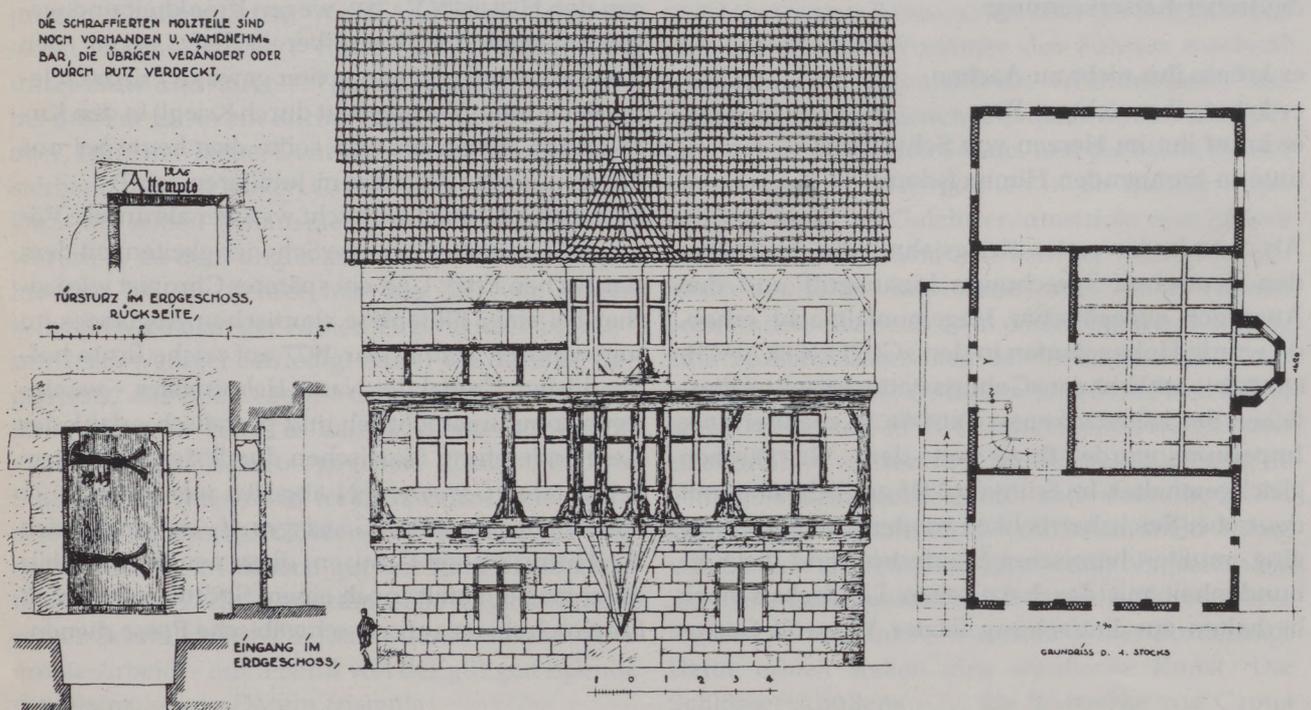
Das Haus am Gorisbrunnen

Bürgerschaftliche und mäzenatische Initiativen wollen ein wertvolles Fachwerkgebäude retten: eine eigens zu diesem Zweck gegründete Stiftung hat das *Haus am Gorisbrunnen* in Urach erworben. Sie will es – mit Hilfe der Stadt, der Denkmalpflege und privater Spender – restaurieren und neuer Nutzung zuführen (Bücherei, stadtgeschichtliche Sammlung, kammermusikalische Veranstaltungen). – Schon 1928 wurde das Haus unter Denkmalschutz gestellt. Damals rekonstruierte FELIX SCHUSTER die ursprüngliche Gestalt: seine unten wiedergegebenen Zeichnungen sind dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUCH 1928 entnommen. Aber zur Erhaltung des Hauses geschah so gut wie nichts. 1947 setzte sich der damalige Landeskonservator von Württemberg-Hohenzollern ADOLF RIETH für die Erneuerung ein – auch er ohne Erfolg. – Erste Untersuchungen haben inzwi-

schen den besonderen Wert dieses Hauses bestätigt; so wurden Maßwerkfenster eines früheren Saales und ein Fußboden mit gotischen Tonziegeln entdeckt. Die mündliche Überlieferung, der württembergische Landtag habe 1462 in diesem Hause getagt, ist wenig sicher: am rückwärtigen Haustürsturz und am Kellergewölbe finden sich die Jahreszahlen 1476 und 1479. Aber das *Haus am Gorisbrunnen* muß auch so in der Residenz EBERHARDS IM BARTE besondere Bedeutung gehabt haben. Darauf weisen Größe und Zuschnitt des Baus und das schon länger bekannte *attempo* (*ich wag's*) auf dem Sturz der hinteren Tür: an einem schlichten Bürgerhaus würde man wohl kaum dem Wahlspruch des regierenden Herzogs begegnen.

Aufnahme G. Schumacher

FELIX SCHUSTER (Stuttgart) rekonstruierte 1928 das *Haus am Gorisbrunnen* in seiner ursprünglichen Form. Seine Zeichnungen zeigen die Schauseite des Hauses von der Stuttgarter Straße her sowie die beiden Stadtansichten mit Freitreppe und schönem Erker. – Aus dem «Schwäbischen Heimatbuch» 1928.





Das Bild des Schwaben mit der Seele suchend

Helmut Dölker

Ist es erlaubt, ziemt es sich, das Iphigenie-Zitat im Wortlaut sowohl wie im Sinn abgewandelt als Überschrift hierher zu setzen? Es sei! Und wer es ungehörig findet, möge Nachsicht üben!

Es ist nicht das Ziel dieses Beitrags, wieder einmal eine Wesensbeschreibung der Schwaben zu versuchen (das zu tun, wurde schon in der neuen Landesbeschreibung Band I S. 424 f. umgangen!). Nur ein paar Anmerkungen zur gegenwärtigen Lage zu geben, ist geplant. Das scheint empfehlens- und wünschenswert, ja vielleicht gar nötig angesichts der «Nostalgiewelle», die über uns alle hereingebrochen ist. Fast lächerlich will alles dem erscheinen, der sich vor kurzem noch aufgeregt, geärgert hat über die urteilslose und unreife Zurückdrängung, ja Verneinung des Vergangenen und damit auch des sogenannten Heimatlichen – gemeint sind die in der geistigen und gegenständlichen Überlieferung begründeten, zumeist unbewußt wirkenden Bindungen des einzelnen an das Land seiner Geburt, besser seiner Kindheit und seiner Jugendzeit. Unvermutet findet er sich in einer Flut von heimatlicher Literatur aller Art, steht er einer Hochblüte der Mundartdichtung gegenüber, einer Mundartdichtung aus der Feder (ausdrücklich: Feder, nicht: Mund!) mehr oder weniger Berufener über mehr oder weniger mundartgerechte, d. h. mehr oder weniger mögliche und unmögliche Vorwürfe. Er nimmt zur Kenntnis, daß sich hochstehende Bühnen ernstlich der Erzeugnisse annehmen, daß das Fernsehen einer Diskussion unter ihren Autoren über Stunden hin seine Kanäle öffnet und daß dabei u. a. auch gesagt wird: *Wer heute etwas auf sich hält, spricht heute wieder Mundart.* Er hört mit Verwunderung im 3. Programm von Stuttgart offiziell die Antwort auf eine Anfrage von außen: *Soweit ich sehe, die ganze Literatur stellt sich jetzt allmählich auf den Dialekt um, und wir müssen damit rechnen, daß der Dialekt wieder eine größere Rolle spielt.* Und er hört gar mit ungläubigem Staunen, daß sich die Landesregierung mit dem Gedanken trägt (oder getragen hat?), Preise für Mundartstücke zu stiften, und er erfährt als weniger erregend, jedoch sehr kennzeichnend, daß im Februar über 14 Tage hin in Reutlingen in Verbindung mit einem internationalen Verlegertreffen schon zum zweiten Mal «Mundartwochen» mit reichlichen Lesungen abgehalten wurden, daß im vergangenen Herbst ein «Internationales Dialektinstitut» gegründet wurde, daß vor kurzem in Oberschwaben Literaturtage mit Vorträgen und Lesungen, auch von

neuen Mundartdichtern und mit einem «Dämmer-schoppen mit Dialektdichtung» abgehalten wurden, daß in Winterstettenstadt im August zur 60-Jahr-Feier der Stadt Mundartlesungen stattfanden, und er kann in der Tageszeitung Werbeanzeigen in diesem Stil finden: *Mir ganget zur AWG.* Daß Mundartliches auch im «Schwäbischen Lesebuch» (Operativ Autoren Verlag, Augsburg) aufgenommen ist und in der literarischen Zeitschrift «Tübinger Texte» erscheint – beide nicht im Verdacht altväterischer Prägung –, sei am Ende dieser Aufzählung noch vermerkt.

All das berührt den Beobachter so wunderbar wie die Räder vom alten Bauernwagen vor dem in Betonarchitektur ausgeführten Eigenheim des Nicht- oder Nichtmehrbauern, wie der mit Zierblumen ausgefüllte Schubkarren oder Mistbutten im Vorgarten – sei das Gerät nun echt, noch die Spuren der Arbeitshand tragend, oder schon in Serie auf alt nachgemacht. Mehr braucht kaum noch gesagt zu werden, wenn nicht das, daß wir im deutschen Südwesten mit diesen Bekenntnissen zum Vergangenen nicht allein stehen: Nostalgie gilt überall viel. «Nostalgie» – zu deutsch? Das Wort ist noch nicht verzeichnet im WAHRIG von 1968, bei KÜPPER (1955 u. a. bis dtv 1971), bei G. HELLWIG (Humboldt-Taschenbuch 187, 1972); dagegen verzeichnet es 1933 PEKRUN mit der Bedeutung «Heimweh». Dieses Wort erscheint uns zwar etwas eigenartig für den Sinn, den der heutige Deutsche mit «Nostalgie» meint, doch als immerhin deutsches Wort einwandfrei. Bei näherem Zusehen jedoch ergibt sich, daß das Wort Heimweh vor 1592 im Deutschen nicht belegt ist und damals als Lehnübersetzung von *nostalgia* aufkommt. Vorher war die Bedeutung gedeckt durch das Wort «Jammer», d. i. Zustand des Traurigseins, der Betrübnis, der Sehnsucht; dieses gilt besonders in den südlichen Teilen des Schwäbischen noch heute, und «Jomer» bezeichnet dort allgemein die Sehnsucht nach Verlorenem, beim Menschen vor allem nach der Heimat, bei Muttertieren nach dem Jungen. Daneben gibt es im Schwäbischen, was in einer Mundart nicht überrascht, früher sehr geläufig, noch die zeitwörtliche Wendung *and tun nach etwas.*

Wie, wenn die Freunde der «Nostalgie» (griechisch wörtlich «Rückkehrleiden») alle wüßten, was das Modewort heißt? Und wie, wenn sie dafür «Jammer» oder «es tut mir and» sagten? Unbändiges Lachen oder das bekannte Vogelzeigen wäre beim Ge-

sprachsgenossen die Folge. Leider, denn wer schon nostalgisch empfindet, müßte sich auch an solchen Zeugen überkommener Mundart freuen und sie rasch aufnehmen und verwenden. Doch welcher Irrsinn, so etwas auch nur auszusprechen! Eben aus dem Verhalten an solchen Entscheidungspunkten läßt sich ja die Zwiespältigkeit der Nostalgiewütigen erkennen, von der sie selbst natürlich keine Ahnung haben. Es ist genau dasselbe wie beim Besitzer eines rustikal eingerichteten Hauses mit imitierter Fachwerkfassade: er wäre empört, wollte man ihm zumuten, auch die sonstigen ehemals geltenden Bedingungen des Wohnens in einem solchen Haus zu übernehmen (wobei das Plumpsklo noch eine der fortschrittlichsten wäre). In beiden Fällen wählt man nur das aus, was einem besonderen Eindruck macht und was auch nach außen der Wirkung sicher ist, also beim Haus das allgemein Sicht- und Greifbare, in der mundartlichen Sprache die ungehobelte Redewendung, das grobe Wort, den derben Fluch. Ist das alles nicht nur Formel für Einzelteile und Einzelzüge eines Ganzen? Dieses selbst bleibt auch dem perfekten nostalgischen Tun unerreichbar, denn seine Zeit ist vorbei, und die Bedürfnisse des heutigen Menschen können mit dem Mittel der Vergangenheit nicht befriedigt werden, mögen die naive Freude daran und das Glück darüber noch so groß sein. Schade ist es nur, wenn solche, denen ein tieferer Einblick in die Zusammenhänge zugetraut werden kann, mit ihrem Wissen und ihren Fertigkeiten helfend eingreifen, um den Konsumenten den Nostalgiebrei möglichst nahrhaft zu kochen. Doch auch sie haben das Recht zu leben und brauchen dazu den Unterhalt – ob Architekt, ob Baumeister, ob Autor, ob Verleger, ob Sortimentier. Wer läßt sich nicht gern von einer tragenden Welle emporheben?

In diese Zusammenhänge gehören zum einen diejenigen, die in Mundart dichten. (Derjenige, der die ihm vertraute Mundart noch natürlich spricht als seine Sprache, dichtet im allgemeinen ja nicht, und schon gar nicht in Mundart – das war nie anders, das wird auch über unseren engeren Raum hinaus und für die Vertreter der jungen politischen Mundartdichtung gelten, wenn man einmal von der besonderen Situation im Elsaß absieht.) Aber dazu gehören auch die anderen, die, welche das vergangene Bild der Heimat und ihres Menschen pflegen, aus welchen Gründen es auch immer sein mag. Hier gehen die Gedanken wohl zu den Schwabendarstellern auf der Bühne, hierzulande schlechthin zu WILLY REICHERT und OSCAR HEILER, und zu den Neudrucken älterer einschlägiger Werke wie etwa den GRIESINGERSchen Silhouetten unter dem Titel «Schwäbische Arche Noah», ganz neuerdings der

hervorragenden «Schwäbischen Literaturgeschichte» (RUDOLF KRAUSS) und der «Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung» (AUGUST HOLDER). Dann fallen einem Titel ein wie «Schwäbische Silhouetten» (1962), «Schwäbische Wünschelrutengänge», «Schwäbische Curiosa» oder «Schwaben unter sich» – in reicher Zahl füllen solche Erzeugnisse den Buchmarkt. Alle wollen sie, ob wörtlich ausgedrückt oder nicht, ihr Teil zum Bild des Schwaben beitragen.

Der Strom der Bemühungen um das Selbstverständnis der Schwaben hat also wieder zu fließen begonnen. Er wird, kaum läßt sich daran zweifeln, von derselben Quelle gespeist wie die neuerwachte Mundartbegeisterung, bei den Schwaben also aus dem «Jomer», der Sehnsucht nach Verlorenem.

Hat es das früher auch gegeben, das eindringende Besinnen um einen Hauptnenner des schwäbischen Wesens? Oh ja! Es scheint tatsächlich in Wellen vor sich gegangen zu sein bzw. vor sich zu gehen.

Im Mittelalter stehen am Anfang Andeutungen zu meist spöttischer und neckender Art über den Stammescharakter, die sich da und dort verstreut in Werken der Literatur, zahlreicher in der sagenhaften Überlieferung, in Sprüchen, in Redensarten und Sprichwörtern finden. Bei den nicht selten sehr kurzen und oft nicht sicher deutbaren Aussprüchen, doppelt unsicher, wenn sie aus dem Mund von Stammesnachbarn kommen, lassen sich keine klaren Erkenntnisse holen. Das noch weniger durch den, der sich die Mühe macht, die jeweils genannten Tugenden und Untugenden zusammenzustellen, und dabei findet, daß am Ende unter dem Strich ein ganz normaler, von seinen Artgenossen wenig unterschiedener Mensch steht.

Reicher fließen die Quellen am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. Da begegnet man einschlägigen Äußerungen bei LUTHER, bei MELANCHTON, bei ULRICH VON HUTTEN, natürlich bei den Kosmographen und z. B. auch bei dem Sprichwörter-sammler SEBASTIAN FRANK. Er hat AUGUST LÄMMLÉ das Motto zu seinem «Goldenen Boden» geliefert: *Schwabenland ein Edel Land / an Gelegenheit und Fruchtbarkeit / Berg / Wäld / Äcker und Gärten / wol erbaueten Stetten / Schlösser / Clöster und Dörffer / guter Speiß und Geträncke / gesunden Wassern / frischer Luft / Sitz des eltesten / edlesten / sittsamen / holdseligen / arbeitsamen / streitbaren / kunstreichen und Gottesfürchtigen Volcks* – – – denn er – SEBASTIAN FRANK war unser!

Mit dem 17. Jahrhundert setzen dann Reiseberichte ein, aus denen sich bis ins 19. Jahrhundert herein viel holen läßt. Da ist die Rede etwa von der Schwaben Einfalt, ihrer Schlaueit und Schelmerei, von

Gemütlichkeit, Ernst, Fleiß, Vorsicht, Überlegtheit, Zurückhaltung, Treue, Rechtschaffenheit, Eigenliebe, Formlosigkeit, Gastfreiheit, Ordnungsliebe, engstirniger Verbohrtheit, Blindheit in der Liebe zum eigenen Land.

An die Reiseberichte lassen sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts leicht noch Äußerungen von nichtschwäbischen Politikern und Gelehrten anschließen. KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE, HEINRICH VON TREITSCHKE, GERVINUS seien als deren Vertreter namentlich genannt. Sie haben ebenfalls insgesamt Lobendes zu sagen wie neben ihnen auch etwa KARL IMMERMANN, JEAN PAUL, JOSEPH GÖRRES, LUDWIG BÖRNE, KARL JULIUS WEBER, WILHELM VON HUMBOLDT und LUDWIG TIECK oder WILHELM HEINRICH RIEHL.

Jedoch: wo ist das Volk, wo der Stamm, von dem man Ähnliches nicht auch berichten könnte? Und da das Löbliche zumeist im Vordergrund stand und deutlich ausgesprochen war, hatten es die Reiseberichte und die Gelehrtenurteile nicht schwer, dem Schwaben, dem dann und wann auch politische Einsicht zugeschrieben wurde, wie Öl hinunterzugehen und ihn vorzubereiten auf die Eigenbesinnung über sein Wesen, die ungefähr mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzt – schon früher, wenn man Schiller mit seinem «Graf Eberhard der Greiner von Württemberg» dazu nimmt und neben dem stolzen Mahnruf an die Welt *dort außen* nicht vergißt, daß das Schwabenland *manchen Mann, auch manchen Held / im Frieden gut und stark im Feld* geboren habe.

Auch diese Eigenbesinnung verläuft nach Art der Gezeiten mit jeweils leicht voneinander verschiedenen Untertönen. Den Anfang macht die nüchtern abwägende, durchaus nicht unkritische Beschreibung des schwäbischen Volkscharakters von GUSTAV RÜMELIN, die 1863 und 1884 in den ersten Ausgaben der amtlichen «Beschreibung des Königreichs Württemberg» erschien. In klassischer Vortrefflichkeit wird hier ein auf den natürlichen wie auf den geschichtlichen Gegebenheiten des Landes beruhendes, wohlgeordnetes, in seinen einzelnen Zügen kurz und treffend begründetes Bild entworfen. Beim Lesen wird man fast neidisch auf die Fähigkeit des Verfassers zu einer solchen Meisterleistung, sowohl im Inhalt wie im sprachlichen Ausdruck (der ganz ohne die verbalen und syntaktischen Ungeheuerlichkeiten unserer Tage auskommt und deshalb jedem Mitdenkenden leicht verständlich wird). Der Aufsatz schließt mit zwei Nebenbemerkungen, die jedoch gerade für unseren gegenwärtigen Zweck von der größten Bedeutung sind. Da heißt es: *Das vorstehende Charakterbild hatte zunächst nur die Nord-*

und Niederschwaben, die Bewohner des Neckarlandes, des Schwarzwalds und der Alb im Auge und ist auf den Oberschwaben in vielen Punkten weniger anwendbar . . . Und noch in anderem Sinne als der Oberschwabe bildet in Württemberg der Franke nur den Ausläufer eines Stammes, der jenseits der Landesgrenze seine vollere Heimat hat. Und daran anschließend: Außer diesen Grundformen der Stämme sind mancherlei Mischungen und Schattierungen zu bemerken, die durch das Hinzutreten geschichtlicher Erinnerungen und der konfessionellen Unterscheidung gebildet oder verstärkt werden. Wer ernstlich zwei weitere kleinere Bemerkungen RÜMELINS aus der Mitte seiner Beschreibung heraus danebenstellt, der geht ziemlich gewappnet weiteren Versuchen der Darstellung des Stammeswesens entgegen: Wenn endlich manche Schriftsteller auch Treue, Rechtlichkeit, Wahrhaftigkeit als schwäbische Charakterzüge aufzählen, so sind dies Eigenschaften, die ihrer Natur nach nicht wohl das Monopol einzelner Stämme sein können, und man wird sich mit der Anerkennung begnügen müssen, daß jene Tugenden in Schwaben wenigstens nicht seltener zu treffen sind als in andern deutschen Ländern, heißt es im einen Fall, im andern: Man ist gewöhnt, aus niemanden viel Wesens zu machen. Das Uhlandsche Wort: «Ich schwör' auf keinen einzeln Mann, denn einer bin auch ich» ist ein echt schwäbisches. Vieles, was RÜMELINS Vorgänger im Bemühen, «das Bild des Schwaben mit der Seele» zu suchen, und die meisten seiner späteren Nachfolger großzügig übersehen oder übergangen haben und noch übersehen und übergehen, wird dadurch in vornehmer Andeutung auf den Boden der Tatsachen gestellt.

Es geht zum einen um die Frage, wie weit der Begriff Schwaben reicht und wer darunter zu verstehen ist, zum andern um die, inwieweit es überhaupt angeht, von dem Schwaben schlechthin zu sprechen, das Bild des Schwaben zu malen. Beifügen ließe sich auch die Frage, ob jemand imstande ist, bei seinem Versuch zur Erfassung säuberlich zu scheiden, was wirklich bloß bei den Schwaben zu finden ist und nicht auch andere Völker oder Stämme im Guten wie im Bösen kennzeichnet.

Ehe diese Fragen angegangen werden, sollte noch kurz die Rede von den «Nachfolgern RÜMELINS» sein. Die zeitlich Nächsten standen ohne Zweifel unter seinem Einfluß. So etwa FRIEDRICH THEODOR VISCHER mit seinem berühmten Passus über seine Landsleute und Stammesgenossen im «Auch Einer»: *Meine sie nun zu kennen, diese Schwaben. Schwerblütig, unvermögend, sich aus sich herauszuleben. Wie leichtlebig dagegen selbst unsere mitteldeutschen Stämme! – Und dabei merkwürdig starkes Stammesgefühl. Meinen, ihre Eigenheiten seien bessere, eigenere Eigenheiten als die Eigenheiten anderer Stämme. Meinen, sie*

haben die Gemütlichkeit gepachtet . . . Nachdenkliches Wesen, viel Talent, aber da stellt sich das T und L um: Talent bleibt latent. Sind so gescheit wie nur irgend jemand, haben aber wie die Schildbürger beschlossen, heimlich gescheit zu sein. Will nichts heraus. Kein Zusammenleben, keine Gesellschaft – denn verhockte Wirtshauskreise sind nicht Gesellschaft –, kein Gespräch. Man trifft freilich im kleinsten Winkel vereinzelt unterrichtete Menschen, wenn man sie anbohrt, oft und viel, – guter Verstand überall. Aber kein Gespräch, will sagen kein geselliges, verbreitetes, Städte durchfliegendes Ventilieren neuer Dinge, die jedermann interessieren. Kein warmes Wort, kein lebendiger Ideenstreit über neue Bücher, Theaterstücke, Kunstwerke, aufregende politische Ereignisse oder Fragen. Scheint mir auch verstockter Eigensinn zugrund zu liegen, machen Gesichter, die sagen: jetzt, weil jedermann davon spricht, weil alle Welt meint, davon müsse die Rede sein, jetzt gerade erst recht nicht. – Sind übrigens auch fremdenscheu, fremdeln . . . Halten sich in ihrer Selbstliebe für besonders ehrlich, solid, reell – während es mit der Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel, im Handwerk um kein Haar besser steht als irgendwo in unserer Zeit . . . Summa: Völklein schwer zu begreifen; Gutes und Schlimmes verknäuelte wie kaum irgendwo. Überrascht aus einer engen Existenz die Welt auf einmal mit einem Schiller, Schelling, Hegel. Vielleicht kann man sagen: unter dem dichten, knorpligen Schildkrötenschild ein stets gesparter, obwohl auch viel zu sehr gesparter Schatz von Talent und Kraft. Dies die mildeste Ansicht und billigste Entschuldigung. – Nur der Lebtage von der Gemütlichkeit sehr verdammenswert, erregt Überdruß. . . . Das ist übrigens auch wahr: keinen einzigen blasierten Menschen habe ich gefunden, und bin doch mit vielen umgegangen. Dies besagt nicht wenig.

Es möge entschuldigt werden, daß hier die herrliche Suada voll gescheiter und scharfer Kritik am Wesen des Opfers, zugleich aber auch an denen, die dieses schon haben erfassen wollen, nur verstümmelt vorgeführt wird; sie ist ja im ganzen Wortlaut leicht nachzulesen, und dazu möge sich jeder dringend aufgefordert fühlen (übrigens auch dazu, GUSTAV RÜMELINS Ausführungen zur Hand zu nehmen).

Von denen, die vermutlich unter dem Einfluß der gepriesenen Meisterleistung geschrieben haben, verdient der treffliche Landesgeschichtler KARL WELLER Erwähnung mit den viereinhalb Seiten, die er in dem Heftchen «Württemberg in der deutschen Geschichte» (1900) dem Thema gewidmet hat. Er drückt vor allem entschiedenen Zweifel an den angeblich angeborenen Stammesunterschieden aus und sagt, nach seiner Meinung sei, was man die hervorragenden Eigenheiten des schwäbischen Charakters bezeichnet hat . . . in beständigem Fluß begriffen und ebenso der Wandelbarkeit unterworfen wie im Grunde die beson-

deren Charakterzüge aller Völker oder Völkergruppen überhaupt. An anderer Stelle sagt KARL WELLER – für 1900 unglaublich modern anmutend: Was man als den schwäbischen Volkscharakter herausgestellt hat, ist gewöhnlich nur von der gelehrten Schicht, den Gebildeten abgezogen; ein Versuch, den Durchschnitt aus allen Stammesangehörigen zu geben, hätte das Bild wesentlich verändert und in seinem Umrissen vereinfacht – und kurz darnach: Was man als schwäbischen Charakter bezeichnet hat, ist auch fast ausschließlich den Altwürttembergern entnommen und mit Unrecht verallgemeinert worden. Mit Nachdruck weist WELLER auf die geschichtlichen Bedingungen bei der Ausbildung bestimmter Stammesmerkmale hin. Daß ALFRED WEITNAUER aus der Praxis seiner persönlichen Beobachtung in einem Büchlein «Die Bayern und die Schwaben» (1971) in ausgewählten Lebenslagen und gegenüber ausgewählten Lebensfragen solche Stammesmerkmale treffend gegeneinander gestellt hat, sei als Anmerkung gestattet.

Auch RUDOLF KRAUSS folgt RÜMELINS Gedanken. Er darf mit dem Eingangskapitel zu seiner «Schwäbischen Literaturgeschichte» (1897) nicht vergessen werden. Da betont er u. a., daß sich die Schilderung eines Volkscharakters darauf beschränken müsse, die der Mehrheit eigentümlichen Züge unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen, und man dürfe nicht von ihr verlangen, daß sie auf jeden einzelnen oder auch nur auf alle Teile des Volkes gleichmäßig passe. Und auch KRAUSS weist mit Nachdruck auf die prägende Kraft aller natürlichen und geschichtlichen Umstände hin.

Damit mag es zur Welle der ernsthaften wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Schwabenbild in den Jahrzehnten vor und um die Jahrhundertwende genug sein. Die Allgemeinheit scheint keinen Hunger mehr darnach gehabt zu haben, bis nach 1918 – als mittelbar hergehörig soll nebenbei auf den Aufsatz von THEODOR HEUSS «Schwaben und der deutsche Geist» von 1916 hingewiesen sein – zusammen mit dem Suchen nach einem standfesten Lebensgrund auch das Nachdenken über den Stamm und sein Wesen wieder aufkommt; aufs neue wendet man sich auch literarisch den Fragen wieder zu. Jetzt wirkt mit seinen in der Sache zwar etwas engen, in der Fassung aber höchst eingängigen Formulierungen AUGUST LÄMMLER. Den meisten Autoren sonst geht es jetzt allem nach darum, die der Mehrheit eigentümlichen Züge unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen. Oder wollen sie gar noch weiter gehen und den Hauptschlüssel zum gesamten Wesen der Schwaben finden? Das scheint tatsächlich drei maßgeblichen Denkern fast gleichzeitig zu gelingen:

PAUL SAKMANN, THEODOR HAERING – diesen beiden bei nachdrücklicher Beschäftigung mit HEGEL – und HEINZ OTTO BURGER – aus seinen Studien zur schwäbischen und deutschen Geistesgeschichte heraus – kommen zwischen 1929 und 1934 zu der einleuchtenden Formel *sowohl – als auch* im Gegensatz zum *entweder – oder* des «norddeutschen Menschen»: diese Formel deutet auch die extremen Spannungen des schwäbischen Wesens. Und sie wird aufgenommen; in Tageszeitungsbeiträgen wie in Vorträgen und Gesprächen verschiedener Höhenlage wiederholt sie sich. Wie es jedoch mit Formeln auf dem Gebiet des Geistes und der Seele geht, sie kommen leicht in viele Hände und dabei gerne auch in die unrechten, und im Lauf der Zeit greifen sie sich ab und verlieren an Gehalt. Das *sowohl – als auch* ist eben zu einfach, wenn es nicht wenigstens dann und wann ergänzt wird durch das gleichgerichtete, aber im Feld der Verneinung angesiedelte *weder – noch*.

Die Zeit ging darüber hin, auch die Jahre des Nationalsozialismus. Seine Chefdenker und Wortführer, wenn sie auch das rassische Element in den Stämmen betonten, konnten mit Fragen nach der Sonderart der deutschen Stämme wenig anfangen; und hinterher, als die NS-Jahre vorbei waren, lagen ganz andere Probleme auf dem Tisch, nämlich die des Fortbestehens und die des Überlebens unter den neuen Bedingungen.

Damit ist der Anschluß an den Eingang dieser Ausführungen beinahe hergestellt. Allerdings ist aus der Nazizeit noch nachzutragen, daß 1936 ein originelles und gescheitertes Büchlein «Schwäbisch» von SEBASTIAN BLAU erschien, dessen Verfasser JOSEF EBERLE sich damals allerdings nicht mit Namen nennen durfte und das aus den Auslagen der Buchhandlungen in Württemberg zu verschwinden hatte; später nannte EBERLE sein Opus mit einer Anleihe bei dem Chronisten der Herren VON ZIMMERN «Ob denn die Schwaben nicht auch Leut wären». Schon daraus geht hervor, daß auch er eine Art von Verteidigung seiner Landsleute und Stammesgenossen zum Ziel hatte, und auch diesem Buch kann der Vorwurf nicht ganz erspart werden – und er wurde nicht selten gemacht –, daß es *die Schatten des schwäbischen Wesens allzu schämig verdeckt* – der Verfasser gibt das in Erwartung der Kritik auch selbst zu. Das Sprichwort vom Eigenlob sei ihm eingefallen, als er das Kapitel «Schwabenspiegel» begonnen habe, und daraus erklärt es sich wohl, daß am Anfang dieses Kapitels die oben zitierte bissige Volkscharakteristik aus «Auch Einer» ausführlich gedruckt steht. Zu seiner eigenen Verteidigung hat EBERLE dann später gesagt, *der Entdeckerfreude der Andern* müsse

auch noch etwas vorbehalten bleiben – und er meinte damit die Schwächen des Volkscharakters, von denen er weniger gesprochen habe.

Etwas kann man JOSEF EBERLE nicht vorwerfen: für ihn, den «Neuwürttemberger», ist Schwabe nicht mehr gleichbedeutend mit Württemberger im Sinne von Altwürttemberger. Das Oberland mit seiner anderen Art, mit seinen Festen und seinem Alltagsbrauch wird so wenig wie die Rubrik Fasnet verschwiegen; immer wieder taucht das alles in dem Buch auf. Sollte etwa AUGUST LÄMMLE in seiner «Reise ins Schwabenland» Nutzen daraus gezogen haben? Und manche anderen später auch, die sich bisher (bisweilen in der Form von Serienbüchern im Dienst größerer Verlage) um leicht verständliche, eingängige zusammenfassende Darstellungen der schwäbischen Art versucht haben?

Ohne Zweifel liegt allen Genannten und Ungenannten Schwabenart und Schwabentum am Schwabenherzen, und das gibt natürlich Vorbelastung auf dem Weg zu stolzem Eigenlob, wenn auch – ja, wie es eben schwäbischer Art entspricht, wir wissen das aus eigener Erfahrung, die durch die zahlreichen literarischen Charakterisierungen bestätigt wird! – nicht in wörtlich ausgesprochener Form, nur hehlingen! Man ist sich dieser Schlagseite – auch hehlingen – bewußt; ob sie im Zusammenhang mit dem *Trauma der Minderwertigkeit*, auf das FRITZ RAHN (1962) seine Studien zur schwäbischen Mundart geführt haben, zu sehen ist, mag zu weiterer Überlegung hier gefragt werden. Einzelne sprechen sogar davon als von einem Fehler, so wieder SEBASTIAN BLAU (in einem Vortrag vor der Konferenz der deutschen Erziehungsminister in Stuttgart-Hohenheim am 19. Februar 1948): . . . *und noch mehr fürchte ich, aus unserem Stammesbewußtsein heraus in die Unart selbstgefälliger Nabelschau zu verfallen*.

Die große Sammlung «Schwäbischer Lebensbilder», seit 1940 von der damaligen Württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben, 1960 umbenannt in «Lebensbilder aus Schwaben und Franken», leitet gedanklich zu der neuen Welle der Beschäftigung mit den Schwaben und ihrem Wesen hinüber. Vielleicht war man der reflektierten Gesamtbetrachtungen noch in der NS-Zeit müde geworden; viele einzelne Schriftsteller und Gelehrte, die von «der Partei» abgelehnt wurden und deren Äußerungen nicht erwünscht waren, suchten dazuhin Zuflucht auf dem sicheren Feld der Vergangenheit und in der partei-neutralen Beschäftigung mit Persönlichkeiten früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte. Das darf als sicher angenommen werden für ERNST MÜLLER mit seinen «Stiftsköpfen» (1938!) und mit den «Schwäbischen Profilen» (1949), ebenso für

das ROBERT BOSCH-Buch von THEODOR HEUSS (1946). Wahrscheinlich ist es auch anzunehmen für HERMANN MISSENHARTERS «Schwäbische Essays» (1947) und für HERMANN WERNER – ERIKA NEUHÄUSER «Die Schwäbin» (1947), ein zwischen Sammel-schilderungen zu sachlich und örtlich gebundenen Themen und Biographie liegendes Buch.

In dieser Wendung des forschenden Blicks auf die Schwaben der Vergangenheit noch in der Zeit des «Dritten Reichs» («Stiftsköpfe» schon 1938!) haben die «Lebensbilder aus Schwaben» ihre Wurzel. Ihnen folgten PETER LAHNSTEIN mit seinen «Schwäbischen Silhouetten» (1962) und mit anderen seiner Werke, FRIEDRICH SEEBASS mit den «Schwabenköpfen» (1958) und auch der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein, der seit 1965 eine Reihe «Lebendige Vergangenheit – Zeugnisse und Erinnerungen» herausgibt. Die neuesten Sammelbände entsprechender Art wie die «Schwäbischen Curiosa» sind oben bereits genannt.

Biographische Studien und Lebenserinnerungen von Schwaben aus älterer Zeit haben also jetzt das Wort, haben das Nachdenken über einen «Generalnenner für schwäbisches Wesen» abgelöst. Daß sie mit ihren Spitzenleistungen hohen Aussagewert dazu haben, daran besteht kein Zweifel. Nur muß jetzt der Leser die Schlüsse für seine Erkenntnisse aus dem Tun und Lassen des einzelnen beschriebenen bzw. sprechenden Schwaben selber ziehen. Das bedeutet einen Fortschritt auf der einen Seite, auf der anderen aber schützt es nicht vor überkommenen Einseitigkeiten. Hat es der Biograph doch in der Hand, solche Menschen für seine Beschreibung zu wählen, bei denen er «typisch schwäbisches» Wesen zu sehen glaubt oder sehen will, solche, die mit ihrem Leben dem überlieferten Idealbild am ehesten entsprechen.

Von den Aussagen der nichtschwäbischen Beobachter über die gepflegten Äußerungen Gelehrter zum Volkscharakter, über die Entdeckung der Generalformel und die folgende große Zahl popularisierender Auswertungen, über die der Voreingenommenheit und des Gefühls weniger unterworfenen Biographie hat der Weg nun zu seinem vorläufigen Ende geführt, und wir sind bei der «Jomer-Welle»

angelangt. Für sie ist die Tür zu engstirniger Verherrlichung, zur *Unart selbstgefälliger Nabelschau* nicht verschlossen. Die Betonung von «schwäbisch» schon in den Titeln vieler Veröffentlichungen läßt das vermuten. Diese vorläufig letzten Sammelzeugnisse der Suche nach dem «Bild des Schwaben» sind nicht frei von dem Verdacht, daß die Neigung zum Eigenlob noch nicht vergangen zu sein scheint und daß in der Folge weitere Verbreitung von geschmeichelten und voreingenommenen Bildern und Anschauungen zu fürchten ist.

Mag es auch als anmaßend und schulmeisterlich kritisiert werden, ein Warnschild darf an dieser Stelle vielleicht doch aufgestellt werden. Darauf hätte zu stehen: Erstens, ein Schwabe ist heute weniger als je dasselbe wie ein Altwürttemberger. Zweitens, ein nach persönlicher Vorliebe und Neigung konstruierter Idealtyp kann nicht als Vertreter des ganzen Stammes gelten. (Wo ist der Schwabe? Dafür, daß man sich hier sehr täuschen kann, sei an zwei Gestalten erinnert, an den uns allen vertrauten EDUARD MÖRIKE und an den kürzlich erst verstorbenen und vielen bekannten HANS JÄNICHE – beide anscheinend das Urbild von Schwaben, aber beide, wie ihre Namen zeigen, nicht aus schwäbischem Stamm!) Drittens: Ein aus früheren Zeiten überliefertes, ebenfalls zum Zweck konstruiertes Menschenbild kann in der Gegenwart nicht mehr gelten. (Wo ist jetzt und in der nächsten Zukunft rein schwäbisches Volk? Wie kann es das noch geben nach 1945, nach den Evakuierungen und Umsiedlungen, nach dem Zugang der Gastarbeiter, nach den Erleichterungen aller Arten von Volksmischung, nach dem ausgedehnten globalen Reiseverkehr? Wie kann man da noch versuchen wollen, das über Jahrhunderte geschlossener und fester politischer und kultureller Entwicklung entstandene Bild eines Stammes oder besser der Bewohner eines Landes zu erfassen?) Aller historischen Forschung bleibt natürlich der Weg offen – auch sie muß allerdings vorsichtig und verantwortungsbewußt vorgehen. Denn ein romantischer oder nostalgischer Rückfall in ausgefahrene Geleise wäre verhängnisvoll und stünde vermutlich einer künftigen Entwicklung des geistigen Lebens in diesem Land im Wege.

«Verschollene Heimat» – so hat der heute in hohem Alter in Israel lebende Arzt Dr. med. Fritz Frank die Erinnerungen an seine Kindheit im Horb des ausgehenden 19. Jahrhunderts überschrieben. Fast nur durch Zufall, jedenfalls aber auf langen Umwegen gelangte dieser Text an die Redaktion. Solche Zeugnisse sind selten. Früh begann der Rückgang der meisten jüdischen Gemeinden im ländlichen Raum, weil viele Familien in die aufstrebenden Wirtschaftszentren zogen. Verfolgung und Gewalt unter den Nazis haben dann vollends die Verbindung zwischen damals und heute zerschlagen und zerstört. Wir haben deshalb aus den Erinnerungen von Fritz Frank einige Kapitel ausgewählt (und für den Abdruck leicht eingekürzt), die etwas vom Leben der jüdischen Familien und ihrer Gemeinde in Horb und von ihrem Zusammenleben mit den christlichen Mitbürgern mitteilen und überliefern. (Anmerkung der Redaktion.)

Die Nachbargemeinden

Von den Dörfern, die Horb umgeben, hatten zwei eine starke jüdische Gemeinde: Nordstetten und Rexingen. In Nordstetten zählte sie ein Drittel der Bevölkerung, in Rexingen zwei Drittel. In Rexingen mauscelten die Christen, in Nordstetten sprachen die Juden unverfälschtes Schwäbisch, doch Ausdrücke wie *mischboche*, *zores*, *meschugge* – in Rexingen noch *rewach* – waren Gemeingut beider Konfessionen, und das achselzuckende *Goi*, auch von den Christen im Mund geführt, kehrt zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurück: der Fremdstämmige, das heißt der Nicht-Nordstetter oder Nicht-Rexinger.

Die Juden führten kleine Geschäfte oder trieben Handel, wobei der Viehhandel überwog. Der Kapitalkräftigere ging allmählich zum Pferdehandel über, der für den oberflächlichen Beobachter einen gewissen Kulturanstrich gab, nicht nur weil das Objekt wertvoller war, sondern auch weil das Bezugsgebiet sich nicht wie beim Kuhhandel auf die engere oder weitere Umgebung begrenzte, sondern sich bis Belgien, Holland, Frankreich, Ungarn ausdehnte und damit gewisse Sprachkenntnisse und Umgangsformen erforderte.

Obgleich dieser Handel leicht böses Blut erregte, waren die beiden Ortschaften völlig frei von Judenfeindschaft, sei es, weil jeder jeden kannte und der

Bauer nur zu dem ging, der ihm zuverlässig war, sei es, daß einer, der in seinem Handel nicht gerade auf Du und Du mit der Ehrlichkeit stand, wegen eines einmaligen Gewinnes nicht Ruf und Ansehen verscherzen wollte.

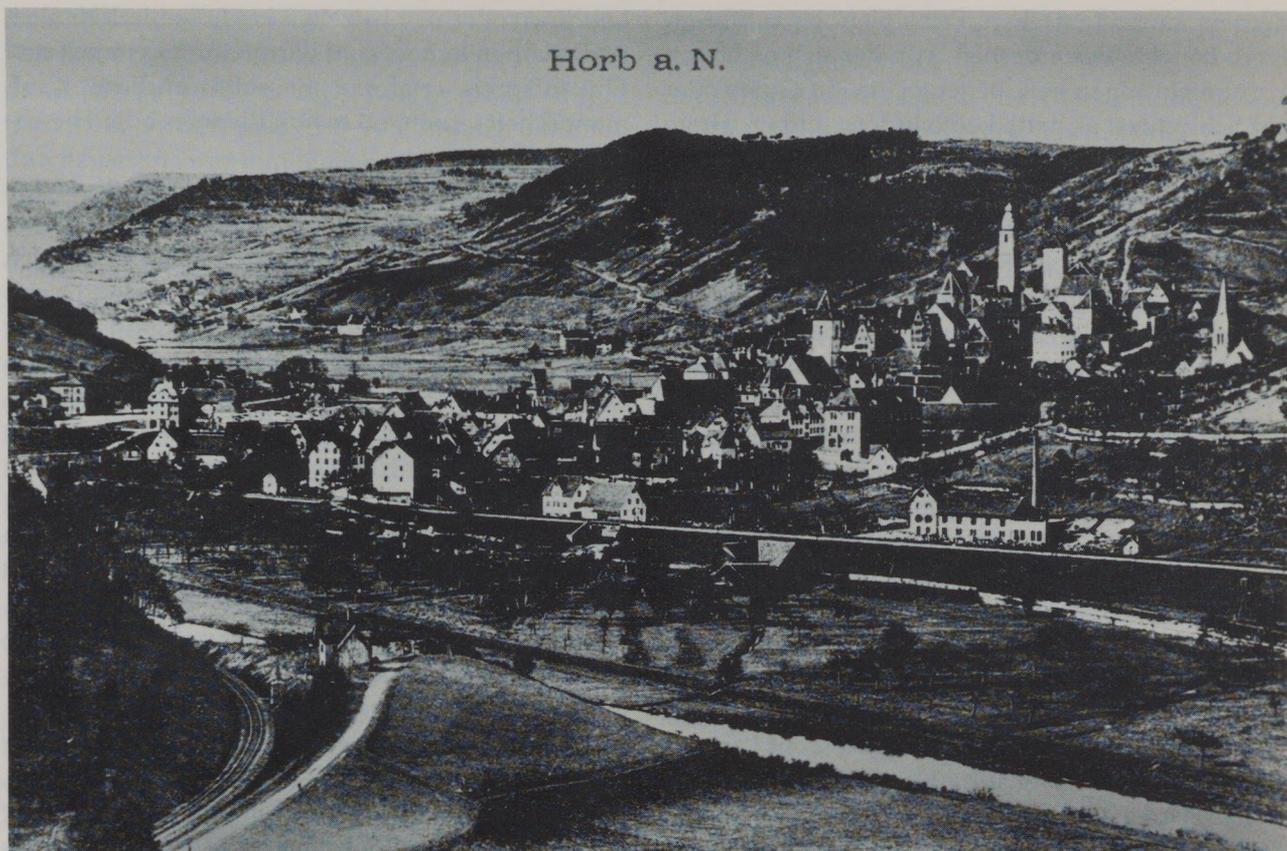
Außerdem waren diese Dorfjuden nicht nur kleine Kaufleute und Händler, sondern jeder war daneben noch Bauer und betrieb die Bauerei mit eigenen Händen, die Wiesen, den Acker, das Feld, den Stall. Es war gemeinsamer Arbeitsrhythmus, es waren dieselben Sorgen. Die Männer tranken abends gemeinsam ihren Schoppen, ihr Glas Bier. Zu den Hochzeiten war man hier wie dort zu Gast, und die Jugend tanzte miteinander zu Fastnacht wie zu Purim.

Die Rexinger hatten eine Stunde Weges bis zur Horber Bahnstation. Weil der Frühzug am Montagmorgen um halb sechs Uhr, mit dem sie auf ihren Handel fuhren, ihnen zu Hause keine Zeit zum Tefillinlegen ließ, schloß ihnen der Bahnvorsteher den Wartesaal zweiter Klasse auf, damit sie ungestört Minjan abhalten konnten, bis sie beim zweiten Signal der Lokomotive gemächlich Tallit und Tefillin zusammenlegten und in ihr Säckchen verstaute.

Als die Hitlerseuche schon tief die deutsche Jugend infiziert hatte, da war Rexingen einer der letzten Orte, wo die jüdische Jugend ein heiteres und ungestörtes Treffen veranstalten konnte. – Von allen größeren und kleineren jüdischen Gemeinden Deutschlands ist Rexingen die einzige, die sich als geschlossenes Gebilde erhalten hat, geschlossen ist der größere Teil der Rexinger Juden nach Israel ausgewandert und hat in Shavej Zion eine Siedlung gegründet, die als Vorbild dient.

Nordstetten dagegen ist in alle Winde verstreut. – Vor sechzig bis hundert Jahren war es ein Ort, dessen Name in ganz Deutschland einen Klang hatte – dank einem seiner jüdischen Einwohner: BERTHOLD AUERBACH. Heute ist die Gedenktafel von seinem Geburtshaus abgerissen. Aber damals, da war das Dorf und ganz Württemberg stolz auf «seinen Sohn». Kein Wunder: Er, der gelesenste und geliebteste Schriftsteller seiner Zeit porträtierte das ganze Dorf, Jud und Christ. Und wenn er der Großherzogin von Baden vorlas und am deutschen Kaiserhof empfangen wurde, so war mit ihm Nordstetten empfangen. Und wenn sein Freund, der Stuttgarter Minister, ihn besuchte, so waren die Nordstetter besucht und nicht die Rexinger und nicht einmal die städtischen Horber.

Horb a. N.



Horb um 1900 (Archivbild der Stadt Horb).

Die Eltern

Der Zug ins Weite hatte – wie viele andere Nordstetter auch – den HUGO FRANK ergriffen. Es mußte nicht Amerika sein, es genügte Stuttgart oder Frankfurt. Dafür war aber eine gute Schulbildung Voraussetzung. Der Plan kam nicht zum Austrag. Mit knapp sechzehn Jahren wurde er sozusagen Familienvater mit Frau und acht Kindern. Der Vater war plötzlich gestorben und hinterließ die hilflose Mutter mit dem ganzen Haushalt der Sorge des ältesten Sohnes. – Adjö, weite Welt! Adjö, ihr Wunschträume, Rabbiner zu werden oder Bankdirektor!

Es ist ein kleines Waren- und Spezereigeschäft, das auf seine Schultern fällt, und die Bauerei, die jeder hat. Aber die Sehnsucht nach der Welt ist nicht erstickt, und wenn er nicht in die Welt kommt, kommt vielleicht die Welt zu ihm. Sie kam tatsächlich.

Horb wurde in den 70er Jahren Bahnstation. Es lag an der Hauptlinie von Württemberg nach der Schweiz und war Endpunkt einer Schwarzwaldverbindung mit Baden. Nordstetten war drei Kilometer entfernt, von Horb aus über eine steile Steige mühselig erreichbar. So lange alle Wege in den tiefen Schwarzwald führten, oder nach Stuttgart und von da nach Leipzig auf die Messe über Berg und Tal des

hügeligen Geländes, spielten diese drei Kilometer keine Rolle, in anderen Richtungen kamen sie zugehört. Als aber durch die Bahn die Wege in die Ferne geebnet wurden, bedeutete eine steile Landstraße von drei Kilometern ein erschwerendes Abseits.

Noch ein anderes kam hinzu: Hugo Frank hatte den Lehrstoff der Handelsschule mit eigenem Kopf aufgenommen. Er lernte die Prinzipien modernen kaufmännischen Denkens, den Übergang vom Feilschen zum festen Preis, der dem Kaufmann die klare Berechnung ermöglicht und den vertrauenden Kunden nicht zugunsten des gerissenen benachteiligt. Er lernte in der Stadt den Übergang kennen vom kleinen bunten Allerleigeschäft zur Spezialisierung, und sein Bestreben war, moderne Grundsätze auf sein eigenes Arbeitsgebiet zu übertragen.

Je größer die Geschwister wurden – vier Brüder, die Schulausbildung verlangten, vier Schwestern, für die man eine kleine Mitgift bereitstellen mußte –, desto schwieriger war es und würde es sein, aus dem kaum erweiterbaren Krimskramladen den notwendigen Verdienst herauszuziehen. Der Umzug nach Horb war die gegebene Lösung. Es war nahe genug, um sich einen bestimmten bisherigen Kundenkreis zu erhalten. Es war Stadt mit guter ländlicher Umgebung. Er konnte es wagen, hier die mo-

dernen kaufmännischen Prinzipien einzuführen. Horb bot eine Besonderheit, von der sich nicht von vornherein sagen ließ, bedeutet sie ein Gutes oder ein Schlechtes: es hatte keine Juden, und er, Hugo Frank, würde der erste Jude sein.

Erster Jude zu sein – es schreckte ihn nicht. Jude? Er war Nordstetter, Schwabe, Württemberger, jetzt Bürger des Deutschen Reiches. Er hatte kein Vorurteil gegen die andern, sie würden ein eventuelles Vorurteil gegen ihn wohl auch aufgeben. Er würde niemanden beschwätzen und niemanden betrügen. Wer und warum sollten sie ihm Feindschaft entgegenbringen? Die Horber kannten ihn, er war auf ihrer Lateinschule gewesen. Bei einer Schneeballschlacht der Mitschüler wurden die Nordstetter von den Horbern angegriffen: «Ihr hent de Heiland kreuzigt.» – «Verloga! sell send d' Rexinger gwä!» Die Nordstetter waren sich ihrer Kriegsfinte bewußt; die Horber aber ließen von ihnen ab. Sie kannten die Rexinger von ihren täglichen Viehtransporten, lässig daherkommend, Kappe hinten auf dem Kopf oder in die Stirne herein, blauer Kittel, mit Peitsche oder Stock das Vieh antreibend, Preise über die Gasse schreiend, die Straße zum Markt machend. Diesen Anblick boten die Nordstetter nicht, ihr Weg zum Bahnhof führt nicht durch die Stadt.

Er wollte einen kleinen Laden mieten, damit ihn die Horber kennenlernten, und gleichzeitig wollte er ein richtiges Wohn- und Geschäftshaus bauen, wo er seine Pläne verwirklichen konnte: ein richtiges Manufakturwarengeschäft en detail und en gros – vielleicht noch eine kleine Bankabteilung.

«Eine tüchtige Frau, wer sie gefunden, weit köstlicher als Perlen ist solch ein Fund.» In Sophie Weil fand er sie. Die Horber waren neugierig, wen sie als erste Jüdin in ihre Mauern bekämen, und sie bemerkten billigend, daß der Hugo eine Schöne, Zarte, Feine beigebracht hatte, die sie sich auch als Katholikin hätten gefallen lassen, die schaffen konnte wie eine Bäurin und sich benehmen wie eine Dame. Die nicht mit Schwätzen Zeit vergeudete, deren Wort Hand und Fuß, Sinn und Herz hatte. Die einem raten konnte wie eine gescheite Frau und helfen, wenn's sein mußte, wie ein Mann. Mit ihr konnte man daran gehen, Pläne durchzuführen. Und Hugo Frank verwirklichte seine Pläne. Die Tafel „Feste Preise“ hing in der Mitte des Ladens von der Decke herab. Und jede Ware hatte ihr Etikett, auf dem in Buchstaben der Ankaufspreis, in Zahlen der Verkaufspreis notiert war.

Es durfte kein Unterschied sein, ob die Mutter selber kam oder ein Kind zur Besorgung schickte, kein Unterschied, ob der Mann, die Frau, der Bruder, die Schwägerin oder nur ein Lehrling bediente. Der

Lehrling sollte aber beizeiten kaufmännisch denken und rechnen lernen, und darum durfte er auch den Einkaufspreis erfahren. Er sollte ehrliche Kaufmannschaft lernen, ob er nun Riederer oder Hirschfelder hieß.

Die Franks waren gute Schrittmacher für die kleine jüdische Gemeinde, die sich allmählich entwickelte. Hugo Frank wurde ihr Vorstand. Er hatte um sich eine kleine Schar gleichgesinnter Freunde, die der Gemeinde den Stempel aufdrückten und maßgebend waren für die Einstellung zur christlichen Umwelt und so zugleich deren Einstellung bestimmten.

Rabbiner hatte er nicht werden können. Aber wenn irgendwo Frieden zu schlichten war, kam dafür nur der Hugo in Frage. Wenn irgendwo zu entscheiden war, was Recht, was Unrecht, so wurde als Recht anerkannt, was Hugo Frank als Recht bestimmte. Seinem andern Wunsch, Bankier zu werden, kam er schon etwas näher. Er gründete eine kleine Bankabteilung und beriet Bauern, Händler, Handwerker und selbst den Geistlichen. Für seine christlichen Kunden wählte er eine christliche Stuttgarter Privatbank, für seine jüdischen Kunden aber M. A. von Rothschild in Frankfurt am Main als Geschäftsverbindung.

Und wenn er mit seiner sorgfältig schönen Handschrift diese letztere Adresse schrieb oder von dieser Adresse einen Brief erhielt, so schwang seine jüdische Seele unbewußt mit in Verwandtschaft mit dem alten Meyer Amschel.

Das Geburtshaus des Verfassers an der Abzweigung des Mühlgäßle von der B 14. Die Fassade wurde erneuert, aber das Haus beherbergt wie ehemals ein Textilgeschäft. Aufn. Gerhard Drumm, Horb.



Aber noch anderes band ihn an Frankfurt: die FRANKFURTER ZEITUNG. Er hielt sie von ihrem Gründungsjahr an. Er las sie nicht nur, er glaubte ihr, er traute ihr, er liebte sie. Sie von Anfang bis Ende durchzulesen, war ihm tägliche Pflicht, sabbatliche und festtägliche Freude. Sie schuf mit den Jahren so sehr und ausschließlich seine politische Gesinnung, daß er beglückt war, in der FRANKFURTER immer seine Meinung bestätigt zu finden.

Er betrachtete sie nicht als jüdisches Blatt. Er freute sich, daß ihr Herausgeber Sonnemann hieß. Aber die Führer und die geistigen Leiter waren ihm die Liberalen wie Eugen Richter oder die viel näheren Demokraten Schwabens, die Brüder Haußmann, Friedrich Payer, deren Stimme wie eine Freundesstimme aus den politischen Leitartikeln herauszuhören war.

Aber auch die Aufsätze allgemeinbildenden Inhalts, Geschichte, Literatur, Reiseberichte, er vernachlässigte sie nicht. Wenn ihn heute das Geschäft nicht dazu kommen ließ, notierte er sich den Aufsatz mit Rotstift, und am Freitagabend, am Sabbat, fand sich eine ruhige halbe Stunde für seine FRANKFURTER ZEITUNG. Sie wurde in der Kleinstadt zum Kulturträger für das Haus Frank.

Für sein geschäftliches Leben wurde sie ihm aber geradezu unentbehrlich, nicht nur wegen der Markt- und Börsenberichte, die konnte er auch anderen Blättern entnehmen. Es war die Gewissenhaftigkeit, mit der diese Zeitung die industrielle Entwicklung des Landes und des Auslandes prüfte, die Sorgfalt, mit der sie ihre Ratschläge erteilte, die Warnungen vor den vielen rein spekulativen Unternehmungen. Denn nach dem Krieg von 1870/71 gab es nicht nur Aufschwung. Es gab auch den Heißhunger nach raschem Reichtum. Und Blender, die es ausnutzten. Und Blinde oder Geblendete, die hereinfliegen und mit ihrem Vermögen, wenn nicht mit ihrem Leben bezahlten.

An wen wandte sich aber das Volk, um an den Fabriken und den anderen Gründungen leichten Anteil zu haben? An den Bankier. Und wer konnte ihnen mit leichtfertigen Worten die ersparten Groschen abknöpfen oder sie mit sachlichem Rat auf vernünftige Bahnen führen und so zu gesundem Aufbau beitragen? Wiederum der Bankier. Das war auch eine Art Seelsorge, oder konnte als solche aufgefaßt werden. Und so mag es zu verstehen sein, daß die scheinbar so heterogenen Berufe Rabbiner und Bankier bei Hugo Frank wahlverwandt nahe beisammen wohnen konnten.

Hugo Frank war ein gläubiger Mensch. Der gute Name, das war ihm ein Lohn, für den sich ihm ein Lebenskampf lohnte. Der gute Name, nicht als

Menschenanerkennung, sondern den ihm dereinst Gott zubilligen möchte.

Eine Kleinstadt weiß nicht viel Anerkennung herzugeben. Es deuchte ihm genug, daß in all den Horber Jahren weder er, noch seine Frau, noch seine Kinder den Antisemitismus zu spüren bekamen. Als er aber nach 25 Jahren, im Jahre 1899 mit der Familie nach Stuttgart verzog, machte nicht nur die Jüdische Gemeinde eine Abschiedsfeier, sondern auch die christlichen Kreise und dankten dem Mann und der Frau für ihre Art und ihr Sein. «Daß du a Jud bisch, brauch i dir ja net zu sage», sprach der Bürgermeister mit freundschaftlichem, schwäbischem Schmunzeln. «Des hosch dir ja stolz auf die Nas' schreibe lasse. Daß wir ons aber oft gsagt hent: «Wenn ihr wisse wollt, wie a Christ sei soll, dann gucket euch den Hugo Frank an und sei Frau Sophie!» das möcht ich euch heut zum Abschied doch gsagt han.» – In Frage zu ziehen, daß der Hugo Frank Deutscher, daß er Schwabe ist, daran hätte keine Sterbensseele gedacht.

Mitbürger

Inhaber des Eckladens am Oberen Markt, eines Manufakturwarengeschäfts, war «der obere Regensburger». Was man einen gewieften Geschäftsmann nennt, war er nicht, im Gegensatz zu seinem Vetter, «dem unteren Regensburger» und dessen Frau Lina. Diese wohnten am untern Markt, wo er mit der Straße vom Tal und der Bildechinger Steig zusammenstößt. An Markttagen, wenn die Bäuerinnen der Umgebung zum Einkauf kamen, wurden sie zuerst von dem untern Regensburger eingefangen. Wenn die Bauersfrau noch vor dem Schaufenster stand und die Auslagen besah, sich überlegte, kam schon mit einem süßen «Grüß Gott, wie geht's alleweil?» die Frau Lina heraus, holte sie am Arm herein – da war das Loswinden nicht so leicht.

Die oberen Regensburger waren andere Menschen. Sie saßen darum auch auf keinem grünen Zweig. Seine Leidenschaft galt der Lyrik. Er verfaßte selbst Gedichte. Er trug das Haar in langen Locken, in Schwaben Schillerlocken genannt. Sein Hut war breitkrepig und weich. Seine Frau Franziska, Frenzele genannt, schenkte ihm zwei Töchter, die er mit den Namen Amalie und Amanda behängte – Amalie nach Amalie von Edelreich aus Schillers Räubern, Amanda («die zu Liebende») des zarten Sinnes und des musikalischen Wohlklangs wegen. Am Sabbat, zur Synagoge, trug er stets eine weiße Weste – «mit weißer Weste sollst du vor deinen Herrgott treten» – und ehe er Platz nahm, wischte er in langsam sorgfältiger Bewegung mit dem Taschen-

tuch den Sitz des Stuhles, um auch hier den Schmutz der Erde symbolisch von sich fernzuhalten, obgleich das in doppelter Weise gegen den frommen Brauch verstößt, der sowohl das Tragen eines nicht unbedingt nötigen Gegenstandes, wie gar eine arbeitsähnliche Handlung am Sabbat und gar noch in der Synagoge verwehrt.

Seine beiden Töchter überschritten langsam die Schwelle zum heiratsfähigen Alter, und man hatte sich mit Vermittlern in Verbindung zu setzen. Zur Hebung der Spannung und als innere Einkehrspause ließ man den jeweils mutmaßlichen Freier eine Weile allein im Salon verharren. Dann öffnete Frenzele mit zitterndem Schwiegermutterbereitschaftsgefühl die Türe. Hernach – man hatte langsam auf 10 zu zählen – erschien der Vater von den Töchtern flankiert: «Ich serviere Ihnen – eine Knospe zwischen zwei aufgeblühten Rosen –».

Ach, die wirklich passenden Ziergärten fanden sich nicht für die beiden aufgeblühten Rosen. Amalie hatte mit einem sehr kleinen Kaufmann an einem sehr kleinen Ort vorlieb zu nehmen, und Amanda «die zu Liebende» mußte sich mit einem Viehhändler – «mehr Rindvieh- als Pferdehändler», wie der Schwiegervater resigniert bemerkte – in einem belanglosen Dorf der weiteren Umgebung begnügen. «Tröste dich, meine Tochter», sagte der Vater, «selbst die göttliche Aspasia heiratete nach ihrem Perikles einen Viehhändler». «Ja, aber in zweiter Ehe», schluchzte Amanda, «und nach Hellas und nicht nach Mühringen.» Der Vater verstummte. Er empfand es bitter, daß es Schmerzen gibt, in denen selbst die edelste Bildung den Trost versagt. Wenigstens beim weiblichen Geschlecht.

Je älter Regensburger wurde, desto ausschließlicher widmete er sich Apoll. Seine reifsten Werke schickte er an das Verlagshaus Cotta unter höflicher Bezugnahme, daß man dort seinerzeit auch die «Dichtergenien» Schiller und Goethe in Druck genommen hatte. Infolge derzeitiger Überlastung mußte Cotta vorläufig verzichten. Mit dem Versuch bei einem weniger klassischen Verlag hätte er sich herabgewürdigt. Aber er legte seine gesammelten und «von einem hohen vaterländischen Geist getragenen» Werke, wie er begleitschreibend bemerkte, im Manuskript untertänigst seinem Monarchen, Seiner Majestät dem König von Württemberg, zu Füßen. Was er im Stillen gehofft hatte, vom König zur Privataudienz vorgeladen zu werden oder mit dem Titel «Königlicher Hoflieferant» bedacht zu werden, wurde ihm nicht zuteil. Er hatte dafür zwei Erklärungen: Entweder, die Hofschranzen ließen die Gedichte gar nicht bis zum König dringen, oder vielleicht spielte doch die Konfession mit? «Oineweg»,

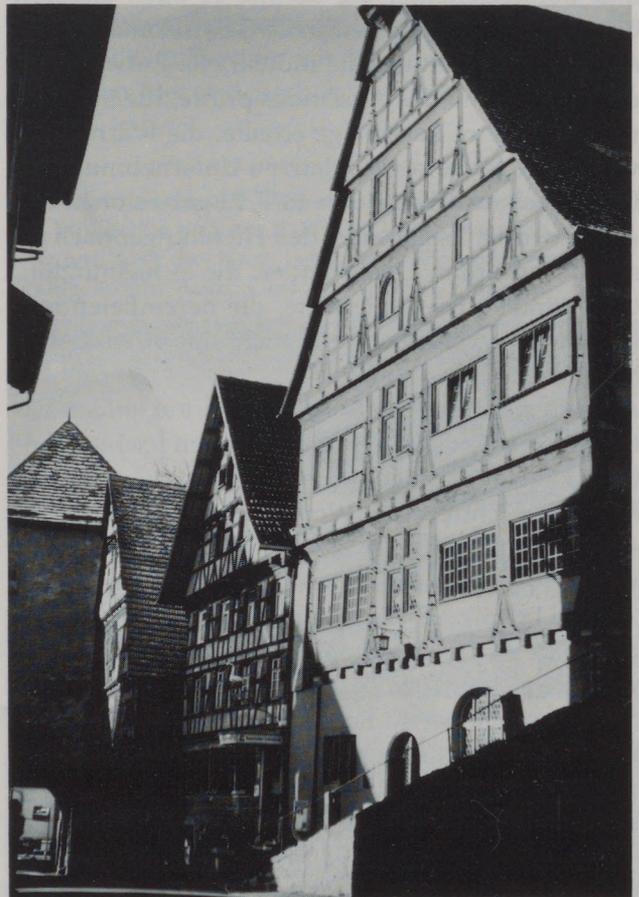
sagte er – auf Kerners Gedicht vom reichsten Fürsten anspielend – zu seinem Frenzele, «oineweg er sein Haupt kann ruhig legen . . .» Seine Untertanentreu war durch derlei nicht zu erschüttern.

Vielleicht war sogar diese Enttäuschung der Anlaß, sich mit heldenhaft tragischer Verbissenheit völlig der Poesie zu widmen und das niedrige Geschäft ganz den prosaischen Schultern von Frenzele aufzuladen, diesem Frenzele, das er neben sich duldete, wie «der andere Goethe» seine Christiane. – Ein gütiges Geschick führte ihn, sein Frenzele und das Geschäft einem natürlichen Ende zu.

Die jüdische Gemeinde

Aus etwa 30 Familien bestehend, besaß diese kleine jüdische Gemeinde nichts, was sich gleichwertig an Größe und Schönheit einer Kirche gegenüberstellen ließe. Ihre Synagoge, das sind zwei ineinandergelagerte Stuben über dem Stall des Viehhändlers Schwarz. Das Gemuhe mischt sich in den Gottesdienst, ohne daß dies von den Betern, die mit dem

Heimathaus *Horber Giebel* und *Ihlinger Tor*. Stadtauswärts vor diesem Tor ist das Gebäude erhalten, in dem sich die Horber Synagoge befunden hat. Aufn. Gerhard Drumm, Horb.



Vieh sozusagen großgeworden sind, als Störung empfunden oder überhaupt wahrgenommen wird. Der Männersaal hat zur Einrichtung den Schrank mit den Thorarollen an der Ostwand, den Betpult mit seiner samtene Decke und zehn Stuhlreihen. Rechts und links vom Betpult je eine schmale Bank für die Kinder, die auf diese Weise unter dem Auge gehalten werden und nicht stören. Der Frauensaal daneben, mit seinem türbreiten Durchbruch, gibt den Blick frei auf Betpult, Vorbeter und Thoraschrank. Einfache Stuhlreihen bilden auch hier die ganze Ausstattung. Nüchternheit und Ärmlichkeit beeinträchtigen nicht den Ernst des Gottesdienstes. So wenig wie die Geräusche aus dem Stall, so wenig lenkt das Leben auf der Gasse ab, das in den Betsaal hereindringt.

Jedes Mitglied der Gemeinde hat seinen bestimmten Platz. Hindert Krankheit oder Reise am Besuch, so bleibt der Platz unbesetzt und nimmt als solcher gewissermaßen Anteil am Gottesdienst.

Anders als die meisten jüdischen Gemeinden der Umgebung hatte Horb keinen eigentlichen Synagogenbau. Die Gottesdienste wurden bis 1930 in Räumen dieses Hauses an der Ihlinger Straße abgehalten. Nach dem Rückgang der Gemeinde wurde das Haus verkauft; vermutlich ist es deshalb in der Reichskristallnacht 1938 nicht zerstört worden. Aufn. Gerh. Drumm, Horb.



Die ältere Generation versteht wohl noch das Hebräisch der Gebete, doch werden sie nur zum Teil mit Bewußtsein ihres Inhalts gesprochen. Man begnügt sich über weite Strecken mit der Form, dem stummen Lippensprechen, dem Stehen, dem Verbeugen, dem Singen, dem Nigun, gemeinsam mit dem Vorbeter oder im Wechselgesang mit ihm. Daß man selber jedes Wort versteht, ist nicht so wichtig: Gott, der die Bibel in seiner Sprache gegeben hat, ER versteht es. Nicht der Mensch, das Wort, die Melodie, sprechen zu Gott, und der Tallit (der Gebetsmantel) mit Segensspruch umgelegt, erhebt die Körperlichkeit des Alltags zum priesterlichen Gefäß.

Es ist nicht das «kleine Sternchen» vorne am Betpult, das die Woche über auf seiner Ladentheke sitzt, hemdsärmelig, mit unterschlagenen Beinen, schneidert, Kunden hereinruft, Kinder schreckt oder lockt, nein, was jetzt da vorne vor dem «ORT» steht, von Kopf bis Fuß eingehüllt in das weiße Tuch mit den breiten schwarzen Streifen und den Fransen an den Ecken, das ist wirklich ein Glied jenes Volkes von Priestern, das nach Gottes Plan das jüdische Volk darstellt, wenn er dann zur Thora aufruft und die Aufgerufenen die Thora ausheben, mit ihr um den Betpult schreiten, wenn die Umstehenden mit den Fingerspitzen die Thora berühren und die Fingerspitzen an die Lippen zum Kusse führen (auch die Kinder, die keines der Worte verstehen, ahmen diese Bewegung der Verehrung nach, da die heilige Thora an ihnen vorbeigetragen wird), wenn die Gemeinde singt *adonai adonai el rachum wo anun*: «*Unser Gott, unser Gott, barmherzig und gnädig!*», wenn sie im Gesange die Thora wieder zurückbringen: *Ein Born des Lebens ist sie, / und wer an ihr hält / und wer sie erfaßt, / ist glücklich. / Ihre Wege / sind Wege der Armut / all ihre Bahn / ist Friede.*

Es ist dies kein disziplinierter Chorgesang mit Orgel, aber in diesem unebenen Singen der im allgemeinen sangesungewohnten Kehlen liegt nicht weniger Feierlichkeit, als wenn ein Chor die Aufgabe übernimmt, den Ungeschulten zu Gunsten des Geschulten verstummen macht oder sein Singen armselig und mißtönig stempelt.

Die höchsten Feiertage gestalten sich erst recht verschieden von denen der katholischen Umwelt. Es gibt kein prächtiges Brokat der Geistlichkeit, keinen gesteigerten Lichterschmuck. Die Thora bekommt ein weiß-seidenes Mäntelchen, der Vorhang für ihren Schrein ist weiß, eine weiße Decke liegt auf dem Betpult.

Der tiefernste Stimmungsgrund für diese beiden Tage, den Tag des Gerichts und den Tag der Sühne, wird jedem gegeben, wenn er zum Gottesdienst

dieser Tage sein Sterbehemd überzieht. Singt dann die Gemeinde die besondere Weise des Roschhaschana, des Neuen Jahres, so singt es wohl die Gemeinde, aber jedes Herz sagt es sich mit seinem eigenen Klopfen, und diese Worte sind nicht nur Nigun, sondern sind mit Sinn und Gewissen erfaßt: *An Roschhaschana wird verzeichnet / und an Jom Kipur wird es besiegelt, / wie viele schwinden / und wie viele werden, / wer leben wird / und wer sterben wird, / wer sein Ziel erreicht / und wer es nicht erreicht, / wer rastet / und wer treibt, / wer verarmt / und wer verreichert, / wer erniedrigt wird / und wer erhöht. Aber: Umkehr / Gebet und / Gerechtes Tun / wenden das böse Verhängnis ab.*

Das Hauptgebet an diesen Tagen, das Bekenntnis der Sünden, in aller erdenklichen Fülle aufgezählt, hat mit dem Beter nur spärlichen persönlichen Zusammenhang. Der Nigun betont gleichmäßig stark und melodisch die Worte *Die Sünde, die wir gesündigt*

Der Horber Judenfriedhof liegt zwischen Horb und Mühlen oberhalb der Neckartalstraße. Er wurde im Jahre 1904 angelegt; die letzte Beerdigung fand am 18. Januar 1941 statt. Aufn. Gerhard Drumm, Horb.



und verschlingt in raschem Gemurmel ihren näheren Inhalt: *die Sünde, die wir gesündigt / in Zwang oder mit Willen, / die Sünde, die wir gesündigt / in der Verstocktheit des Herzens, / die Sünde, die wir gesündigt / durch der Lippen Geschwätz / die Sünde, die wir gesündigt / durch der Augen Eitelkeit, / die Sünde, für die wir Schläge der Züchtigungen verdienen / die Sünde, für die wir den Tod verdienen / durch Gottes Hand.*

Das ist nur ein verschwindend kleiner Teil der Sünden, deren sich der Beter dreimal am Tage vor seinem Herrgott beschuldigt. Täte er es nicht im Gemeinschaftsgesang und täte er es in voller Einsicht dessen, wessen er sich beschuldigt, statt im zehntelserfaßten Hebräisch rasch darüber hinwegzugleiten, er würde sich sträuben, mit all diesem Tun sich zu identifizieren, oder aber er könnte sich der tiefsten Zerknirschung nicht entwinden. Statt dessen macht es der Nigun teilweise zu einem fröhlichen und erfrischenden Gesang, aber die Bereitwilligkeit zur Buße und das büßende Klopfen der Hand gegen das Herz schaffen trotz des Verzichts auf das tiefere Eindringen in den Sinn eine feierliche Stimmung.

Ich sehe in derselben Stunde das hochgestirnte Gesicht meines Vaters vor mir, wie er die Worte zum Schofar vorsagte *tekia – schewurim – terua – tekia* längst vergessene Heeressignale, die zum Wecken, zum Aufbruch, zum Kampf, zum Sammeln, zur Rast rufen mochten. Töne, die das «kleine Sternchen» mehrmals ansetzend, zitternd herausbrachte. Weder der sonderbare Klang, noch die sichtbar rührende Anstrengung des Bläasers lockten beim Erwachsenen ein Lächeln hervor. Jeder fühlte sich von diesem Horn eigentümlich angerufen, aufgerufen und war sich bewußt: er steht da im weißen Kittel, seinem Sterbegewand.

Die Predigt an diesen Tagen, in der Form eines schlichten, selbstverfaßten Gebetes, hielt mein Vater. Es war ihm innere Pflicht und Bedürfnis, es schön und angemessen zu verfassen, und er trug es in der Ehrlichkeit und Feierlichkeit vor, die seinem Wesen gemäß war. Dieses einfache Gebet wurde von allen als Weihe empfunden, seine Sprache verlegte den Gottesdienst in die deutsche Gegenwart, die jeder dieser Menschen als seine selbstverständliche Gegenwart lebte, dachte, empfand.

Wer hätte damals als kleiner Junge von sechs Jahren ahnen können, daß er vierzig Jahre später an diesen Feiertagen ernsthaft betend fragend konnte – nicht nur *Wer leben wird / und wer sterben wird, / wer sein Ziel erreicht / und wer es nicht erreicht*, sondern auch die schreckhaft anderen Fragen jahrhundertalter Unwirklichkeit *Wer durchs Wasser stirbt und wer durchs Feuer, / wer durch Schwert und wer durch wildes Tier, / wer durch Erwürgen und wer durch Steinigung, verges-*

sene Tode, die wieder in die neue Judengegenwart getreten sind.

Und bald schon drohte das Schicksal unmittelbar: Ein Mitglied der eigenen Gemeinde geriet in Verfehlung und gefährdete die ganze Gemeinde. Schon begann die Nazipresse einen Judenprozeß in Szene zu setzen. Da hat ein jeder von der Gemeinde die Worte des Sündenbekenntnisses auf seinen Sinn und in der klaren Übersetzung gelesen, und jeder fühlte dieses einen Schuld, *die Sünde, die wir gesündigt durch den sündigen Trieb* als Teil seiner eigenen Schuld und Verantwortlichkeit und sagte nun für sich und für den andern: *verzeih uns, vergib uns, entsühne uns*. Und alle riefen mit unserm heutigen Wort für unser Heute *Unser Vater, unser König, / walte gnädig an uns und unsern Kindern. / Unser Vater, unser König, / tue es um deretwillen, / die hingewürgt wurden um Deinen heiligen Namen. / Unser Vater, unser König, / tue es um deretwillen, / die ins Feuer gingen und ins Wasser, / um Deinen Namen zu heiligen. / Unser Vater, unser König, / nimm vor unsern Augen Vergeltung / für das Blut Deiner Knechte, das vergossen. / Unser Vater, unser König, / tue es um Deinetwillen, wenn nicht um unseretwillen / und hilf uns. / Tue es um Deinetwillen*.

Das waren nicht mehr Erinnerungen an die Verfolgungen der Römerzeit, an Leiden und Verfolgungen während des Mittelalters. Das, was in den alten Gebeten aus der Verschollenheit trat, war Gegenwart in Deutschland, im Jahre 1933 und in jedem weiteren Nazijahr.

Das Kind und seine christliche Umgebung

Zwischen oberem und unterem Markt führen ein paar Staffeln seitlich hinauf. Da war rechts die Wirtschaft und Schweinemetzgerei und links die Volksschule. Man möchte meinen, diese beiden Institutionen hätten keinen gemeinsamen Berührungspunkt. Dem war nicht so: Zweimal in der Woche war Schweineschlachten, und das Zuschlagen, das Gebrüll und das langsam elende Verröcheln mischte sich in die Heimatkunde und die Christenlehre in der Schule nebenan, daß die Unterkläßler unruhig, unaufmerksam, ängstlich hin- und herrutschten, während die Dreizehn-, Vierzehnjährigen sich mit dem Ellbogen anstießen, «Hau den Lukas!» sich zuflüsterten und in der Pause ans Fenster stürmten. Diese Letztkläßler würden bald so weit sein, daß sie selber erstmals das Tier, das zu Hause auf Weihnacht gemästet wurde, totschiessen und abstechen durften, ihre Kraft und Geschicklichkeit erprobend. Denn das war eine Art häuslichen Volksfestes, das auf der Straße stattfand, wo die Nachbarskinder als Zuschauer herbeieilten, und wo eigentlich nur die

jüdische Mutter ihr gebannt starrendes Kind wegriß, dieses jüdische Kind, das nicht daran dachte, die Kraft zu bewundern, die im Elternhaus kein Echo fand, sondern erschrocken war vom Tod, der vom protzigen Menschen der wehrlosen Kreatur zugefügt wurde.

Wahrscheinlich wäre dieses Bild nicht nach nahezu sechzig Jahren in die Erinnerung zurückgekehrt, hätte nicht die ruchlose Hitlerei dem deutschen Kind den Begriff Jude mit *Judensau* verquickt, hätte sie nicht schon dem zehnjährigen Hitlerjungen den Dolch in die Hand gedrückt, die erst zur Ruhe kommen darf, *wenn Judenblut vom Messer spritzt*, wie diese Jugend gröhrend sang, bis sie das Singen in die schmähliche Tat verwandelte.

Zur damaligen Zeit gab es keine solchen Gedanken. Der Lehrer, der Pfarrer empfanden vielleicht eine unliebsame Störung. Sie hatten sich rasch daran gewöhnt. Die Jugend hatte es in der nächsten Stunde vergessen. Und wenn sie dann die Schule verließ, begegnete sie nebenan den katholischen Schwestern mit ihrer großen weißen Haube, die im blumenreichen, säuberlich gepflegten Spitalgarten arbeiteten, und die freundlich den jüdischen Doktor begrüßten, der ihre Kranken betreute.

Horb kannte keine ghettomäßige Abtrennung. Die Nachbarkinder Frisör Appels Karl, Küfer Stahls Paul, Metzger Bareis Richard, Geometer Riederers Otto, Viehhändler Schwarz' Lilli, mit ihnen spielte man, man ging zu ihnen, sie kamen zu uns.

Als doch irgendwie einmal das Wort *Judenstinker* auf den Weg fiel und aus unverständlichen Gründen aufgehoben wurde, wollte man es auch selbst anwenden und schleuderte es über die Straße am helllichten Tag der Lilli Schwarz an den Kopf, die es prompt zurückgab, worauf es des öfteren mit zunehmender Kraft hin- und herflog, bis das katholische Frenzele Zimmermann unter die Türe trat: «Wenn ihr weiter so a wüschts Wort in'n Mund nehmt, verhau ich euch beide de Hentern.»

Das Frenzele, die Mutter unserer Lene, unseres Haus- und Kindermädchens, und der Edmund, ihr Vater, und das Klärle, ihre Schwester, die bildeten die nachbarliche Bauernfamilie im Mühlegäßle. Bei ihnen war das Kind, wenn es nicht daheim und nicht auf der Gasse war. Dort war es um die Essenszeit und hat mitgebetet und aus der gemeinsamen Schüssel gegessen und das Klärle legte ihm die geschälten Kartoffeln hin. Dort war es in der Küche und hat Butter gestampft, war im Stall und hat gemolken, in der Scheune beim Futterschneiden, hat den Dreschflügel geschwungen, hat im Sommer vor dem Haus geholfen «Hopfen zopflen, a Groschen die Simre» (die hätte es nie vollgebracht und nie den

Groschen verdient, hätte nicht das Klärle und selbst das Frenzele «hehlingen» von sich aus dazugemogelt). Es war im «Berg» beim Kartoffelausmachen und Zwetschenabnehmen, auf der Wies beim «Hauet», am Sonntag kriegte es das erste Stück Zwiebelkuchen und am Feierabend saß es dem Edmund auf dem Schoß und ließ sich vom Krieg 1870 erzählen, von Sedan und von Gravelotte, von wo der Edmund die Narbe im Gesicht her hatte. Die Eltern verwehrten nicht diesen Umgang mit dem Elternhaus ihrer Lene, sie standen der christlichen Welt nicht feindlich oder mißtrauisch gegenüber. Die Mutter stammte aus dem badischen Rheindörfchen Nonnenweier. Als ihr Vater starb, war es der christliche Nachbar, der evangelische Pfarrer Rhein, der mehr als sonstwer der Witwe mit ihren vielen Kindern in allen Sorgen beistand, und der der ältesten Tochter Sophie fast so zugetan war wie ein Vater. Der Vater Hugo Frank war mit den Nordstetter Bauern aufgewachsen, und er stand mit ihnen auf selbstverständlichem Du, ebenso wie mit den Horber Mitschülern aus der Lateinschulzeit, auch wenn der eine nachher Kanzler wurde an der Universität und der andere höchster Richter des Landes, wie die beiden Schanzenbuben.

Im Hause der Eltern sollte das Kind nicht den Gegensatz lernen oder für ihn geschärft werden. Sie gaben ihre Kinder in die Kinderschule zu den Barmherzigen Schwestern. «Du brauchsch net mitzbete, du brauchsch's Kreuz net zschlage», sagten die Schwestern dem Kind, was das Kind allerdings nicht als Bevorzugung betrachtete, denn es konnte das Kreuz so gut schlagen wie irgendein Kind und wußte die Gebete, die es ja jeden Tag bei Edmund und Frenzele mithörte und mitbetete, auswendig, denn fast jeden Tag mitzuessen und nicht einmal dankschön mitzubeten, paßte dem kleinen Fritz auch nicht. «Aber das wäre doch zu hart», meinten die Barmherzigen Schwestern, «wenn so ein Kind an Weihnacht nicht wenigstens als Engel mitspielen dürfte beim Krippenspiel».

Und darnach handelten die Schwestern, und die jüdische Mutter – zur Feier eingeladen – freute sich über die Flügel, die ihrem Kind gewachsen waren, und über das Glück, das ihm aus dem Auge strahlte. Den Schwestern tat es im innersten Herzen weh, daß ihr bravstes, ihr liebstes, ihr gescheitestes und schönstes Kind, die Lilli Frank, nicht die Mutter Gottes spielen sollte. Sie hätten es mit ihrem Christentum vereinen können: Es habe eine Zeit gegeben, wo selbst die heilige Jungfrau Maria noch keine Katholikin gewesen sei. Aber der Herr Vikar sagte, er glaube, die Eltern möchten es nicht. Er hat jedoch kein jüdisches Kind zurückgewiesen,

wenn es, seinen Spielkameraden gleich, in kindlichem Eifer auf der Straße ihm zusprang, die Hand küßte mit den Worten: «Gelobt sei Jesus Christus». Er legte ihm freundlich lächelnd die segnende Hand auf den Scheitel, «In Ewigkeit, Amen» erwidern, und schenkte ihm ein besonders schönes seiner Heiligenbildchen, die er zu solchem Zweck und zur Kinderfreude immer mit sich führte. Die Eltern verwehrten es weder dem drängenden Kinde noch der Lene, wenn sie es einmal zu besonders feierlichem Gottesdienst – der Christmette, einer Priesterweihe – in die Kirche mitnahm. Es würde daran keinen Schaden leiden und nicht durch zu nahe Berührung gefährdet werden.

Im Elternhaus sollte das Kind nicht die Welt als eine Welt des Gegensatzes kennenlernen, weder die christliche als eine abholde, noch die jüdische als eine vermeintlicher geistiger Überlegenheit. Auch wenn das Kind den Stich spüren sollte, Jude zu sein, würden sie es nicht abriegeln, noch in seiner Aufwallung bekräftigen, sondern sagen: bleib ehrlich, bewähre dich, lerne, und du wirst bestehen.

Tatsächlich bohrte sich der Stich schon in früher Schulzeit ins Herz. Es war nicht eines der üblichen Schimpfworte, das ein Gassenbub im Streit aus Bosheit oder einfach, um etwas gesagt zu haben, zuschleuderte. Es war etwas anderes: Auf einmal kam der Freund nicht mehr zum Spiel, nicht mehr ins Haus, ging aus dem Weg, bis es bei irgendeiner abseitigen Gelegenheit hervorbrach: «Ihr habt unseren Heiland gekreuzigt!» – «Das ist verlogen!» Das Kind eilte aufgescheucht zur Mutter, empfing große Zärtlichkeit und einen Schein von Tröstung: «Es ist nicht wahr.» Oder «Es waren nicht die Juden, es waren die Römer». Oder «Das verstehst du noch nicht, wenn du groß bist, erzähle ich dir alles . . .» Die letzte Antwort war für das Kind noch schwerer als die erste, weil die Mutter nicht alles sagen wollte. Aber auch der Mutter war es schwer ums Herz. Sie wußte, eine neue Erkenntnis hat für das Kind eingesetzt: daß Jude sein nicht nur Elternhaus und Synagoge bedeutet.

Das Kind gab am nächsten Tag von der Antwort weiter: «Meine Mutter sagt, das ist nicht wahr, es waren gar nicht wir Juden, es waren die Römer!» Der gewesene Freund wußte es besser. Er wußte es vom Lehrer oder vom Pfarrer, und seine Eltern hatten es auch bestätigt. «Es war nicht der Vater oder der Großvater von deinem Freund», sagte eine dieser Vertrauenspersonen, «auch kein Onkel, nicht einmal ein Horber, aber Juden sind's gewesen, und an unseren Heiland glauben sie alle nicht. Aber da kann dein Freund nichts dafür», setzten sie vielleicht abschließend hinzu.

Dem christlichen Kind ging es durch den Sinn, daß es vielleicht doch ein entfernter Verwandter von seinem bisherigen Freund oder sonst einem Horber oder Nachbarjuden war, der den Heiland der Welt umgebracht hat. Wie mag man da weiter miteinander Fangerles spielen oder Kauderrugeln!

Sein Schmerz und seine Enttäuschung war vielleicht ebenso stark wie der des andern, der zum ersten Mal dieses «Ihr Juden» – «Wir Juden» erlebte.

Als er das nächste Mal auf die Schütte ging, machte er verstohlen den Passionspfad, vergewisserte sich, ob niemand dort kniete oder sonst ihn sah. Dann prüfte er alle die Stationsbilder: Wo sind Juden dabei und wo sind keine Juden dabei? Die Juden erkennt man an der krummen Nase und daran, daß sie mit den Händen reden. Im Gefängnis, wo die Dornenkrone auf den Kopf gepreßt wird, und bei der Peitschung sind Gott sei Dank keine Juden dabei. Bei der Kreuztragung stehen Juden herum und schauen zu, ohne zu helfen. Es ist gottlob ein römischer Soldat, kein jüdischer, der mit der Lanze in die Seite sticht und den Essigschwamm zu trinken gibt. Bei der Kreuzabnahme, der Grablegung, der Auferstehung – nirgends sind mehr Juden dabei.

Der Heimweg führte zuerst am gruseligen Gefängnisturm vorbei, dann vorbei an der Kirche. Dort ist groß auf der Außenwand das Jesuskind, das auf der Schulter des Riesen Christophorus hockt, wie er schwer durchs Wasser schreitet. Daneben ist das torhohe Kreuz und an ihm hängt der Heiland. Er schaute traurig und vorwurfsvoll auf das jüdische Kind; das rannte schwer atmend vorbei und kam erst zur Ruhe, als es sich bei der Mutter wußte oder bei seiner Lene, seiner katholischen Lene.

Mit den Tagen, mit den Wochen wurde das Erlebnis vergessen. Kinder haben keine Zeit, lange zu grollen. Der Freund wurde wieder Freund. Es blieb aber eine Bereitschaft des Mißtrauens und des Schmerzens – und vielleicht bei beiden.

Das Kind und seine jüdische Umgebung

Was gaben dafür die jüdische Umgebung und das Elternhaus dem Kinde? Das Kind war genügsam. Es kam in sabbatliche Stimmung, wenn es an der Hand des Vaters den Weg zur Synagoge machte und das väterliche Gebetbuch tragen durfte. Beim Gottesdienst verstand es zwar keines der Worte, aber es erhob sich, wenn der Vater sich im Gebet verbeugte, setzte sich, wenn der Vater sich setzte.

Wenn die Thora aufgerollt wurde, wickelte es die Binde, mit der die Thora gebunden ist, und die vielleicht zu seiner Britmila (Beschneidung) von der Mutter gestiftet worden war und seinen Namen trug.

Als dann das Schulalter kam, setzte der Religionsunterricht ein – am Samstagnachmittag, für alle Kinder und alle Klassen zugleich, denn die Gemeinde konnte sich keinen eigenen Lehrer leisten. Durch die Jahre hindurch wurden die Gebete stückweise und in trockener Oede übersetzt, Wort für Wort. Das war kein Eindringen in das Judentum, das war nur Religionsunterricht, die langweiligste aller Stunden. Vom Wesen des Judentums bekam das Kind hier nichts zu hören, denn die Zehn Gebote und was es sonst alles zu lernen hatte, ach, es war nichts weiter als Übersetzungsstoff, Wort für Wort, der sich kaum zu einem Satz und nie zu einem Sinn und Leben verdichtete.

In anderer Weise lebte sich das Kind schon frühzeitig in sein Judentum hinein: Der Freitagabend, für den man am hellichten Nachmittag frisch gewaschen und angezogen wurde. Der Gang in die Synagoge mit den Eltern, die Heimkehr. Die Lichter wurden von der Mutter entzündet und leuchteten auf dem sabbatlich gedeckten Tisch. Das Bentschen (der Segensspruch) und der Kuß der Eltern, der Kiddusch (der Weihesege über Brot und Wein), das Abendbrot wie das Mittagmahl, das Tischgebet. Das Aufbleibendürfen bis die Augen von selbst zufallen –, das Kind wußte wirklich nicht, worum es seine christlichen Spielgefährten beneiden sollte.

Wenn es dann im Bette lag, faltete die Lene oder die Mutter dem Kinde die Hände zum Nachtgebet, das die Mutter oder vielleicht die Lene gelehrt hatte: «Lieber Vater im Himmel Du / meine Augen fallen zu / will mich in mein Bettlein legen / gib nun Du mir Deinen Segen.» Und wie in der Synagoge dem Aufruf zur Thora der Mischaberach folgt, der Segensspruch für die Gemeinde und wen man sonst noch der besonderen Obhut des Herrgotts nahe legen will, so folgt allabendlich im unmittelbaren Anschluß an dieses Nachtgebet, im Schwäbisch des Kindes: «Lieber Gott laß mir gsund / Vaterle / Mutterle / Brüderle / Schwesterle / d'Lene / Onkels, Tantens / alle gute Menschen. Amen.»

Hätte man das Kind gefragt «Was weißt du vom Judentum?» – es hätte sich verlegen umgeschaut. Plötzlich wäre ihm die Erleuchtung gekommen: «Es gibt die Rexinger Juden, die Nordstetter Juden und die Horber.» – «Und welches sind die besten?» Da gab es kein Bedenken: «Meine Eltern».

Was die Eltern ihren Kindern vom Judentum gaben und hinterließen, war nicht Frömmigkeit, noch waren es Kenntnisse, sondern ihr gelebtes Leben im Rahmen der jüdischen wie der christlichen Umgebung.

Eine Heimat auch für die Zukunft – Die öffentliche Verantwortung*

Erwin Teufel

Der freundlichen Einladung, auf Ihrer Jahreshauptversammlung ein kurzes Referat zu halten, bin ich sehr gerne gefolgt. Bestehen doch enge Beziehungen zwischen der Heimat, deren Schutz und Pflege Sie zu Ihrem Anliegen gemacht haben, und der natürlichen Umwelt, deren Schutz in meine Verantwortung fällt. Die Gemeinsamkeiten beider Bereiche sind sehr deutlich in der Diskussion zum Ausdruck gekommen, die Sie vor einiger Zeit über den Heimatbegriff geführt haben.

Ich habe diese Debatte in Ihrer Verbandszeitschrift nachgelesen. Da standen sich im wesentlichen zwei Auffassungen gegenüber: die eine mehr pragmatisch-rational, die andere mehr auf Gemüt und seelisch-geistige Werte abgestimmt.

Die rational betonte Auffassung sieht die Heimat als angemessene Umwelt, die uns für heute und für die Zukunft sicherstellt, wessen wir zu unserer Existenz bedürfen: Arbeit und Brot müsse diese Umwelt geben, Raum für Wohnung, Haus, Auto und spielende Kinder, eine Luft, die man ohne Ängste atmen könne, Wasser, das nicht nur zur Not brauchbar sei, und eine Landschaft als Raum zur Erholung und Erquickung, so WILLY LEYGRAF.

Ich meine, es besteht Einigkeit darüber, daß wir Heimat in diesem Sinn besitzen, daß heute aber manches, was sie bedingt, gefährdet ist.

Gefährdete Landschaft

Nehmen wir die heimatliche Landschaft – mit Recht vielgepriesen in ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit und ihrem hohen Wert für die Prägung der Persönlichkeit. Was uns hier der Augenschein lehrt, ist dies: Die Landschaft wird weniger! Der neueste Bericht des Statistischen Landesamts registriert, daß sich die überbauten Landschaftsteile seit 1938 verdoppelt haben, also in nicht einmal 40 Jahren. Im Schnitt der Jahre 1960–1976 betrug der Verlust an Kulturlandschaft 27 Hektar täglich.

Im Regierungsbezirk Tübingen beträgt die Freifläche zwischen den klassifizierten Straßen 9,4 Quadratkilometer, im Bodenseekreis ist sie bereits auf nur 6,3 Quadratkilometer geschrumpft. Davon sind je nach Topographie noch Lärmzonen entlang der Trassen in Abzug zu bringen.

Wir sehen, der Lebensraum für das außermenschliche Leben wird kleiner; und dieser Schwund be-

wirkt zusammen mit anderen Faktoren die Abnahme der Bestände oder gar das Aussterben ganzer Arten in Flora und Fauna. Von 366 in Baden-Württemberg beobachteten Vogelarten sind 18 Arten bereits ausgestorben, und 30 Arten sind akut in ihrer Existenz gefährdet. Daß auch die Elemente Wasser und Luft zahlreichen Belastungen ausgesetzt sind, könnte ich ebenso mit Zahlen belegen. Ich kann darauf verzichten, es ist inzwischen allgemein bekannt geworden.

Ziehen wir nach dieser kurzen Problemschau Bilanz, so können wir sagen: noch haben wir ein *Grünes Baden-Württemberg*, aber dieser Besitz ist nicht ungefährdet! Ihn zu sichern, ist die öffentliche Verantwortung aufgerufen.

Öffentliche Verantwortung

Die Träger der öffentlichen Verantwortung haben in den Jahren seit 1970 einen systematischen und fachübergreifend koordinierten Umweltschutz aufgebaut. Das Mittelfristige Umweltprogramm der Landesregierung enthält eine umfassende Aufzählung von Schutzmaßnahmen, eine detaillierte Zielsetzung und setzt einen zeitlichen Rahmen für die Durchführung als Grundlage für eine wirksame Vollzugskontrolle. Periodische Vollzugsberichte geben Aufschluß über das Erreichte. Die Leistung kann sich sehen lassen. Auch die gesetzlichen Grundlagen des Umweltschutzes haben wir erweitert und verbessert. Das neue Naturschutzgesetz des Landes wird es ermöglichen, vom *bewahrenden* zum *aktiven* Naturschutz überzugehen. Eingriffe in Natur und Landschaft müssen künftig durch Rekultivierung ausgeglichen werden, und wo dies nicht möglich ist, muß eine Ausgleichsabgabe entrichtet werden, die zweckgebunden dem Schutz des Naturhaushalts zugute kommt. Die Landschaft zählt somit in unserem Lande nicht mehr zu dem Kreis der sogenannten *freien Güter*, die beinahe beliebig genutzt und verschmutzt werden können. In marktkonformer Weise hat damit die Landschaft unseres Landes einen Schutz erhalten, den sie anderwärts noch nicht genießt.

Von den neuen gesetzlichen Instrumenten möchte ich vor allem die Landschaftsplanung hervorheben. Sie ist der ökologische Beitrag zur Landes-, Regional- und Bauleitplanung, der eine Überlastung der Landschaft durch die vielfältigen Nutzungsansprüche verhindern soll.

Worauf es mir zu sagen vor allem ankommt, ist dies:

* Ansprache des Staatssekretärs im baden-württembergischen Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt; gehalten auf der Jahreshauptversammlung 1976 in Urach.

Entscheidend für den Schutz von Heimat und Umwelt ist aber letzten Endes nicht die stattliche Zahl von neuen Kläranlagen, Meßstationen und Kontrollsystemen. Was letztlich zählt, ist die Verbesserung der ökologischen Situation.

Die Lagebeurteilung im neuesten *Umweltbericht '76* der Bundesregierung lautet, daß insgesamt gesehen die Umweltbelastungen noch nicht hinreichend zurückgedrängt seien. Mit der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung würden Industrieproduktion, Rohstoff- und Energieverbrauch, Verkehrsaufkommen und Konsum weiter zunehmen, mit der Folge weiterer Umweltbelastungen, wenn nicht vorausplanende Maßnahmen ergriffen werden.

Hemmnisse und Hindernisse

Das heißt mit anderen Worten, wir müssen den Angriff auf die Biosphäre abschwächen, damit die Mittel zur Verteidigung ausreichen. Dazu werden wir die bekannten systemkonformen Mittel noch konsequenter als bisher einsetzen müssen, und der Ordnungsrahmen der sozialen Marktwirtschaft wird im Interesse der ökologischen Stabilität an manchen Stellen enger werden.

In der ernsthafte Umweltliteratur überwiegen die Stimmen, die ein Wachstum der Wirtschaft an sich zwar für unverzichtbar halten, doch wird von vielen ein Stopp des Wachstums der Güterproduktion und des Warenkonsums als Voraussetzung betrachtet für einen Stopp der wachsenden Umweltgefährdung. Das ist leicht gesagt und schwer getan. Die Umweltliteraten haben es in dieser Hinsicht leichter als die Umweltpolitiker, weil sie für ihre Arbeit nicht die Zustimmung der Mehrheit brauchen. Nach Lage der Dinge ist der Verzicht auf Mehrung des materiellen Wohlstandes gegenwärtig die Schallmauer, an der so manche Wünsche – nicht nur des Umweltschutzes – scheitern. An diesem Punkt ist es – wiederum nach maßgeblichen Aussagen in der Umweltliteratur – die geistige Desorientierung über den Sinn des Lebens oder, von der anderen Seite gesehen, die vorwiegend materielle Orientierung des Daseins, die sich hier als Hemmnis und Hindernis in den Weg stellt.

Heimat – geistige Aspekte

An dieser Stelle greife ich gerne zurück auf den zweiten Heimatbegriff, wie er in der eingangs erwähnten Grundsatzdebatte formuliert wurde. Weder Heimat- noch Umweltschutz, so hieß es dort, könnten sich auf den Bereich des Berechenbaren, Zweckdienlichen und Machbaren, kurz auf den Bereich beschränken, dessen sich der Mensch rational zu bemächtigen versteht. Beide, Heimat- und Um-

weltschutz, stünden auch im Kampf gegen seelisch-geistige Verkümmern, gegen die gerade unsere Heimat mit ihren großen Söhnen viel geleistet habe (PFARRER GERHARD GOMMEL).

Die großen Söhne der Heimat – *D'r Schiller ond d'r Hegel, / d'r Schelling ond d'r Hauff, / des isch bei ons die Regel, / des fällt ons gar net auf!* Dieser Stolz auf die großen Söhne der Heimat, er ist gewiß ein legitimer Teil echter Heimatliebe. Aber wir sind uns einig, daß es nicht genügt, stolz zu sein, Verse zu schreiben und Denkmäler zu setzen. Den Geist der Großen gilt es wachzuhalten, weil ihn beide, Heimat und Umwelt, bitter nötig brauchen.

Geistig-sittliches Vakuum

Es war unser großer Heimatsohn FRIEDRICH SCHILLER, der den Naturwissenschaftlern auf der einen Seite und den Philosophen und Theologen auf der anderen zurief: *Feindschaft sei zwischen Euch; noch kommt das Bündnis zu früh. Wenn Ihr im Suchen Euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.*

Wir wissen, daß die Geschichte entsprechend verlaufen ist. Die Trennung der Bereiche war bereits voll im Gange, als diese Worte gesprochen wurden. Die Naturwissenschaften gewannen dadurch volle Denk- und Forscherfreiheit, konzentrierten ihren Blick ganz und gar auf die äußere Seite der Wirklichkeit und betraten damit die Bahn ihrer triumphalen Erfolge. Und ihre außerordentlich tüchtige Tochter, die Technik, machte den Menschen in einem einzigen Jahrhundert vom Fußgänger über den Radfahrer, Automobilisten und Flieger zum Astronauten. Das reibungslose Funktionieren der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse in der technischen Anwendung erbringt uns täglich den Beweis, daß es Wahrheiten sind, die uns die Naturforscher entdecken. Jedoch – und das ist der entscheidende Punkt – es ist nicht die ganze Wahrheit. Die innere, die geistige Seite, die Dimension der Werte, bleibt ausgeklammert.

Darf ich an dieser Stelle einem namhaften Naturwissenschaftler das Wort geben: Bei dem Züricher Physiker WALTER HEITLER lesen wir: *Die quantitativ-kausal-deterministische Richtung der Wissenschaft schenkt uns eine Teilwahrheit. Eine Teilwahrheit ist aber auch eine Teilunwahrheit und sie wird zur ganzen Unwahrheit, wenn wir den Teil für das Ganze ansehen . . . Es ist offenbar dieses pars pro toto, das an der Wurzel des gegenwärtigen Chaos liegt, das die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Ethik charakterisiert. Es ist ferner mindestens einer der Gründe, warum die Anwendungen der Wissenschaft so oft lebensfeindlich sind.*

Diese halbe Wahrheit der wissenschaftlichen Erkenntnis wurde und wird von immer breiteren Be-

völkerungsschichten als das Ganze, ja als eine Art *Ersatzreligion* akzeptiert, wodurch sich das geistig-sittliche Vakuum immer weiter ausbreiten konnte. Wo aber ein solches Vakuum entsteht, schreibt GÜNTER ROHRMOSER, *dort bleibt die Stelle nicht frei, sondern sie wird besetzt von der Steigerung des materiellen Lebensstandards und dem Selbstverständnis der Gesellschaft als einem eingetragenen Verein zur Ausbeutung der Natur . . .*

Umweltkrise – Wissenschaftskrise

Auf das Verhängnisvolle solcher Entwicklung hat bereits unser großer Heimatsohn HEGEL hingewiesen mit dem Satz: *Wenn die Wirklichkeit nicht mit den Ideen übereinstimmt, um so schlimmer für die Wirklichkeit!* Eine Wissenschaft, die das Welt- und Menschenbild nicht von den Ideen, das heißt von den geistigen Ursachen her erfaßt, sondern nur nach der äußeren Erscheinung, führt zwangsläufig zum Mißverstehen der Schöpfung und verursacht Umwelt- und Lebenskrisen.

Was HEGEL hier zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit klarem Blick vorhergesehen hat, in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts ist es bittere Wirklichkeit geworden, wie uns von führenden Naturwissenschaftlern heute bestätigt wird. Darf ich das mit wenigen Aussagen belegen: WERNER HEISENBERG trifft die Feststellung, daß die naturwissenschaftlich entdeckten Teilordnungen . . . *Verwirrung stiften*, weil sie sich von der *zentralen Ordnung, die nicht von Menschen gemacht ist*, wie er ausdrücklich betont, immer weiter entfernen.

Der bekannte Physiker CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER schreibt zum gleichen Thema: *Heute wird in der ganzen modernen Welt die Lebenskrise der von der Wissenschaft bestimmten Gesellschaft manifest . . . Die Auflösung der Wirklichkeit in ein Geflecht von Kausalfäden ist ein Irrtum. Eine Kultur, welche die Wirklichkeit so mißversteht, kann nicht anders, als die Wirklichkeit zu zerstören, die sie zu beherrschen und zu verbessern meint.* Die Ursache dieser Fehlentwicklung sieht der große Baseler Biologe ADOLF PORTMANN in jener *Geistesart*, die in extremer Weise das rationale Denken und seine Möglichkeiten ausbaut und dadurch das *zarte Weben der Imagination* und die *naive Welterfahrung* verdrängt, die uns zeigen, daß Natur und Leben stets mehr sind, als uns die herkömmliche Naturwissenschaft in ihren methodischen Beschränkungen entdecken könne.

Wandel der Wissenschaft

Wir erinnern uns, Schiller hatte die Trennung von Rationalität und Spiritualität in der Wissenschaft ge-

fordert, zugleich aber auch vom *Bündnis* gesprochen und es für seine Zeit als verfrüht bezeichnet. Jetzt aber hat die Stunde des Bündnisses geschlagen, wie uns alle die genannten großen Naturwissenschaftler versichern.

Rationalität und Spiritualität sollen nunmehr beide zusammenwirken zu einer Art vertieften Erkennens, das bei GOETHE *anschauende Urteilskraft* oder *scientia intuitiva* heißt und neben der äußeren Erscheinung der Natur auch ihre geistigen Ursachen erkennt. Wo sich dieser erweiterte Forscherblick nicht nur auf die Dinge der Natur, sondern auch auf den Menschen richtet, wie etwa in der Tiefenpsychologie bei CARL GUSTAV JUNG, dort erleben wir gewissermaßen die Wiedergeburt eines ganzheitlich-christlichen Menschenbildes auf den Wegen der Wissenschaft. Der Mensch ist dort wieder doppelten Ursprungs, er hat nicht nur ein genetisches, sondern auch ein geistiges Erbe zu verwalten.

Was wäre für die Sache des Heimat- und Umweltschutzes zu gewinnen mit einer solchen Sicht der Dinge? Die seelisch-geistige Verkümmern, die dem Heimatgedanken ebenso schadet wie dem Umweltschutz, könnte überwunden werden. Wissen wäre wieder mit Gewissen verbunden, Wissenschaft zur Bildung, ja zur Weisheit veredelt. Eine neue Ehrfurcht vor dem Leben, wie sie ALBERT SCHWEITZER zeit seines Lebens leidenschaftlich gefordert hat, wäre geboren. *Innere Kontrollen* im Menschen würden zu den äußeren Kontrollen hinzutreten und den Erfolg erst dauerhaft und sicher machen.

Heimat und Bildung

Fragen wir zum Schluß nach der öffentlichen Verantwortung in diesem schwierigen Bereich. – Sowohl die verantwortungsbewußten Pfleger des Heimatgedankens, als auch die Vertreter des Umweltschutzes hegen hier ihre besonderen Wünsche, die an die Adresse der Bildungspolitik zu richten wären. Eine der ganz großen Aufgaben für den Rest des Jahrhunderts wird es sein, dafür zu sorgen, daß das halbheitliche und halbwahre und deshalb unwahre materialistische Welt- und Selbstverständnis des Menschen nicht weiter grassiert, sondern daß das wieder zur Ganzheit tendierende Welt- und Menschenbild auf breiter Bahn Eingang findet in die Lehr- und Studienpläne, statt im Elfenbeinturm der Wissenschaft steckenzubleiben. Ökologie und Anthropologie in diesem Sinne sollten Lehr- und Prüfungsfächer werden auf allen Bildungsstufen. Bildung in diesem Sinne sollte den gleichen Raum einnehmen wie die Ausbildung zu praktischer Nützlichkeit im Produktionsprozeß. Neben der ein-

seitigen Schulung des Intellekts müßten Phantasie und Wille die gleiche Förderung erfahren, zumal die *ausschließlich intellektuelle Erfassung* eines Objekts *zur Hälfte bis zu drei Viertel ungenügend* ist, wie CARL GUSTAV JUNG sagt. Ein so gebildeter Mensch würde künftig unsere *Mutter Erde* nicht nur als brauchbare Requisiten und ihre Tiere nicht nur als nützliche Automaten betrachten und behandeln. Den weiteren Fortschritt würde er nicht mehr nur in vermehrte Produktion und gesteigerten Konsum und damit zugleich in zunehmende Umwelt- und Gesundheitsbelastungen umsetzen. Er würde vielmehr den

primären Sinn des Fortschritts darin sehen, mehr freie Zeit und Kraft zu gewinnen zur Selbstverwirklichung seiner Persönlichkeit, nicht nur nach der leiblichen, sondern insbesondere nach der seelisch-geistigen Seite hin. Der Trend würde wieder eher vom Zweitwagen weg und zum Zweitbuch hin führen. Und die Konsumgesellschaft hätte die Chance, sich zur Kulturgeellschaft fortzubilden. Eine Utopie das Ganze? Gewiß, aber ebenso gewiß eine Notwendigkeit. Die Utopien von heute sind die Realitäten von morgen, wenn die Wahrheit auf ihrer Seite steht.

Probleme der Landesplanung und der Landschaftspflege aus wissenschaftlicher Sicht

Rüdiger German

Landschaftspflege wurde über Jahrzehnte hinweg vorwiegend im Rahmen des amtlichen Naturschutzes (und damit als Bestandteil öffentlicher Verwaltung) sowie auf eher private Initiative von Vereinen und Verbänden betrieben. Im Gegensatz zum Naturschutz, der immer schon sehr stark von wissenschaftlichen Bemühungen begleitet und bestimmt war, gesellt sich in der Landschaftspflege erst in den letzten Jahren vermehrt die Wissenschaft zur Praxis. In diesem Zusammenhang steht auch der hier abgedruckte Vortrag, der bei der Jahreshauptversammlung 1976 in Urach gehalten wurde: Der Verfasser ist zwar sozusagen amtierender Landschaftspfleger, hier jedoch erörtert er die von der Praxis zu bewältigenden Probleme aus der Sicht des Wissenschaftlers. (Anmerkung der Redaktion)

Die in Urach tagenden Vereine sind Heimatvereine im echten Sinne des Wortes. Sie erforschen und pflegen das kulturelle und Natur-Gut Heimat nach bestem Können; sie versuchen, es zu erhalten nach bestem Vermögen. Soweit diese Vereine naturwissenschaftlich-naturkundlich tätig sind, gehören sie über die Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg dem Landesnaturschutzverband an, welcher 1976 durch die Landesregierung anerkannt wurde. Damit sind wir nicht nur als Wissenschaftler oder als Förderer der Wissenschaft in unserer Heimat – also heimatkundlich – tätig, sondern unsere Stimme wird auch im großen Chor des Natur- und Umweltschutzes unseres Landes mitwirken. Somit ist unserer Tätigkeit eine neue Dimension erschlossen, nämlich die offizielle Mitwirkung am Geschehen unseres Gemeinwesens. Das bedeutet allerdings – und manche von Ihnen mögen dies mißbilligen – daß wir uns aus dem klas-

sischen Elfenbeinturm der reinen und edlen Wissenschaft hinausbegeben ins rauhe Leben und uns auch den politischen Fragen unserer Landes widmen. Wohlgermerkt, ich habe nicht *parteilpolitische* Fragen gesagt! Ich meine damit die Probleme, welche unser Gemeinwesen, unseren Staat und seine Diener täglich beschäftigen und die letztendlich uns alle betreffen, gleich ob es sich dabei um die Errichtung einer Deponie, einer neuen Straße, einer Turnhalle, um den Flächennutzungsplan, Regional- oder gar Landesentwicklungsplan handelt.

Von diesen Problemen hören wir zwar oft nur unter parteipolitischen Vorzeichen. Diese Variante soll hier bewußt ausgeklammert werden, da sich diese Denkweisen gar nicht, nur sehr selten oder sehr schwierig naturwissenschaftlich erfassen lassen. Anders ist dies bei den Problemen von Landesplanung und Landschaftspflege. Mit Hilfe wissenschaftlich-sachlicher Kriterien besonders aus dem Gebiet der Ökologie ist meist eine klare Entscheidung auch im Zusammenhang mit sozialen und wirtschaftlichen Problemen möglich. Für einen Wissenschaftler, besonders wenn er sich als Landeskind seiner Heimat und der Wissenschaft verschrieben hat, ist es trotz aller Hektik im Tagesgeschehen von Zeit zu Zeit notwendig, kritisch über das Erreichte bzw. Geplante nachzudenken. Dies soll keineswegs als destruktive Kritik, sondern als Ausgangspunkt für bessere, naturnähere oder sagen wir einfach: natürliche Lösungen verstanden werden.

Für manche von Ihnen beginnen die Probleme vielleicht schon mit dem Titel dieses Vortrages: Was ist Landesplanung, was ist Landschaftspflege und warum ist eine Betrachtung aus wissenschaftlicher Sicht überhaupt notwendig, werden Sie fragen.

Unter dem Begriff *Landesplanung* werden alle Planungsarbeiten innerhalb unseres Bundeslandes zusammengefaßt, welche auf dem staatlichen und kommunalen Sektor in der Zukunft durchgeführt werden müssen bzw. sollen. Hierbei wird die gesamte Arbeit im Land für die nächsten Jahre und Jahrzehnte koordiniert. Insbesondere sollen dabei die öffentlichen Geldmittel zweckmäßig eingesetzt werden. Im einzelnen werden im Landesentwicklungsplan folgende Probleme behandelt: Wo soll welche bauliche, gewerbliche, industrielle, verkehrsmäßige, aber auch land- und forstwirtschaftliche, schulische u. a. Entwicklung erfolgen? Das wesentliche dieses Planes besteht in der *Koordinierung der Raum- und Geldansprüche*. Dabei soll keineswegs alle Fläche verbaut werden, denn wir brauchen auch land- und forstwirtschaftliche Flächen und ökologische Ausgleichsräume. Das hört sich ganz schön an. – Wenn dann allerdings die konkreten *Ansprüche an die Landschaft* kommen, wird selbstverständlich prompte Bedienung erwartet, denn das jeweilige Projekt ist natürlich sehr wichtig und bringt ja das Ökosystem nicht zum Erliegen. Die zunehmende Spezialisierung aller Bereiche, auch in unserem Land, mit ausgezeichneten, wenn oft auch wenig abgestimmten Fachplanungen machte die Erstellung des Landesentwicklungsplanes notwendig. Ein Beispiel aus der Zeit vor seiner Gültigkeit mag dies erläutern: Vor vielen Jahren wurde ein neues Baugebiet im Schwanzer in Tübingen ausgewiesen, obwohl bekannt war, daß bei Hochwasser dort gelegentlich Wasser auf den Wiesen stand. Inzwischen kam es auch wiederholt in die Keller der Neubauten. Abgesehen davon durften die Bauinteressenten dort wenigstens guten Gewissens auf eine ruhige Wohnlage rechnen. Aber da wird wenige Jahre später im Zuge des Schloßbergtunnels plötzlich eine Bundesstraße als Hochstraße über das Neubaugebiet geplant! Nach solchen Pannen ist der betroffene Bürger aufgeschreckt. Doch wer ist in solchen Fällen «schuld» oder gar rechtlich haftbar? Für den «betrogenen» Häuslesbauer ist zwar diese Frage von untergeordneter Bedeutung, denn er kann sein Haus kaum nocheinmal in günstigerer Lage erstellen, sofern er nicht großzügig entschädigt wird. Um solche Mißhelligkeiten von vornherein auszuschalten – wieviel Energie wurde für solche Probleme schon in Bürgerinitiativen gesteckt! – ist koordinierte Planung unbedingt nötig.

Die Landesplanung sowie die Regional- bzw. Flächennutzungsplanung sind ein großer Fortschritt und stellen bedeutsame Arbeiten für die Zukunft dar. Hier werden die Weichen für spätere Jahre und Jahrzehnte gestellt.

Die *Landschaftspflege*, der andere Teil unseres Themas, umfaßt u. a. folgende Arbeiten:

1. Beratung bei der Bauleitplanung, also der Ausweisung neuer Baugebiete und der Art der Überbauung gemäß BBauG und NatSchG, um neue Bauflächen sinnvoll in die Landschaft einzupassen.
2. Beratung bei wasserwirtschaftlichen Maßnahmen, um die ökologische Leistungsfähigkeit der Gewässer möglichst zu erhalten.
3. Beratung bei Eingriffen in die Landschaft, besonders bei Materialentnahmen, um trotz notwendigen Wirtschaftens die Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts und die Schönheit des Landschaftsbildes zu gewährleisten.
4. Mitwirkung bei der Flurbereinigung, um trotz aller Ökonomie auch noch die Belange der Ökologie zwischen den Monokulturen ausreichend zu berücksichtigen.
5. Ausweisung neuer Schutzgebiete und Überwachung bestehender Schutzgebiete, besonders auf umweltbedingte Veränderungen,
6. Praktische Landschaftspflege, d. h. Biotoppflege zugunsten der bodenbrütenden Vögel bzw. seltener oder gefährdeter Pflanzen (Orchideen) oder schließlich zugunsten der Erholungsvorsorge, d. h. Auslichten von Wacholderheiden, wie dies z. B. auf dem Digelfeld bei Hayingen geschehen ist.

Durch landschaftspflegerische Arbeiten soll sichergestellt werden, daß unser besiedeltes Land trotz aller wirtschaftlichen – besonders der baulichen – Entwicklung und trotz der intensiven land- und forstwirtschaftlichen Nutzung schön bleibt und außerdem seine natürliche Leistungsfähigkeit behält. Außerdem soll gewährleistet werden, daß unsere Heimat nicht nur einer mehr oder weniger rücksichtsvollen Gruppe wirtschaftender Menschen ein brauchbares Wirkungsfeld bietet und dieser Gruppe vielleicht ein angenehmes Dasein ermöglicht, sondern daß unsere Nachkommen auch eine lebenswerte Heimat besitzen und nicht ausgeplündert dastehen und leer ausgehen. Ich glaube, wir haben hier eine Verpflichtung für die Zukunft.

Nach § 1 des Naturschutzgesetzes von Baden-Württemberg, das am 1. 1. 1976 in Kraft getreten ist, soll unsere Landschaft als Lebensgrundlage des Menschen so geschützt werden, daß die Nutzungsfähigkeit der Naturgüter sowie die Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft nachhaltig gesichert werden. Diese Worte, besonders das Wort nachhaltig, zeigen Ihnen, sofern diese Ziele auch so verwirklicht werden, wie im Gesetz angegeben, daß man in unserem Land erfreulicherweise bestrebt ist,

gerade auf dem Gebiet der Ökologie recht langfristig zu denken und zu planen. Das ist auch sehr notwendig. Damit kommen wir auch schon zu den Berührungspunkten der beiden Gebiete Landesplanung und Landschaftspflege. Einerseits erbringen Naturschutz und Landschaftspflege zwar nur eine Fachplanung für die Landesplanung, aber sicher keine x-beliebige Fachplanung. Ohne dieser ökologischen Fachplanung mehr Bedeutung beimessen zu wollen, als ihr zusteht, ist es aber andererseits keine Frage, daß sie die wichtigste Fachplanung überhaupt ist, da sie im Grunde genommen nicht nur unsere Ernährung, die durch die Landwirtschaft gewonnen wird, sondern unser Leben, ja die Voraussetzungen unseres Lebens überhaupt sichert. Im Landesentwicklungsplan standen bisher fast ausschließlich wirtschaftliche und gesellschaftliche Ziele im Vordergrund. Da die Verantwortlichen bei der Behandlung ökologischer Fragen im Rahmen der Beratungen des neuen Naturschutzgebietes sicher erkannt haben dürften, daß dies zwangsläufig Auswirkungen auf die Rangfolge bei der Präambel und den Zielen des Landesentwicklungsplans haben wird, dürfen wir hoffen, daß bei dessen Fortschreibung der Ökologie die ihr gemäße Stelle, nämlich die erste, eingeräumt wird. Das bedeutet z. B., daß bei der Präambel die drei dort angeführten Punkte in ihrer Reihenfolge umgekehrt werden müssen. Bisher steht an erster Stelle die geistige und kulturelle Individualität. Darauf folgt die Kulturlandschaft in der Vielfalt ihrer Formen und erst am Schluß ist die Rede vom biologischen und klimatischen Gleichgewicht in der Natur, das zu erhalten oder wiederherzustellen ist. Aus der Entstehungszeit des Landesentwicklungsplans Ende der 60er Jahre ist diese bisherige Reihenfolge noch zu verstehen. Es war die Zeit wirtschaftlicher Hochkonjunktur. Daher steht in der Einleitung zur Begründung der Satz: *Der Landesentwicklungsplan geht von der grundlegenden Bedeutung des wirtschaftlichen Geschehens für die räumliche Entwicklung aus.* Wenn diese Priorität heute noch uneingeschränkt gelten würde, hätte die Landesregierung kaum das *Jahr des aktiven Umweltschutzes* im Jahr 1973 proklamiert und hätte sie kaum so große Anstrengungen im Umweltschutz unternommen. Daß heute die drei genannten Punkte der Präambel gerade umgekehrt aufgeführt werden müssen, ist ganz klar, denn ohne biologisches und klimatisches Gleichgewicht ist die Kulturlandschaft nichts wert und gibt es keine geistige und kulturelle Individualität. Mögen auch manche vorerst noch anderer Meinung sein, die Folgen einer im wahrsten Sinn des Wortes un-natürlichen und naturwidrigen Denk- und Lebensweise würden wir

alle zu spüren bekommen. Diese Überlegungen, die hier nicht noch weiter ausgeführt werden können, stellen keinerlei Fachegoismus dar, sondern sind nüchterne Tatsachen, die nur Menschen leugnen können, welche der Naturwissenschaften unkundig sind. Dabei verkenne ich keineswegs die zwangsläufig daraus folgenden großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Um lebenswerte Bedingungen für uns und unsere Nachkommen zu schaffen, sind wir gezwungen, zukünftig ökologisch richtig zu leben, selbst wenn dies auf Kosten der Wirtschaft geht. Einsichtige und weitsichtige Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden bei ausreichender sachlicher Information verstehen, daß eine frühzeitige Lösung besser ist, als später ein Chaos, wie es sich in den Schriften des *Clubs von Rom* abzeichnet. Es bedarf lediglich fähiger Wirtschaftspolitiker, um diese schwere Aufgabe durchzuführen.

Warum ist es aber notwendig, Probleme der Landesplanung und der Landschaftspflege, die in der Tagesarbeit allgegenwärtig sind, noch unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu untersuchen? Als Antwort auf diese Frage sind mindestens zwei Punkte anzuführen:

Zunächst: Die täglichen Entscheidungen zu Planungsaufgaben und zur Landschaftspflege – wie z. B. bei Straßentrassierungen, beim Aufstellen von Bebauungsplänen – werden ja nicht von Wissenschaftlern, sondern von Verwaltungsfachleuten, von Juristen und besonders von Politikern in den jeweils zuständigen Gremien getroffen. Sie versuchen, für unser Gemeinwesen, für unseren Staat eine praktikable, meist auch wirtschaftlich gewinnbringende Lösung zu finden.

Besonders beliebt sind dabei Kompromisse, welche meist bedauerlicherweise die freie Landschaft beanspruchen, denn diese besitzt wirtschaftlich gesehen meist den niedrigsten Grundstückspreis, zumindest einen wesentlich niedrigeren als die dicht besiedelten Gebiete. Unsere Bodenpreise sind daher umweltfeindlich. Eine ganz andere Frage ist natürlich die nach der ökologischen Bedeutung der Freiflächen. Die erzielten Kompromisse sind, gerade wenn sie zu Lasten des Naturhaushalts gehen, höchst bedauerlich und tragen außerdem Schritt für Schritt sicherlich zur Vernichtung unserer Lebensgrundlagen bei. Insofern sind viele Kompromisse auf der Verwaltungsebene ökologisch teuer, vielleicht zu teuer erkaufte. Dabei könnte man bei frühzeitiger und ausreichender Information dem Bürger oft den sachlichen Hintergrund einer Entscheidung aufzeigen, wenn nicht immer wieder Zeitnot, Vergeßlichkeit, scheinbare Prestigefragen und parteipolitische Hürden usw. diese Möglichkeit versperrten würden.

Daneben gibt es aber noch einen weiteren Grund, um wissenschaftliche Reflexionen über unser Thema zu verbreiten: Es ist gerade das Vorrecht und sogar die Pflicht des Wissenschaftlers, auch über die praktischen Dinge unseres Lebens immer wieder nachzudenken, sie zu analysieren, zu klassifizieren und schließlich vielleicht auch einmal etwas Besseres hervorzubringen. Dabei sind die hier angeschnittenen Probleme oft recht komplexer Natur. So klagt man, daß die Steinkohle zu einer starken Luftverschmutzung besonders durch Schwefeldioxidabgabe führe. Nördlich des Mains führt dies nach Prof. MEYER zu einem SO_2 -Import in den Boden von ca. 60 kg/ha und Jahr. Tatsächlich hat z. B. der pH-Wert des Niederschlags auf dem Schauinsland in nur fünf Jahren um eine halbe bis ganze Einheit in die saure Richtung zugenommen, wie der Forstwissenschaftler Prof. MITSCHERLICH mitteilt. Dies ist alarmierend für die Lebewelt. Es wäre aber verfehlt, deshalb ausschließlich nach anderen, vorgeblich umweltfreundlicheren Formen der Energieerzeugung, z. B. nach Kernkraftwerken, zu rufen. Denn plötzlich soll es der TEXACO gelungen sein, Steinkohle zu verbrennen, ohne die schädlichen SO_2 -Abgase zu produzieren, wie der «Umweltschutzdienst» berichtet.

In früheren Zeiten war es das Vorrecht der Philosophie, über alle Probleme des Geistes, unseres Lebens, der Zivilisation, kurz über unser gesamtes Dasein nachzudenken. Trotz vieler redlicher Bemühungen scheint diese alte und gute Sitte immer schwieriger und seltener zu werden.

Trotzdem sollten endlich auch die Gesichtspunkte herausgearbeitet werden, welche neben der durchaus berechtigten Grundlagenforschung auch als Maximen eines naturgerechten Lebens anzusprechen wären. Ich meine damit Grundsätze, welche uns die z. B. im Naturschutzgesetz von Baden-Württemberg de jure geforderte *nachhaltige* Nutzbarkeit unseres Landes auch de facto gewährleisten, also Grundsätze eines ökologisch sinnvollen Lebens. So wie wir nämlich bisher gelebt haben und so wie viele Menschen durch Scheinzwänge irrtümlicherweise heute noch leben wollen, bzw. meinen leben zu müssen, kann unser technisch-wirtschaftliches Wirken auf der Erde eher als eine rücksichtslose Plünderung denn als schonende Nutzung angesprochen werden (vgl. H. GRUHL, Ein Planet wird geplündert, S. Fischer, Frankfurt 1975).

Erst der sachlich-wissenschaftliche Überblick kann uns zeigen, was wirklich bei den Problemen von Landesplanung und Landschaftspflege optimal möglich wäre, und demonstriert uns, wie bescheiden und unzulänglich die Ergebnisse der oft so ge-

feierten Kompromisse aus ökologischer Sicht leider immer wieder sind. Insofern ist heutzutage nicht immer oder nur selten zu spüren, daß wir seit über 100 Jahren in einem naturwissenschaftlichen Zeitalter leben. Sicher, wir forschen, wir nutzen nach bestem Können die naturwissenschaftlichen und technischen Erkenntnisse. Kurz: wir verbrauchen bzw. verprassen die Schätze der Natur ähnlich wie ein Spieler das ererbte Vermögen durchbringt.

Aber leben wir auch ökologisch sinnvoll, wie es die naturwissenschaftliche Forschung ermöglichen würde? Nutzen wir nicht oft rücksichtslos die technischen Vorteile und kümmern uns wenig um die ökologischen Folgen? Trotz aller Propaganda zugunsten umweltgerechter Tätigkeit, besonders in der Wirtschaft, ist der Erfolg noch viel zu bescheiden. Ein denkender Mensch wird hier sofort nach der Ursache fragen. Die Antwort ist nicht allzu schwer, besonders wenn wir an die historische Bedingtheit unseres Daseins denken. Allein die Nachkriegszeit reicht dafür schon aus. Als wir mit dem offiziellen Begräbnis des MORGENTHAU-Planes froh waren, noch einmal davongekommen zu sein, und als dann mit der Währungsreform die Wirtschaft wieder anlief, waren wir alle glücklich, wie gewohnt arbeiten zu können. Diesen wirtschaftlichen Wiederaufstieg haben wir alle gewollt – wie wir damals annahmen, um unseres Existenz zu sichern. Das müssen wir festhalten. Doch ist unsere Existenz heute wirklich gesichert? Leben wir seither nicht in einer Art von Trance mit dem Götzen Wirtschaftswachstum – und wie dies unlängst MAX FRISCH ausdrückte – in einer *Profitgesellschaft*? Diese wiederum schließt den Konsum, den Verbrauch von Waren zur Bedürfnisbefriedigung ein. Beim Verbrauch ist uns allerdings in den letzten Jahrzehnten eine Beschleunigung suggeriert worden, welche aus der Sicht der Rohstoffversorgung bedenklich stimmt. Im *Schweizer Naturschutz* (Heft 7/76) wird ein treffender Vergleich angeführt: *Wie ein Drogensüchtiger verlangt sie (die Industrie) nach einer (Wachstums-)Spritze, und wenn diese einmal ausbleibt, gerät sie in Not.* Allerdings gilt es hier ebenso festzuhalten, daß seit einigen Jahren bekannt ist, daß dieses einseitige und fortgesetzte wirtschaftliche Wachstum falsch war. Die zitierten Arbeiten des *Clubs von Rom* haben dies eindeutig gezeigt. Selbst wenn seit Erscheinen der ersten Publikation verbesserte Ergebnisse vorgelegt wurden, ist am Prinzip nicht herumzudeuteln. Die sich nicht erneuernden Rohstoffe gehen zweifellos einmal zu Ende. Auf diesen beruht aber zu einem ganz wesentlichen Teil unsere Zivilisation. Es wird daher ernst, bitter ernst. Wir haben keine Zeit zu verlieren, denn viele durch die Überlegungen des

Clubs von Rom aufgeworfene Probleme, besonders der Bevölkerungsdruck, brauchen Jahrzehnte für ihre Lösung, bis die notwendigen Reaktionen wirksam werden. Planung für die Zukunft ist daher die einzig sinnvolle Alternative gegen das sonst auftretende Chaos. Jedoch erhebt sich hier die Frage: Handeln unsere Regierungen auch konsequent nach diesen wissenschaftlichen Ergebnissen, oder fehlt unseren Politikern gelegentlich der Mut, solche teilweise unbequemen Wahrheiten auch in die Praxis umzusetzen?

Zur Situation bei den Rohstoffen ist folgendes zu sagen: Eine Antwort auf diese Probleme aus der Sicht des Geologen gab vor einem Jahr der Vizepräsident der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe Prof. LÜTTIG, als er auf die Notwendigkeit der *prospektiven* Geologie in unserer Zeit hingewiesen hat. Jedoch mit der Bereitstellung der Rohstoffe ist es noch lange nicht getan. Dies ist nur ein Teilaspekt der Umweltprobleme. Alle Wirtschafts-, Bevölkerungs- und Umweltprobleme münden letzten Endes in den ökologischen Bereich ein. Deshalb stellen Landesplanung und Landschaftspflege die zentralen Bereiche unserer Zukunftssicherung dar. Doch wie werden wirtschaftliche «Entwicklung» und Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts zu vereinbaren sein? Zweifellos braucht «Entwicklung» nicht nur quantitativ verstanden zu werden. So wie unsere Städte z. B. nicht nur durch zusätzlichen Flächenbedarf in Neubaugebieten, sondern auch durch Altstadtsanierung entwickelt werden können, ist dies bei Wirtschaft und Industrie ebenfalls denkbar. Während andere Aufgaben teilweise über unsere Einflußnahme auf nationale bzw. internationale Ebene hinausgewachsen sind, glaube und hoffe ich, daß wir gerade auf dem Gebiet von Landesplanung und Landschaftspflege in unserer Heimat noch mitarbeiten oder wenigstens mitsprechen können. Insofern erscheint es mir richtig, diesen Aspekt der Umweltprobleme immer wieder deutlich anzusprechen. Außerdem liegt es bei einem Vertreter der Erdwissenschaften nahe, die geo-ökologischen Probleme der Erdoberfläche mehr in den Vordergrund zu stellen als dies von denjenigen Kollegen erfolgen würde, welche von den biologischen Disziplinen herkommen. Gerade heutzutage, wo es um langfristige Probleme geht, scheint das Denken des Geologen in Jahrillionen brauchbar zu sein, um auch nach vorwärts zu projizieren.

In allen Bereichen unseres Lebens müssen wir feststellen, daß wir kaum noch Bewegungsspielraum haben. Wohin sollen wir mit den vielen geplanten neuen Straßen, neuen Baugebieten und vor allem mit den Deponien ausweichen? Am einfachsten

wäre es natürlich, hierfür irgendwohin in die freie Landschaft zu gehen. Der Naturschutz hat ja große Flächen freigehalten und unter Schutz gestellt. Darf dieser Schutz aber aus zwingenden Gründen tagtäglich immer wieder aufgegeben werden?

Unsere überbauten Flächen (Straßen, Plätze, Hochbauten usw.) sind heute gegenüber der ersten Nachkriegszeit auf das Doppelte angewachsen! Dabei ist noch kein Ende dieser Bestrebungen abzusehen. Viele Menschen sehen dahinter kein Problem. Politiker und Verwaltungsfachleute kennen zumeist nur die Notwendigkeit, dem Bürger zu helfen und seine Bestrebungen, soweit sie legal sind, zu erfüllen. Aber wie weit darf dieses Gewährenlassen kraft Gesetzes gehen? Sind die Gedanken gewisser Raumplaner – ich erinnere an die Idee der Rhein-Rhone-Stadt oder an die Mega-Städte – nicht ökologischer, sozialer und wirtschaftlicher Unsinn? Ja, ist die angestrebte Urbanisierung im medizinischen und ökologischen Sinn richtig, oder sind auch diese politisch so intensivierten Bestrebungen nur Scheinzwänge mit wirtschaftlichem Hintergrund? Wo ist der Punkt, an dem die Behörden einmal ein hartes und berechtigtes NEIN sagen müssen? Bei den Gartenhäusern, Wochenendhäusern, Sportheimen usw. im Außenbereich wird dies schon getan. Doch gibt es neben diesen und anderen Normalfällen auch sog. *privilegierte Bauten*, z. B. Ausiedlerhöfe, Ziegeleien, Materialgewinnungsbetriebe und dergleichen sonst.

Es ist in unserem verkehrstechnisch so bewegten Zeitalter nicht immer einzusehen, warum alle diese Bauten außerhalb geschlossener Ortschaften *bevorzugt* gebaut werden dürfen. Doch vielleicht bemerkt dies der Gesetzgeber auch noch. War im Zeitalter der Kuhfuhrwerke und weiter Anmarschstrecken die Arrondierung mit Aussiedlung berechtigt, so kann im Zeitalter der Traktorenverwendung eine Aussiedlung 500 m vom Ortsrand entfernt höchstens noch mit Grundstücksverhältnissen entschuldigt werden; eine planerische Meisterleistung dürfte dies kaum sein. Ein besonderes Kapitel sind jedoch *früher privilegierte Bauten im Außenbereich*, welche durch Verkauf ihre Privilegierung verlieren, aber anschließend wegen des Wertes der Bausubstanz anderweitig genutzt werden dürfen. Dies ist landschaftspflegerisch ein großes Übel, dem rechtlich bald abgeholfen werden muß. Warum soll man solche Bauten nicht abreißen? Auf solche Weise entstehen immer weitere Splittersiedlungen und Gewerbebetriebe auf der grünen Wiese. In diesen Zusammenhang gehört auch die sog. *Möblierung der Landschaft*. In einer Art Erweiterung der Gartenzwerghomantik von den Vorgärten auf die freie

Landschaft versuchen gewisse Kreise, die ihnen so öde und leer erscheinenden Flächen in Feld und Wald mit allen möglichen Bauten scheinbar anzureichern und sich dort auch gärtnerisch zu betätigen. Doch dafür sollten keine öffentlichen Gelder verwendet werden. Die Sozialpflichtigkeit des Eigentums schließt m. E. ein, daß in solchen Fällen alle betroffenen Behörden und Fachbehörden eingeschaltet werden – auch bei Staatseigentum.

Die stärksten baulichen Eingriffe in den Außenbereich verursacht allerdings der Straßenbau. Seit Jahrzehnten hören wir von Vergleichen mit den USA oder auch mit ganz Nordamerika über Straßendichte pro Einwohner, Fahrzeugzahl pro Kopf der Bevölkerung usw. Oft sind dies nur vordergründig ökonomische oder pseudosoziale Überlegungen, welche an den ökologischen Grundlagen vorbeigehen. Das großräumige Nordamerika bietet räumlich von Natur aus ganz andere Möglichkeiten für den Verkehr als das kleinräumige und durch Gebirge stark gekammerte Europa. Viele bedeutende Menschen sind in den letzten 30 Jahren über den Atlantik geflogen und haben sich dort von allen möglichen Ideen beflügeln lassen. Doch wer hat – trotz Studienreisen übers Land – die genannten landschaftlichen Unterschiede in ihrer Bedeutung für unser wirtschaftliches und ökologisches Leben erkannt? In diesem Zusammenhang erinnere ich an die gemeinsam mit U. EICHHORST verfaßte Studie über die *Zerschneidung unserer Landschaft durch Straßen*. Sieht denn so ein ideales Erholungs- und Fremdenverkehrsgebiet aus?

Wenn wir das Problem der Nutzung unserer Landesfläche genau durchdenken, kommen wir zu dem Schluß, daß die Planungen im Landesentwicklungsplan usw. zwar alle sinnvoll und gut, daß sie aber trotzdem noch nicht umfassend genug sind. Geht der bei uns übliche Bodenverbrauch nicht zu weit? Verbauen wir nicht im wahrsten Sinne des Wortes unsere Zukunft? Eine Positionsbestimmung ergibt, daß nach Vorliegen aller Planarbeiten im Grunde genommen der letzte Quadratmeter Boden unseres Landes verplant ist. Es erhebt sich dabei zunächst die Frage, ob die Verteilung der Flächen «richtig» ist. Je nachdem, ob der Standpunkt näher bei der Ökonomie oder der Ökologie bzw. bei dieser oder jener parteipolitischen Ansicht liegt, werden die Antworten verschieden ausfallen. Selbstverständlich befinden sich unter den flächendeckenden Planungen auch Natur- und Landschaftsschutzgebiete mit Refugien für Tier- und Pflanzenwelt.

In der land- und forstwirtschaftlich intensiv genutzten freien Landschaft mit Monokulturen können viele Tiere und Pflanzen oft nicht mehr leben. Bei

Ausnutzung aller Flächen ist aber nicht gesagt, daß die Natur – genau gesprochen: der Naturkreislauf – diese Belastungen auch auf Dauer aushält, insbesondere dort, wo weite Flächen des Landes mit Monokulturen bestanden sind. Im Klartext gesprochen heißt das, wir benötigen ökologische Untersuchungen, ob all die vielen gewünschten, besonders die baulichen Eingriffe nicht vielleicht schon bald zum Zusammenbruch des Naturkreislaufs führen. Denken wir nur an die Wachstumssteigerungen, die rohstoffbezogen fraglos unsinnig sind. Eine solche ökologische Gesamtbilanz unseres Landes, welche zur Sicherung unserer Zivilisation unbedingt nötig ist, stellt eine enorme Aufgabe dar. Sie läßt sich nicht durch einige wenige ausgewählte Faktoren und Hilfsannahmen ersetzen, wie dies etwa in der Systemanalyse über den mittleren Neckarraum randlich noch versucht wurde. Dies wären für eine Gesamtbilanz wissenschaftlich unzulängliche Mittel. Eine kritische Analyse der angeschnittenen Fragen ergibt damit zunächst einmal als erstes Ergebnis die Einsicht in die Notwendigkeit einer wissenschaftlich begründeten und sorgfältig durchgeführten *ökologischen Gesamtbilanz*. Wird diese nicht durchgeführt – und sie kostet sicher viel Geld –, besteht die Gefahr, daß wir trotz guter oder vielleicht sogar bester Flächenplanung gegen die ökologischen Bedingungen verstoßen und durch eine Art gesetzlich geregelter «Gefälligkeit» gegenüber den Wünschen der Bevölkerung unseren Naturkreislauf ruinieren. Genau so, wie man vor wenigen Jahren die Sozialpflichtigkeit des Eigentums erkannt hat, so ist es heute notwendig, die bisher hohen Anforderungen unseres Wohlergehens, die einseitig zu Lasten der Natur gehen, auf ein Maß zurückzuschrauben, das als naturgemäß, als ökologisch sinnvoll anzusehen ist. Zweifellos ist, dies zu bekennen, politisch etwas unbequem, aber sicher notwendig, wenn wir überleben wollen. Stichwortartig können wir dieses erste Ergebnis auch kennzeichnen als das *Messen der ökologischen Belastbarkeit unserer Heimat*.

Solange in unserem Gemeinwesen finanzielle und wirtschaftliche Verhältnisse dominieren – und viele Bürgermeister sind noch dieser Meinung –, ist die ökologische Erhaltung in Frage gestellt. Diese Gesamtbilanz ist als Vorsorgemaßnahme jedoch unabdingbar, um Schaden zu verhüten. Entsprechend, wie dem Erkennen der Rohstoffbegrenzung nach der ersten Überraschung eine verstärkte Exploration und Durchforschung der Erdkruste folgte, muß logischerweise auf das Erkennen der ökologischen Grenzen eine umfassende Durchforschung unseres Ökosystems folgen. Nach diesen Arbeiten ist quantitativ festzustellen, wie groß die Tragfähigkeit und

damit die Entwicklungsfähigkeit unseres Landes ist. Eine ständige Weiterentwicklung in der bisherigen, vorwiegend wirtschaftlich ausgerichteten Weise oder lediglich eine Untersuchung von Teilaspekten wäre ein unvertretbares Glücksspiel. Nachdem ich in dem Heft der *Gesellschaft für Naturkunde*, welches für dieses Jahr noch ausgegeben wird, gerade auf dieses ökologische Problem etwas näher eingegangen bin, möchte ich hier diesen Aspekt nicht weiter ausführen, um noch weitere Fragen anschnneiden zu können.

Ein anderes Problem stellt die bedauerliche Auffüllung und Entwässerung von Feuchtgebieten dar. Im *Internationalen Jahr der Feuchtgebiete* muß ich kurz darauf eingehen. Jahrzehntelang schon geht diese Entwicklung vonstatten und auch heute noch wird irrtümlich danach gerufen, um möglichst noch mehr Baufläche und noch höhere landwirtschaftliche Erträge zu erwirtschaften. Dabei hat innerhalb der ganzen Europäischen Gemeinschaft der Absatz landwirtschaftlicher Produkte zu den bekannten Absatzschwierigkeiten geführt. Doch muß man sich – zumal als Naturwissenschaftler – einmal überlegen, was durch die Verfüllungs- und Entwässerungsmaßnahmen angerichtet wird! Die ganze Flora und Fauna eines einst feuchten Gebiets wird aus wirtschaftlichen Gründen vernichtet. Das bedeutet nicht nur den Verlust einiger Pflanzen und Tiere. Letztlich wird durch diese Maßnahmen die Widerstandsfähigkeit unserer Natur, die Abwehr gegen schädliche Einflüsse geringer. Sodann erfolgt dadurch der Abfluß des Niederschlags schneller, was wiederum zum Schrei nach Rückhaltebecken führt. Nun sind im Laufe der Landnahme durch unsere Vorfahren zwar schon viele Eingriffe schwerwiegender Art in den Naturkreislauf durchgeführt worden. Denken Sie nur an die mittelalterlichen Rodungen. Bisher ist alles gutgegangen, warum soll dies nicht auch weiterhin so sein, sagen manche so leichtthin. Derartige Vorstellungen sind aber nicht endlos erlaubt. So ging beispielsweise die Landnahme im Mittelalter zweifellos nicht mit der Geschwindigkeit von Eingriffen der Gegenwart vor sich. Außerdem – und das scheint mir besonders wichtig – war damals die Vielfalt der Natur und damit ihre «Robustheit» noch viel größer als heute, wo man auf der ganzen Erde meint, nach europäischem Vorbild vorgehen zu sollen. Die Monokulturen unserer Zeit lassen die Natur gegenwärtig viel schneller auf jeden Eingriff reagieren, d. h. sie ist viel anfälliger gegen Umwelteinflüsse – z. B. gegen Schädlinge – geworden, weil sie sich nicht mehr selbst im nötigen Maß helfen kann. Die Abwehr von Schadensfällen durch *natürliche* Reaktionen ist in der

land- und fortwirtschaftlich genutzten Erdoberfläche fast nicht mehr möglich. Daher sind ungenutzte Flächen – z. B. Naturschutzgebiete, welche in die Feldflur eingestreut sind und z. B. im Rahmen der Flurbereinigung ausgewiesen werden können – als eine Art von Oasen oder Reliktflächen der Tier- und Pflanzenwelt sehr wichtig. Jeder weitere Eingriff in die Natur und seine möglichen Folgen sind daher heute vor einer Verwirklichung aufs sorgfältigste zu bedenken. Die dazu notwendigen Untersuchungen dauern meist Jahre. Das führt oft zu dem Einwand, daß dies für den Antragsteller, der einen Eingriff beabsichtigt, wirtschaftlich unzumutbar sei. Vielleicht stehen sogar Millionenbeträge zur Debatte, und der rechnerische Verlust ist erschreckend hoch. Wir kennen solche Argumentation aus der Diskussion um die Kernkraftwerke. Viele unserer Zeitgenossen werden schwach, wenn sie derartige Argumente vernehmen. Doch ist die Natur nichts mehr wert? Zählen nur noch wirtschaftliche Fakten? Oder wollen wir etwa die Erde ruinieren lassen, nur um weiterhin Gewinne einzustecken? Sie erinnern sich an den langen Kampf nordamerikanischer Naturschützer gegen die Pipeline in Alaska. Aus wirtschaftlichen Erwägungen mußte sie unbedingt gebaut werden. Jetzt lesen wir, daß die Abnahme des Öls Schwierigkeiten bereiten soll. Wenn wir z. B. die Preise bezahlen müßten für die tatsächliche Herstellung von Humuserde, für die künstliche Herstellung dieses und jenes Produkts, das wir leichtthin verbrauchen und dessen Rohstoffe nicht zum Nulltarif «entnommen» – d. h. im Klartext gesprochen: der Allgemeinheit weggenommen – werden, dann würde vieles anders aussehen.

Diese Gedanken führen uns zu einem zweiten Ergebnis, nämlich daß im Bereich der Wirtschaft und des Kapitals noch viele und höchst komplexe Probleme einer vernünftigen, d. h. naturgemäßen Lösung harren. Man könnte hier fragen, wagt es überhaupt noch jemand, hier einzugreifen, oder ist es einfacher, alles laufen zu lassen? Allerdings heißt die Alternative in diesem Fall nicht Kapitalismus oder Sozialisierung, sondern sinnvoller: schonender gemeinsamer Verbrauch der sich nicht regenerierenden Rohstoffe. Hier läge noch ein weites Gebiet für Wirtschaftspragmatiker und -politiker. Erste Ansätze dazu hat Prof. HORST SIEBERT in seinem Buch *Das produzierte Chaos* aufgezeigt. Doch wer wagt es, die Scheinzwänge des Wirtschaftswachstums aufzudecken und diese auch abzuschaffen?

Verbauungs- und Entwässerungsmaßnahmen führen – wie erwähnt – zu rascherem Abfluß des Niederschlags, als dies normalerweise der Fall wäre.

Dies wiederum hat, gemeinsam mit den früher irrtümlich durchgeführten Flußbegradigungen, Überschwemmungen zur Folge. Es ist beklemmend und niederschmetternd zugleich, wenn man gerade diese Eingriffe in den Naturhaushalt der letzten 100 bis 150 Jahre verfolgt. Zunächst wird die Flußbauarbeit als ein Sieg über die Natur gefeiert. Doch wehe, wenn es die Natur trotzdem noch wagt, sich wieder bemerkbar zu machen, und das schöne Bauwerk zerstört und Anwohnern, die sich in Sicherheit wähnten, Schaden zufügt. Wenn vor 150 Jahren die damaligen Wasserbauer noch keine ausreichenden Unterlagen über die Schwankungen der Wassermenge von Flüssen hatten, so ist das entschuldigbar. Heute und schon einige Jahrzehnte wissen wir jedoch, daß z. B. der Neckar bei Horb zwischen Niedrigst- und Höchstwassermenge das Verhältnis 1:500, die Jagst bei Ellwangen das Verhältnis 1:4000 aufweist. Es gehörte daher eine gute Portion Optimismus oder vielleicht Unwissenheit dazu, in den vergangenen Jahrzehnten unsere im Grunde überschwemmungsgefährdeten Talauen in dem tatsächlich erfolgten Ausmaß zu überbauen. Dies ist eine beachtliche Planungs- und Fehlinvestition, gleich ob es sich um Industriegebiete oder um Wohnsiedlungen handelt. Außerdem wurden Bach- und Flußquerschnitte – wie z. B. am Goldersbach in Tübingen-Lustnau – wiederholt eingengt. Wen wundert es, daß Hochwässer dort immer wieder Schaden anrichten? Es wäre m. E. ein unverzeihlicher Schwabenstreich, dieses Abflußproblem im Siedlungsbe- reich durch Rückhaltebecken in der freien Landschaft, im Naturpark mit vielleicht 90% Waldbestand beheben zu wollen. Wir müssen doch Ursache und Wirkung klar trennen. Die Schutz- und Erholungsfunktion des Waldes mit seiner optimalen Verzögerung des Abflusses der Niederschläge wird sonst ad absurdum geführt.

In solchen Fällen können Sie jedoch erleben, wie wenig von sachlichem oder wissenschaftlichem Denken auf unsere Mitmenschen gekommen ist. Anstatt logisch zu denken und zu überlegen, wie konnte dieses Unglück entstehen (eine einfache kausale Beziehung), wird häufig einfach nach noch mehr Eingriff gerufen. So sehr ist unsere Massengesellschaft gewohnt, daß alles mit zusätzlichen technischen Maßnahmen gelöst wird, daß das Nächstliegende, das Natürliche oft nicht mehr gesehen wird, nämlich ein vertretbarer Wiederausbau der Hochwasserflächen in unseren Tälern. Wie stark unsere Flüsse im wahrsten Sinn des Wortes eingeklemmt sind, erkennen Sie daran, daß z. B. der Rhein im Zuge der Begradigung auf 1/10 bis 1/40(!) seiner ursprünglichen Breite beschnitten wurde.

Wieviel Überschwemmungskatastrophen müssen noch kommen, wieviel Staudämme müssen noch brechen, wieviel Brücken noch einstürzen, wieviel Straßen und Häuser im Knollenmergel gebaut werden, bis man endlich begreift, daß die Technik zwar durchaus nützlich ist, aber immer nur zeitlich begrenzte Lösungen bietet. Es wäre daher wesentlich klüger, vor der Verwirklichung technisch scheinbar perfekter Maßnahmen zunächst einmal eine naturnahe Lösung zu erwägen. Technik vermag Vorteile zu bieten, doch haben ihre Lösungen auch Grenzen an den natürlichen Gegebenheiten.

Als letztes Problem möchte ich noch die Materialentnahme ansprechen, nämlich die Anlage von Steinbrüchen und Kiesgruben. Diese spielt sowohl in der Landesplanung als auch bei der Landschaftspflege eine Rolle. Die Entnahme soll nach dem Naturschutzgesetz landschaftsgerecht erfolgen, d. h. die Rekultivierung – also geomorphologische Wiedereingliederung und Bepflanzung – darf nicht auf Kosten des Landschaftsbildes gehen. Praktische Vorschläge zur landschaftlichen Wiedereingliederung habe ich wiederholt vorgelegt. Die wesentlichen geomorphologischen Gesichtspunkte lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. Durch Gesteinsabbau dürfen keine fremden Landschaftsformen entstehen. Das bedeutet: Beim Endzustand eines Abbaues soll das geomorphologische Bild der Abbaustelle nicht auf- fallen, also kein störender Fremdkörper sein. Das bedeutet *Ausformen der Abbaustelle anstelle Stehen- lassen von Landschaftsruinen*.
2. Gesteinsabbau soll möglichst konzentriert (z. B. großflächig) erfolgen, weil große zusammenhän- gende und geschlossene Abbaufächen wieder besser an die Umgebung angeglichen werden können als kleine Abbaustellen. Dadurch wird ein «pockennarbiges» Aussehen der Landschaft vermieden.
3. Der völlige oder teilweise Abbau kleiner Land- schaftsteile (Berge, Bergkuppen, Bergnasen, Ter- rassen usw.) kann ihrem nur teilweisen Abbau vorzuziehen sein. Jedoch muß in jedem Einzelfall geprüft werden, ob dies ohne Schaden für die Umgebung und den Naturhaushalt möglich ist. Zu welchem Politikum dies beim Plettenberg ge- führt hat, wissen Sie. In diesem Fall war aller- dings der heute sonst etwas verrufene konserva- tive Naturschutz lokal sehr gefragt und verhin- derte eine großzügige moderne Lösung.
4. Künstliche Seen sollen nur in solchen Gegenden neu angelegt werden, wo solche auch von Natur aus vorkommen. Reine Grundwasserseen in der Talaue sind in der Regel abzulehnen, da sie land-

schaftsfremd sind. Bestehende Grundwasserseen sollen so ausgebaut oder ggf. zusammengelegt werden, daß eine sinnvolle Nutzung (Erholung, Fischerei, Naturschutz usw.) möglich ist. Rückhaltebecken stellen keine Belebung des Landschaftsbildes dar und sind ökologisch wertlos.

Damit kommen wir zu einem dritten Ergebnis, nämlich: Unsere Naturgüter sind schonend zu nutzen. Die zu ihrer Gewinnung benötigten Flächen sind landschaftsgerecht zu rekultivieren und wieder einer ökologisch sinnvollen Folgenutzung zuzuführen. Dabei verkenne ich nicht, daß gelegentlich Emotionen bedauerlicherweise wichtiger genommen werden als sachbegründete Einsicht.

Diese Ausführungen stellen nur einen kleinen Ausschnitt aus den Problemen unseres Themas dar. Dabei bin ich mir bewußt, daß auch das Gesamtthema wiederum nur ein Teil einer insgesamt notwendigen Kritik unserer gesamten Zivilisation und von deren vermeintlichen Zwängen darstellt. Häufig werden irrtümlich Nebensächlichkeiten für das Leben schlechtweg gehalten, wie z. B. der Konsum von Tabakwaren, Alkohol, der Gebrauch von Sprays und dergleichen. Ist das denn Lebensstandard? Verspielen wir nicht durch Leichtsinns die Fortschritte in der Medizin? Hier ist einzuräumen, daß viel falsche geistige Einstellung durch eine sehr fragwürdige Werbung suggeriert wurde. Aber dabei zeigt sich gerade, wer trotzdem noch seinen kritischen Verstand anzuwenden weiß. Überschätzung der Technik und Unterschätzung ökologischer Gesichtspunkte sind nicht selten auch in der Literatur festzustellen. Zum fragwürdigen Gebrauch der Technik noch ein Beispiel aus dem Bereich des Umweltschutzes:

Wir meinen dauernd Auto fahren zu müssen und sind zu bequem zu Fuß zu gehen. Ein Mitbürger holt z. B. täglich seine Zeitung mit dem Auto vom Gartentor, andere fahren um die Ecke zum Zigarettenautomaten. Und dann wundern wir uns, wenn wir zu dick werden und unter Kreislaufstörungen, Herzbeschwerden usw. leiden. Unsere moderne, technisch ausgerichtete Zivilisation hat uns viele angenehme Erleichterungen verschafft. Das Übel scheint mir aber darin zu liegen, daß unser Körper wegen dieser Erleichterungen oft nicht mehr genügend durchgearbeitet wird und vor lauter Erleichterungen und Zivilisationsfolgen krank wird – denken Sie nur an die Schreibtischarbeit! – Daher müssen wir alle unsere zivilisatorischen und technischen Errungenschaften immer wieder gründlich in Frage stellen, selbst des Bundesbürgers liebstes Kind, sein Auto. Benötigen wir dann noch so viel neue Stra-

ßen? Ich möchte dieses Thema, das wiederum dazu verleitet, über die Streckenstilllegungen bei der Bundesbahn nachzudenken, hier nicht weiter ausführen.

Der Traum mancher Futorologen, etwa auf einen anderen Planeten ausweichen zu können, ist nach den Ergebnissen der Weltraumforschung offenbar unrealistisch. So müssen wir uns denn mit unserer alten Mutter Erde begnügen, aber wir müssen sie auch hegen und pflegen, damit sie den kommenden Generationen als Lebensgrundlage dienen kann. Wahrscheinlich müssen wir dabei unsere Wünsche etwas zurückstecken und auf alle Fälle naturgemäßer leben und Eingriffe schonender vornehmen.

Bei allen diesen Überlegungen über unsere Zukunftssicherung müssen wir aber auch genügend Sicherheiten einbauen. Wir sind heute im Zuge möglichst optimaler Nutzung gewohnt, alles mitzunehmen, was irgend geht, d. h. was irgend Nutzen bringt. Auch der Landesentwicklungsplan spricht auf Seite 215 bedauerlicherweise von der vollen Ausschöpfung der *praktisch letzten größeren Wasservorkommen im Lande*. Eine solche Entwicklung wäre bedauerlich. Der vergangene Sommer hat uns während zweier langer Monate – in anderen Teilen Europas über noch längere Zeit – gezeigt, daß gerade Reserven, besonders im Grundwasserbereich, sehr vorteilhaft sind. Frühere Trockenzeiten, wie z. B. 1947 und 1948, werden besonders nach regenreichen Jahren nur zu schnell wieder vergessen. Wenn wir klug sind, passen wir uns den natürlichen Verhältnissen an und nutzen nur einen Teil der sich ergänzenden Rohstoffe, um Krisenzeiten gut zu überstehen. In vielen Fällen haben wir uns zu sehr an Durchschnittswerte und den sog. Normalfall gewöhnt. Schonendste und naturnahe Nutzung der natürlichen Verhältnisse ist notwendig. Dies gilt besonders für den Fall, daß einmal mehrere ungünstige Faktoren zusammentreffen. So muß der Prozentsatz bei der Entnahme der sich regenerierenden Stoffe, wie z. B. beim Grundwasser, möglichst niedrig, vielleicht bei 20% des Bestandes angesetzt werden. Dann können auch einmal mehrjährige Schwierigkeiten überwunden werden, bzw. dann kann sich das Gut auch wieder in ausreichendem Maße regenerieren. Es ist anscheinend notwendig, wieder einmal darauf hinzuweisen, daß man tatsächlich auch sparen und sich einschränken kann und nicht alles auszugeben und auszubeuten braucht. Dem Privatmann ist dies schon klar, jedoch hört dieses normale Denken beim Gemeinwesen gelegentlich auf. Dort meldet man nur Ansprüche an und versucht, diese mit Hilfe einer gelegentlich rücksichtslosen Lobby einzutreiben.

Doch wer beschützt die Natur? Dabei studieren doch jährlich Tausende von Menschen Naturwissenschaften. Wie groß muß da erst das Heer der fertig ausgebildeten Naturwissenschaftler sein? Doch wieviele wirken darunter als aktive Naturschützer? Zweifellos, es galt bisher als wenig vornehm, wenn man das Gebiet der reinen Forschung verließ. Eigentlich ist es nur ein harter Kern, der sich einzig dieser Tätigkeit verschrieben hat. Gar nicht so wenige haben doch bisher schon die Forschung angewandt und damit teilweise gutes Geld verdient. Im Grunde genommen erfolgte dies nicht ganz selten, um ein Stück Natur zu verkaufen – oder sagen wir: der *Vermarktung* zuzuführen. Zwischen diesen Extremen, den *Reinen* und den *Angewandten*, steht die große Gruppe derer, welche relativ neutral konsumieren und die Natur lieben und bewundern. Dies sind nicht die Schlechtesten unter den Naturwissenschaftlern.

Tun wir nicht Unrecht, wenn wir – auch indirekt, nämlich durch Lieben und Bewundern, also durch Gewährenlassen – weiterhin Natur vermarkten, verkaufen oder verschenken, bzw. wenn wir dulden, daß andre es tun? Vergeben wir uns etwas, wenn wir aus dem Elfenbeinturm heraustreten und den Fechtboden des Tagesgeschehens betreten? Schließlich: kann ein bisher *neutraler Konsument* weiterhin noch ruhig zusehen, wie die Erde und der Naturhaushalt ruiniert werden? Nachdem ich alle vorhin genannten drei Gruppen von Naturwissenschaftlern angesprochen habe, möchte ich es ganz deutlich aussprechen: Liebe Kollegen, unser schönstes – ich darf es in Anführungszeichen sagen –

«Spielzeug» ist in größter Gefahr! Wenn wir so weitermachen wie bisher und uns um diese Gefahr für die gesamte Menschheit nicht kümmern, d. h. wenn wir weiterhin nicht in der Lage sind, uns für unsere große Liebe, für unsere Leidenschaft, persönlich einzusetzen und auch Opfer zu bringen, wenn wir weiter im Elfenbeinturm in Selbstbefriedigung dahindämmern, dann stimmt einiges nicht mehr in unserer Wertordnung. Es waren Naturwissenschaftler, welche ein Weltbild umgeworfen und ein neues an seine Stelle gesetzt haben. Wir bewundern diese Vorkämpfer und feiern sie. Nutzen haben wir von den geistigen Leistungen unserer wissenschaftlichen Vorfahren genügend davongetragen. Sind wir Nutznießer aber auch bereit, selbst etwas zur Verteidigung und zum Schutz unseres höchsten Gutes beizutragen? Sollen wir uns weiterhin von Menschen, welche meist wohl weniger von den Zusammenhängen in der Natur verstehen, vorschreiben lassen, wie die Menschheit die Erde ruinieren darf? Können wir dulden, daß durch Raubbau unsere Naturgüter und damit die Zukunft der Menschheit ernsthaft gefährdet wird?

Naturschutz und Landschaftspflege sichern zusammen mit einer ökologisch ausgerichteten Landesplanung unsere Zukunft, sofern wir uns dafür engagieren. Meines Erachtens kann unsere Antwort auf die genannten Herausforderungen in der Aufforderung bestehen: *Naturwissenschaftler und Naturfreunde, wehren Sie sich und setzen auch Sie sich aktiv für die Erhaltung einer naturnahen Umwelt ein! Verbreiten Sie die Grundsätze sinnvoller und naturgemäßer Lebensweise unter allen Menschen!*

Leser-Forum

Zu dem Aufsatz «Ein württembergischer Herzog als Komponist» von ERNST HÄUSSINGER macht unser Leser G. NEBINGER (*Neuburg a. d. Donau*) einige Anmerkungen, die weniger das Thema dieses Aufsatzes betreffen, sondern eher einige vor allem genealogische Zusammenhänge präzisieren: Zu Seite 277: HERZOG EBERHARD III. lebte 1614–1674. Die von HÄUSSINGER angegebenen Jahreszahlen gehören zu dessen Enkel EBERHARD LUDWIG (1676 – nicht 1677! – bis 1733). Dessen Sohn war der komponierende ERBPRINZ FRIEDRICH LUDWIG (1698–1731). – Der Weiltinger HERZOG FRIEDRICH FERDINAND (nicht nur FRIEDRICH) lebte 1654–1705. Da er 1689 heiratete, ist das Jahr seiner Arien zum Hochzeitsballett bestimmbar. – Der Ausdruck «einer weiteren Seitenlinie» gleich nach Nennung des Weiltingers könnte falsche Vorstellungen erwecken: GRAF EBERHARD ist ein Nachkomme

HERZOG WILHELMS (eines Bruders des KÖNIGS FRIEDRICH) aus der – später «Urach» benannten – nicht ebenbürtigen Linie. – Das Besitztum Oels etc. erwarb nicht «die Weiltinger Linie», sondern HERZOG SYLVIUS NIMROD (1622–1644), älterer Bruder des zu Weiltingen residierenden HERZOGS MANFRED. – HERZOG FRIEDRICH EUGEN (1732–1797) war regierender Herzog in Stuttgart von 1795 bis 1797. Was HÄUSSINGER weiter von ihm berichtet, betrifft nicht ihn, sondern seinen Sohn HERZOG EUGEN (1758–1822), einen jüngeren Bruder KÖNIG FRIEDRICHS (der übrigens nur als Herzog der zweite seines Namens gewesen ist – Seite 281, Anm. 2). – C. M. VON WEBER war nicht bei FÜRST LUDWIG, sondern bei HERZOG LUDWIG Privatsekretär. – Seite 280: Statt ERBPRINZ EUGEN müßte es wohl HERZOG EUGEN (1788–1857) heißen.

Buchbesprechungen

HEINZ BÜHLER: **Das beamtete Bürgertum in Göppingen und sein soziales Verhalten 1815–1848.** Göppingen: Stadtarchiv 1976. XI, 215 S. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Bd. 12.)

Bei der hier anzuzeigenden, von KARL ERICH BORN angelegten und geförderten Dissertation handelt es sich um eine sozialhistorische Arbeit, die *soziale Strukturen und soziale Verhaltensweisen untersucht, welche die Beamtenschaft einer bedeutenden Oberamtsstadt im Königreich Württemberg zwischen 1815 und 1848 kennzeichnen*. Sie versteht sich als Baustein für eine spätere zusammenfassende Arbeit über die Beamtenschaft des ganzen Königreichs Württemberg und soll daher einen Anstoß für weitere räumlich begrenzte Untersuchungen geben, die der Verfasser bereits thematisch vorzeichnet (S. 163 f.). In minutiöser Kleinarbeit und mit hervorragender Aktenkenntnis wird der gesellschaftliche und – soweit möglich – auch der private Lebensbereich der Göppinger Beamtenschaft jener Zeit nachgezeichnet. Der Verfasser kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die württembergischen Beamten in Göppingen *trotz mancher Züge sozialer Exklusivität in ihrer Spitze keinen eigenen Stand bildeten*. Diese Beamtenschaft sei wie schon seit Jahrhunderten *der vielleicht einflußreichste, jedenfalls aber ein führender Teil des württembergischen Bürgertums* gewesen (S. 155). Dabei wird besonders hervorgehoben, daß sich auch die höhere Beamtenschaft nicht gegenüber der gewerbetreibenden Bürgerschaft abgeschlossen habe. Einen wichtigen Platz in der Untersuchung nimmt der Stellenwert des Statussymbols Bildung als Voraussetzung für die Laufbahn eines mittleren und höheren Beamten ein. Besonders hier erhält die Arbeit aktuelle Bezüge zu Problemen der Gegenwart; sie zu verfolgen, überläßt der Verfasser freilich allein dem Leser. Bedauerlich ist, daß sich der Herausgeber der Schriftenreihe nicht entschließen konnte, die Anmerkungen bei den zugehörigen Textseiten abzdrukken; so wird die Lesbarkeit dieser verdienstvollen Untersuchung unnötig erschwert.

Karl Konrad Finke

Stuttgart – damals und heute

WILHELM KOHLHAAS: **Stuttgart – ehemals, gestern und heute.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1976. 120 Seiten. Zahlreiche, zum Teil ganzseitige Abbildungen. DM 45,-. Ein informationsreicher und an-, wenn nicht gar aufregender Rundgang durch den Stuttgarter Stadtkern. WILHELM KOHLHAAS führt den Leser und Betrachter von Punkt zu Punkt; jedesmal zeigt er ihm das *ehemals* (also das Bild vor der Zerstörung), das *gestern* (also den Zustand vor dem Wiederaufbau) und schließlich das, was sich *heute* darbietet als Ergebnis des Wiederaufbaus. Dem Dreier-Rhythmus der Bilder entspricht der Text mit fast elegischen Erinnerungen an das Vergangene und Verlorene, mit bewegenden Schilderungen des Untergangs und mit gelegentlich bitter-kritischer Würdigung dessen, was man

(sich) in Stuttgart seit Kriegsende geleistet hat. Dies ist allerdings weithin zwischen den Zeilen, in Randbemerkungen und in vielschichtigen Satzkonstruktionen so verschlüsselt, daß man den Autor schon sehr gut kennen muß, um zu spüren, welches Unbehagen ihn befällt angesichts vertaner Chancen und – im wahrsten Sinne des Wortes – verbauter Stadtlandschaft. Man muß den von WILHELM KOHLHAAS vorgezeichneten Rundgang mehrfach nachvollziehen, um ganz auszuschöpfen, was hier an Beobachtungen, Einsichten, Anregungen und Denkanstößen gegeben wird. (Dem Nicht-Stuttgarter und wohl auch dem jüngeren Bürger der Landeshauptstadt wären dabei herausklappbare Stadtpläne von einst und heute hilfreicher als das jetzt dargebotene Foto-Panorama zwischen Rotebühl-Kaserne und Hauptbahnhof.)

Eine freundlich-unproblematische und elegant-amüsante Ergänzung zu dem vorstehend angezeigten Werk bietet RICHARD MEINEL: **Stuttgart in alten Ansichtskarten.** Flechsig Verlag Frankfurt am Main 1976. 128 Seiten, 118 Reproduktionen alter Postkarten in Originalgröße, davon 10 farbig. Leinen, DM 19,80.

Diese Sammlung greift weiter aus und bezieht die Außenbezirke und einige Orte der Umgebung mit ein. Außer Zustandsschilderungen von Straßen, Plätzen, Gebäuden usw. bieten diese Postkarten-Reproduktionen zahlreiche kulturgeschichtliche Hinweise, und zwar sowohl mit dem, was sie darstellen (Verkehrsmittel, Schlauchartillerie, Mode u. dgl. m.), als auch durch die Art, wie sich im Laufe der Jahrzehnte die Gestaltung der Postkarten gewandelt hat. Eine Karte mit dem Titel *Stuttgarter Straßenbahner Streik* von 1902 zeigt das ja auch heute nicht ganz unvertraute Bild tätlicher Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und Polizei. Aber es scheint damals nicht so schlimm gewesen zu sein, der Absender dieser Karte schreibt *war sehr fidel, jetzt wieder Ruhe*.

Ebenfalls in den Zusammenhang der Stuttgarter Erinnerungen gehört ein Buch, das solches nicht unbedingt vermuten läßt:

OSCAR HEILER: **Sind Sie ein Schwabe, Herr Häberle?** Bleicher Verlag Gerlingen bei Stuttgart 1976. 150 Seiten. Mit einer Schallplatte. Leinen DM 14,80.

Der Verfasser gehört zu denen, die im Unterhaltungsbetrieb ein mit einigem Schmuddelig-Derben und viel *Häusle – Mädle – Wasele – a Viertel – sodele – jetzette* garniertes Allerweltsschwäbisch produziert und in die nichtschwäbischen deutschen Lande exportiert haben – *dialektmäßig so abgeschwächt, daß man uns auch in Holstein oder im Ruhrgebiet verstehen konnte*. Deshalb vermutet man unter dem hier angekündigten Buch (mit dem Untertitel *Oscar Heiler schwätzt und lacht über sich und d'Leut*) kaum, was man hier aber – neben und zwischen all den hinlängst bekannten *Späßle* und vielen Kalauern – dennoch finden kann: Erinnerungen an das Stuttgart in der ersten Hälfte dieses Jahr-

hunderts, zum Beispiel das Schloßstraßenviertel vor dem ersten Weltkrieg. Vor allem natürlich: Theater; und hier wieder besonders das Boulevardtheater und die Kleinkunstbühne – Erinnerungen an das Theater in der Kleinen Königstraße oder an das Excelsior, an Schauspieler und Theaterdirektoren, auch an Wirtschaften, das versteht sich von selbst. Die Zeit zwischen den Kriegen, das Ende, der Wiederbeginn – aber, wie gesagt: man muß es herausfinden zwischen dem Übrigen. (Und davon gibt's allerdings nicht wenig, von diesem Übrigen!)

Willy Leygraf

Gabriel Bucelin, der Weingartner Polyhistor

THOMAS J. STUMP: **Mit Stift und Zirkel.** GABRIEL BUCELINUS (1599–1681) als Zeichner und Kartograph, Architekt und Kunstfreund. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1976. 140 Seiten mit 68 (davon 9 farbigen) Abbildungen. (Bodensee-Bibliothek Band 26). DM 32,-.

Wenn ein Lebenswerk einmal seine Erfüllung finden soll, muß das nicht in dickleibigen Wälzern geschehen. Der so überaus liebenswürdige Weingartner PATER THOMAS STUMP hat sich ein Leben lang mit dem gleichsam von ihm entdeckten PATER GABRIEL BUCELIN beschäftigt, wo er immer Zeit dazu fand. Das Ergebnis davon ist dieses liebevoll geschriebene, ja «gemalte» Buch, denn was STUMP über BUCELIN sagt, er habe mit Stift und Zirkel gearbeitet, das gilt ebenso für ihn.

BUCELIN ist für viele Historiker eine Fundgrube, hat er doch historische Ereignisse, vor allem aber Familienstammbäume, getreulich festgehalten. Eine historische Wahrheit im heutigen Sinn kannte seine Zeit und kannte daher er auch nicht. So mischte der durchaus seiner Barockzeit verhaftete gebürtige Diessenhofener Tatsache und Spekulation, seltsam verweben sich mystische und reale Dinge; alles wird bei ihm noch überwölbt durch seine religiöse Ausformung, während im zeitgeschichtlichen Hintergrund der Dreißigjährige Krieg steht. BUCELIN war ein Reisender, wie er im Buche steht, aber manche der Reisen geschahen unfreiwillig, nämlich durch Fluchtbewegungen, und die Ziele dieser Reisen (oder besser gesagt Veränderungen) weisen nach Venedig und Wien ebenso wie nach Frankreich.

BUCELIN hat darüber getreulich Buch geführt (die Handschriften verwahrt heute größtenteils die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart). So sind die Tagebücher für STUMP Steinbrüche, aus denen er die bunte Lebensbahn BUCELINS rekonstruiert (und es wäre zu wünschen, daß daraufhin die lateinischen Tagebücher einmal in einer kommentierten deutschen Ausgabe ungekürzt das Licht der Öffentlichkeit erblickten). Was aber BUCELIN so interessant macht, das sind seine Ansichten und Karten, die er als Laie zu Papier brachte, unschätzbare Dokumente hauptsächlich für Klöster in ihrem Zustand vor der Barokkisierung. Da und dort hat STUMP manches daraus veröffentlicht; jetzt sind erstmals große Partien in dem ausgezeichnet illustrierten Buch wirklich zusammengefaßt. Freilich: die vielen Schwarzweiß-Abbildungen – anders

war es nicht zu machen – wiegen das farbige Kolorit nicht auf. Man kann die Farbtafeln daraufhin als Vergleichsmaterial zu Rate ziehen.

BUCELIN jedoch erschlossen zu haben als Polyhistor, als einen, der viele Wissenschaften umfaßte, das ist STUMP hervorragend gelungen. Was man sich als Frucht dieses Buches wünschen mag: es sollte zur weiteren Beschäftigung mit diesem Mann anregen, auch wenn viele Quellen heute verschüttet sind.

Wolfgang Irtenkauf

Neue Kreisbeschreibungen

Heimat und Arbeit: Der Kreis Ravensburg. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1976. 646 Seiten mit 202 teils farbigen Tafeln, Kartenskizzen und Schaubildern. Leinen DM 39,-.

Vor fünfzehn Jahren ist in der Reihe «Heimat und Arbeit» ein Buch über den Kreis Ravensburg erschienen, ein Jahr später eines über den Kreis Wangen. Jetzt legt der Konrad Theiss Verlag in derselben Reihe ein neues Werk vor – über den neuen, seit dem 1. Januar 1973 bestehenden Kreis Ravensburg. Es ist wesentlich umfangreicher als seine beiden Vorgänger, aber auch um einiges gewichtiger. Schon das Inhaltsverzeichnis macht deutlich: Aus dem heimatkundlichen Lesebuch von einst ist ein wissenschaftlich fundiertes Handbuch geworden, wobei Wissenschaftlichkeit und Sachlichkeit der Lesbarkeit keinen Abbruch tun. Bemerkenswert ist zunächst die Systematik des Aufbaus: Zu Beginn ein detaillierter Abriss über Geographie und Geologie des oberschwäbischen Raumes (RÜDIGER GERMAN) – ein Thema übrigens, das in dem früheren Ravensburg-Band gänzlich gefehlt hat. Erörterungen über Natur- und Landschaftsschutz an ausgewählten Beispielen (HELMUT SCHÖNNAMSCRUBER) runden das Kapitel «Landschaft und Natur» ab. Darauf aufbauend folgen im zweiten Kapitel «Geschichte und Kultur» Abschnitte über Vor- und Frühgeschichte (SIEGWALT SCHIEK), über die Geschichte der größeren Städte und der Territorien (PETER EITEL, KARL-FRIEDRICH EISELE), über Wirtschafts- und Kunstgeschichte (DIETER KUNZ, HUBERT KRINS), schließlich Bemerkungen zum kulturellen Leben der Gegenwart (WALTER MÜNCH) und volkskundliche Skizzen (KARLHEINZ SCHAAF). Eine Topographie der historischen Sehenswürdigkeiten – worunter nicht nur berühmte Meisterwerke, sondern ebenso charakteristische Zeugnisse ländlicher Alltagskultur und Arbeit verstanden werden – machen aus dem Band auch einen brauchbaren Kunstführer.

Wieder ein eigenes Kapitel ist der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung des Kreises Ravensburg gewidmet. Hier wird – in einzelnen Abschnitten über Verwaltungsreform, Bevölkerungsentwicklung, Veränderungen der Erwerbsstruktur, Sozial- und Bildungseinrichtungen – reichhaltiges statistisches Material verarbeitet, hier werden Trends deutlich gemacht und vorsichtig Prognosen gestellt. Dem schließt sich ein Kapitel an, in dem eine Reihe von Bürgermeistern ihre Stadt beschreiben, kommunalpolitische Entwicklungen aufzeigen und Ge-

wichtungen verteilen. Zusammenfassende Artikel über die vier Pfeiler der Wirtschaft im Kreis (Industrie, Landwirtschaft, Waldwirtschaft, Fremdenverkehr) vervollständigen das Werk und unterstreichen noch einmal seinen Charakter als Handbuch.

Hilfreich und nützlich wäre es allerdings, wenn man auch das Register entsprechend detailliert ausgearbeitet hätte: Wer (um nur zwei stellvertretende Beispiele zu nennen) nicht weiß, zu welcher Gemeinde Rötsee gehört, muß auf gut Glück in dem Buch herumblättern oder eine Karte zu Hilfe nehmen; wer sich über die Teilorte von Eisenharz informieren will, der wird gänzlich im Stich gelassen. Naturforscher werden dagegen eher zu ausführlich bedient: Vom Abendpfaueauge bis zur Zyperngras-Segge ist alles registriert, was da kreucht und fleucht im Kreis Ravensburg.

Aber diese Mängel sind unwesentlich, sie fallen gegenüber den Vorzügen des Werks nicht ins Gewicht: Es entspricht den Anforderungen derer, die sich über den Kreis Ravensburg informieren wollen, weil sie in dieser Landschaft leben, sie als ihre Heimat begreifen und sich mit ihr auseinandersetzen.

Eberhard Rothermel

Pforzheim und der Enzkreis. Redaktion: WERNER BURCKHART, HERMANN WAHL und HANS SCHLEUNING. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1976. 401 Seiten mit vielen, teilweise farbigen Abbildungen.

Am neugeschaffenen Enzkreis zeigt sich deutlich die Verklammerung der alten badischen und württembergischen Landesteile. Mit dem Mittelpunkt Pforzheim greift er bis nach Sternenfels und Heimsheim in «unseren» Bereich hinein, wobei der Interessent sich zuerst einmal mit einigen neuen Ortsnamen herumschlagen muß, weshalb das eingehende Studium der vorne eingefügten Karte Voraussetzung für eine sinnvolle Lektüre ist. Straubenhardt und Keltern müssen sich unserem Bewußtsein einprägen; auch das Neulingen, das z. B. das weithin bekannte Bauschlott ersetzt, wird sich erst langsam einbürgern. Um so wichtiger, einem so komplexen Bereich in Form dieses Buches ein Nachschlagewerk an die Hand zu geben, das beinahe über alles und jedes informiert. Denn das muß man dem Unternehmen der Kreisbeschreibungen des Theiss-Verlages lassen: sie führen schnell, gut und umfassend in die Probleme ein. Umfassend auch in des Wortes wahrer Bedeutung: der Umfang wird immer größer, die Drucktype dafür kleiner. Gerade dieser Band scheint an einem Endpunkt hinsichtlich des Umfangs angekommen zu sein, denn «dicker» darf er nicht mehr werden. Eine neue Bereicherung der Kenntnisse bietet auch der lexikalisch aufgegliederte Teil der Kunstdenkmäler, der vielen Kunstfreunden trotz der problematischen Äußerungen über Tiefenbronn anempfohlen sei.

Wolfgang Irtenkauf

Zum Stauferjahr

HANSMARTIN SCHWARZMAIER: **Die Heimat der Stauer.** Bilder und Dokumente aus 800 Jahren staufischer Geschichte in Südwestdeutschland. Sigmaringen: Thorbecke-Verlag 1976. 148 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. DM 32,-.

Daß das Stauferjahr 1977 schon im vorausgehenden Herbst mit Publikationen einsetzen würde, war zu erwarten. Der Verleger, der als erster auf dem Markte erscheint, wird – gleichgültig, wie das Buch aussieht – die Lüste des Lesers wecken und befriedigen. Es ist ein Glücksfall, daß der Thorbecke-Verlag die Idee hatte, diesen Run mit dem ausgezeichneten Historiker HANSMARTIN SCHWARZMAIER zu beginnen, denn so wurde gleich zu Anfang für eine würdige, gute, der Sache adäquate Veröffentlichung gesorgt.

Ein genereller Einwand muß angebracht werden: Das Stauferjahr wird eine Fülle von Arbeiten zur Folge haben, die nicht nur aus Wiederholungen von Bekannten bestehen können. Allein schon die große Ausstellung wird mit ihren Präsentationen und Erklärungen manches Neue bringen. Diesen Stand kann ein Buch, das im voraus erscheint, nicht spiegeln. Auch SCHWARZMAIER konnte nicht mehr das wiedergeben, was inzwischen doch weit verlässlicher als früher durch HEINZ BÜHLER zusammengefaßt wurde: die familiäre Herkunft der Stauer. Gerade sie wäre als erstes Resümee in einem Buch, das der Heimat der Stauer verpflichtet ist, willkommen gewesen. Doch dieser einzelne Einwand, der vielleicht in den nächsten Monaten auch noch an anderen Stellen anzubringen sein wird, schmälert nicht die Tatsache, daß jetzt ein Buch vorliegt, das uns den Stand des Wissens von 1975/76 vermittelt. Schade, daß manche Schwarzweiß-Bilder in dem umfassenden Bildteil so schwarzweiß geworden sind, wie das der Offsetdruck bedingt.

Wolfgang Irtenkauf.

Aus dem Allgäu

KORNELIUS RIEDMILLER: **Kleine Kostbarkeiten im Allgäu.** Verlag für Heimatpflege Kempten 1976, 120 Seiten.

Die reizende Aufmachung wird dem Gegenstand gerecht: Vierundzwanzig ländliche Kapellen, beschrieben von KORNELIUS RIEDMILLER und von ADOLF KUNST in anmutigen Miniaturen vorgestellt. Da sind die Sebastian- und Rochuskapellen, die besonders nach der Pestzeit des 30jährigen Krieges gebaut wurden, und die vielen Marienkapellen, die hauptsächlich während der Türkenzeit Ende des 17. Jahrhunderts entstanden. Einleitend gibt Kornelius Riedmiller Hinweise auf das Entstehen des Namens und der Sache Kapelle und auf deren Bedeutung im Zusammenhang der Volksfrömmigkeit. Die in diesen Kapellen anzutreffenden bäuerlichen Schnitzereien und Votivmalereien sind beachtenswerte Zeugnisse alter Volkskunst.

WILLI WECHS: **Dritthalbhundert grobg'nähte Volks-Weisheiten aus dem obersten Allgäu von Noah bis dato.** Mit Zeichnungen von Franz Blab. Verlag für Heimatpflege Kempten 1975, 132 Seiten.

Der bunte Einband läßt fast ein Märchenbuch vermuten, aber der lange Titel klärt dann auf: Es handelt sich um Volksweisheiten. In der Einführung sagt der Verfasser, er habe viele davon selbst erdichtet, aber viele hätten ihren Ursprung im tiefen Mittelalter. Alle aber sind in der alten Oberallgäuer Sprache aufgeschrieben (Stand etwa 1910); sie sollen gewissermaßen eine Sprache konservieren, die ihrem Ende entgegengeht. Zum anderen meint der Verfasser, man könne in keiner anderen Ausdrucksform die Allgäuer Mentalität besser zur Geltung bringen. Manches allerdings wirkt so, als habe man nur einer mehr oder weniger klugen Allerweltsweisheit aus dem Schriftdeutschen den Lautstand der Oberallgäuer Sprache übergestülpt. Für den Nichtallgäuer sind die Sprüche auch ins Schriftdeutsche übersetzt.

LUDWIG SCHELLER: **Pferdehändler aus dem Allgäu – von der Nordsee bis zum Mittelmeer.** Bilder zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte des westlichen Allgäus. Verlag für Heimatpflege Kempten 1976, 72 Seiten. (Allgäuer Heimatbücher, 77. Band.)

Im Mittelpunkt dieses Beitrags zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Allgäus stehen die Lindenberger Pferdehändler. Eine Reihe von Familien war an diesem Handel beteiligt; Generation für Generation reisten die Lindenberger durch Europa – oft unter recht ungünstigen Bedingungen und nicht immer ohne Gefahr. Aber sie konnten ihren Ruf und Rang ausbauen und vermehren; sogar Filialen wurden im Ausland errichtet. Erst mit dem Ende des ersten Weltkriegs endete auch die Zeit des Lindenberger Pferdehandels.

KRESZENTIA ZELLER: **So war's einmal im Allgäu.** Flachs- bau, Sitte und Brauchtum auf dem Bauernhof vor 1900. Verlag für Heimatpflege Kempten 1976, 87 Seiten. (Allgäuer Heimatbücher, 78. Band.)

Eine alte Allgäuer Bäuerin beschreibt – meist aus eigener Erinnerung – Hunderte von Einzelheiten aus der Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Allgäus. Sie erzählt von der Zeit, als die Blüten des Flachses den Namen *blaues Allgäu* prägten, bis hin zu der Zeit des *grünen Allgäus*, das von Grünland- und Milchwirtschaft bestimmt wird. Angesichts der Vielfalt der behandelten Gegenstände und bei der Ferne, in die manches für den heutigen Leser entrückt ist, sind Inhaltsangabe und Wörterverzeichnis dem Leser zum besseren Verständnis sehr dienlich.

Maria Heitland

CARL-HANS HAUPTMEYER: **Verfassung und Herrschaft in Isny.** Untersuchungen zur reichsstädtischen Rechts-, Verfassungs- und Sozialgeschichte, vornehmlich in der Frühen Neuzeit. Göppingen: Kümmerle 1976. VIII, 424 S. (Göppinger Akademische Beiträge. 97.)

Die Literatur zu Problemen der deutschen Reichsstädte ist unübersehbar. Gerade die Individualität einer jeden Stadt macht es jedoch schwierig, sie mit anderen Gemeinwesen zu vergleichen. So muß jede Stadtgeschichte, ohne daß aus der Literatur in größerem Umfang Parallelen verwertet werden können, immer wieder von neuem aus den Quellen heraus geschrieben werden. Das gilt auch für die

Stadt Isny, die von 1365 bis 1802 Reichsstadt gewesen ist. Der Verfasser hat in seiner Dissertation aus der Schule von JOACHIM LEUSCHNER (Technische Universität Hannover) keine Mühe gescheut, die für seine Arbeit relevanten Archivalien im Stadtarchiv Isny so vollständig wie möglich zu sichten. Als bedeutendste Quelle wurden die Ratsprotokolle der Reichsstadt herangezogen, die aus der Zeit von 1593 bis zum Ende der Reichsfreiheit in 34 Folianten nahezu vollständig vorhanden sind und vom Verfasser, wie er beschreibt, in Ermangelung einer brauchbaren Erschließung Blatt für Blatt durchgesehen wurden.

Der in dieser Arbeit angestrebte Versuch, durch die Gegenüberstellung von Verfassungsrecht und Verfassungswirklichkeit in Verbindung mit der Benutzung wirtschafts-, besonders aber sozialhistorischer Quellen die Herrschaftsstruktur einer ehemaligen, zumal einer kleineren «Durchschnittsreichsstadt» zu ergründen, fehlte bisher für die Zeit vom beginnenden 16. Jahrhundert bis zum Ende der Reichsunmittelbarkeit, auch wenn viele Einzelprobleme an verschiedensten Beispielen erörtert wurden (S. 9). So erforscht der Verfasser nach einem allgemeinen Überblick über die Geschichte Isnys das Verhältnis von Rat, Gericht und Gemeinde, stellt die Vermögensverhältnisse der Angehörigen dieser drei Entscheidungsorgane dar und vergleicht sie mit der Gesamtbürgerschaft. Im Rahmen einer Untersuchung der Verfassungswirklichkeit stellt er dann die in der Literatur sehr umstrittene Frage, ob die ermittelten Herrschaftspersonen ein Patriziat im Sinne der herkömmlichen Terminologie bildeten, und kommt zu dem Ergebnis, daß zumindest seit etwa 1631 bis 1729 (wahrscheinlich aber schon eher) *eine personell zwangsläufig wechselnde Gruppe von herrenzünftigen Familien als Patriziat im Sinne einer politischen, wenn auch nicht formal-juristischen Sonderstellung die Geschicke der Stadt bestimmte, die dann in den Jahren 1754 bis 1802 überwiegend von oppositionellen Kräften in Gericht und Gemeinde ohne Familientradition abgelöst wurde. Die 1724/29 gelungene Ausschaltung des Patriziats durch ein Honoratiorentum, das in einem viel weniger exklusiven jüngeren Herrschaftskreis locker verbunden war, zeige, daß sich ein durch die Verfassung gewährleistetes autokratisches Stadregiment auch ohne ein Patriziat als städtischer Führungsschicht erhalten konnte (S. 349).*

Der umfangreiche Anhang enthält eine Karte zu den Handelsbeziehungen Isnys im Mittelalter sowie Ämterlisten, Affinitätstafeln bedeutender Isnyer Familien, schließlich ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Namensregister. Man kann den Verfasser zu dieser gründlichen Arbeit nur beglückwünschen.

Karl Konrad Finke

ADOLF LAYER: **Musikgeschichte der Fürstabtei Kempten.** (Allgäuer Heimatbücher, Band 76) Verlag für Heimatpflege Kempten (Allgäu) 1975, 84 Seiten, 21 Abbildungen, Pappband.

Diese gediegene Arbeit des auf Schwaben und das Allgäu spezialisierten Kulturwissenschaftlers wendet sich nicht allein an die Fachkollegen, sondern auch an die wachsende Zahl der an geschichtlichen Entwicklungen und Zusammenhängen interessierten Laien. Der Zeitpunkt ih-

rer Veröffentlichung war außerordentlich günstig, da wenige Monate zuvor, anlässlich der Eröffnung des restaurierten Fürstensaals ein Konzert stattgefunden hatte, in dem Kompositionen des stiftskemptischen Kapellmeisters FRANZ XAVER RICHTER (1709–1789) gespielt wurden. So mancher Hörer mag danach Lust verspürt haben, mehr über die Musik an der Benediktinerabtei zu erfahren.

In den zwölf Kapiteln seines Buches, das mit reichem Bildmaterial versehen ist, schildert ADOLF LAYER in anschaulicher und fesselnder Weise, welche Funktionen die Musik im Leben der Abtei hatte. Er konnte sich auf zahllose Quellen stützen, deren früheste, ein Psalmenbuch, auf die liturgische Praxis des 11. Jahrhunderts weist, und deren letzte, eine archivalische Eintragung vom 11. März 1805, von der endgültigen Auflösung der Hofmusik Kunde gibt. Dazwischen lagen Glanzzeiten und Rückschläge, der Aufschwung nach dem Dreißigjährigen Krieg und der mit der Prachtentfaltung der Gegenreform verbundene Ausbau der Orchester. Einigen der wichtigsten Komponisten, die in Kempten wirkten, schenkt ADOLF LAYER besondere Aufmerksamkeit, so etwa PHILIPP JAKOB BANDREXEL, THOMAS EISENHUET, BENEDIKT BIOCHTELE, FRANZ IGNAZ BIELING und dem schon erwähnten, als «Mannheimer» berühmt gewordenen FRANZ XAVER RICHTER. Er zeichnet auch die Gestalten der bedeutendsten Fürststäbte nach und versäumte es nicht, auf die Arbeitsbedingungen ihrer musizierenden Untertanen einzugehen. Alles in allem ist ein lebendiges Bild einer für die Kultur des Allgäus so segensreichen Fürstabtei entstanden.

Helga Böhmer

Jüdisches Schicksal

MAX KRAKAUER: **Lichter im Dunkel.** Flucht und Rettung eines jüdischen Ehepaares im Dritten Reich. Neu herausgegeben von OTTO MÖRIKE. Quell Verlag Stuttgart 1975. 136 Seiten, Leinenbroschur.

Berufsverbot, mehrfaches Scheitern beim Versuch auszuwandern; dann die Arbeitsverpflichtung: Der frühere Berliner Filmkaufmann muß «Hofarbeit» leisten, seine Frau Kartoffeln schälen. Eines Abends ist die Gestapo in der Wohnung der beiden, sie merken es rechtzeitig und suchen Unterschlupf bei Bekannten – eine Nacht hier, eine dort. Tagsüber angstvolle Suche nach der nächsten Unterkunft, vergebliche Versuche, Papiere zu bekommen, an denen sie nicht gleich als Juden erkannt worden wären. Dann die Flucht aus Berlin in die Provinz, zunächst nach Pommern, schließlich nach Württemberg. Bis zum Einzug der Amerikaner 66 Fluchtherbergen, 34 davon württembergische Pfarrhäuser. Eine erschütternde Chronik von Verfolgung, Angst – und Hilfsbereitschaft. Der schlichte, fast tagebuchartige Bericht über diese Flucht eines jüdischen Ehepaares und über die Hilfe, die den Gehetzten das Überleben ermöglicht hat, macht in einem winzigen Ausschnitt und durch das einfache Schildern der alltäglichen Schwierigkeiten die Unmenschlichkeit der Verfolgungsmaschine erkennbar; aber zugleich wird auch die Brüderlichkeit deutlich, die immer wieder stärker war als die Angst um das eigene Überleben.

Willy Leygraf

Jahrbücher und Sammelwerke

Alemannisches Jahrbuch 1973/75: **Alemannica**, Landeskundliche Beiträge. Verlag Konkordia Bühl/Baden 1976, 646 Seiten.

Diese Ausgabe des Alemannischen Jahrbuches ist BRUNO BOESCH zum 65. Geburtstag gewidmet, dem *Erforscher deutscher Sprache und Literatur und alemannischer sprachlicher Landeskunde, dessen aspektreiches Werk in seiner Materialfülle, seiner Klarheit der Darstellung und seiner Ausgewogenheit des Urteils in kontroversen Fragen Vorbild sein kann* (Vorwort). Das Inhaltsverzeichnis nennt eine umfangreiche Folge von Beiträgen aus den Gebieten von Dialektologie, Namenskunde, Recht und Sprache, Literatur und Geschichte. Die Themen sind abgestimmt auf das Gebiet des Alemannischen. Und wie dieses meist sehr weit gefaßt wird, greifen auch die hier gesammelten Aufsätze weit aus, so z. B. ins Allgäu und nach Karlsruhe; andere wieder behandeln allgemeine Themen (etwa der Rechtsgeschichte) – lediglich ausgehend von alemannisch bestimmten Materialien. Die Bedeutung und Nutzbarkeit dieser Aufsatzsammlung ist also bei weitem nicht auf ihr eigentliches Entstehungs- und Verbreitungsgebiet beschränkt.

Freiburger Diözesan-Archiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer. 96. Band. (Dritte Folge. Achtundzwanzigster Band) 1976. Verlag Herder Freiburg 1976, 394 Seiten.

Neben einer Darstellung der Reformversuche an der Universität Freiburg um 1600 (JÜRGEN BÜCKING) und einer umfangreichen Abhandlung über *Religion als Unterrichtsfach der höheren Schulen in Baden unter Berücksichtigung der Geschichte der religiösen Unterweisung in den Kloster- und Ordensschulen am Oberrhein* (HERMANN GEDEMER) ist ein Aufsatz von ELMAR WEISS besonders beachtenswert: HANS BÖHM, *der Pfeifer von Niklashausen – der große fränkische Sozialrevolutionär des ausgehenden Mittelalters*. Eingehend schildert der Verfasser die kirchliche, politische und soziale Situation des Taubergrundes in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Er stellt die geistige und materielle Not dieser Zeit dar und macht damit die Umwälzungen und Umbrüche erkennbar, die das ausgehende 15. Jahrhundert und die Zeit vor der Reformation kennzeichnen. Maria Heitland

Sindelfinger Jahrbuch 1975. Band 17. Herausgegeben von der Stadt Sindelfingen. Sindelfingen 1976. 337 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Dieses Jahrbuch enthält wiederum den Jahresbericht der Stadtverwaltung und die Jahreschronik. Ausführlich wird der *Verfassungsstreit um die Selbständigkeit der Stadt* (und gegen eine Zusammenlegung mit Böblingen) geschildert. Die Dokumentation der *7. Woche der Universität* bringt Referate zur Bildungspolitik. Unter der Rubrik *Aus der Vergangenheit* der Stadt finden sich zwei Aufsätze über Fachwerkprobleme: *Mittelalterliche Fachwerkhäuser in Sindelfingen* (von EUGEN SCHEMPP) und *Jahrringanalysen von Sindelfinger Fachwerkhölzern* (von BERND BECKER). Für Archivare

und Historiker ist der Bericht von HERMANN EHMER über den 35. *Südwestdeutschen Archivtag* interessant, der sich vor allem mit der Bedeutung der elektronischen Datenverarbeitung (EDV) für das Archivwesen beschäftigt.

AKERMANN, MANFRED (Herausgeber): **75 Jahre Heimat- und Altertumsverein Heidenheim e. V. 1901–1976**. Herausgegeben im Auftrag des Heimat- und Altertumsvereins e. V. Heidenheim 1976. 274 Seiten, zahlreiche Abb., broschiert.

Der Heimat- und Altertumsverein Heidenheim feiert sein 75jähriges Bestehen mit einer Festschrift, die es in sich hat: auf 273 engbedruckten Seiten 17 Aufsätze. Daß Geologie, Vor- und Frühgeschichte breiten Raum einnehmen, versteht sich zwischen dem Steinheimer Becken und den reichhaltigen Sammlungen des Museums auf Schloß Hellenstein von selbst: Vier Aufsätze beschäftigen sich mit dem Steinheimer Becken als Denkmal aus der Erd- und Lebensgeschichte (KARL DIETRICH ADAM), als Meteorkrater (PAUL GROSCHOFF und WINFRIED REIFF), als Gegenstand palaeontologischer Erforschung (ELMAR P. J. HEIZMANN) und als Objekt der Erdwissenschaften (WOLFRERST REIF). JÖRG BIEL berichtet von hallstattzeitlichen, DIETER PLANCK von frühalemannischen Funden im Heidenheimer Raum. Eine ausführliche Geschichte der Herrschaft Heidenheim (KARL-HEINZ BÜHLER) leitet über zu einer Reihe von Einzelthemen aus der Geschichte, die mit Schäferlauf und Kinderfest bis an die Gegenwart heranzuführen. Die Chronik des Vereins (WOLFGANG WALZ) ist zugleich eine Chronik des Museums und macht erkennbar, was privates Forscher- und Sammlerinteresse, Heimat- und Bürgersinn sowie großzügiges Mäzenatentum miteinander vermögen.

Willy Leygraf

Mundart und Volkskunde

SEBASTIAN SAILERS **Schriften im schwäbischen Dialekte**. Gesammelt und mit einer Vorrede versehen von SIXT BACHMANN. Faksimile-Ausgabe der Erstauflage von 1819. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1976. DM 29,80.

Rechtzeitig zum zweihundertsten Todestag von SEBASTIAN SAILER am 7. März gibt FRANZ GEORG BRUSTGI diesen Faksimile-Druck der Erstauflage von SEBASTIAN SAILERS **Schriften im schwäbischen Dialekte** heraus. Damit ist – nach der längst vergriffenen OWLGLASS-Ausgabe der *biblischen und weltlichen Komödien* und nach mancherlei Einzelausgaben, die meist nur die *Schöpfung* enthielten – wieder eine fast vollständige Textsammlung der schwäbischen **Schriften SAILERS** im Handel erhältlich. Denn bei BACHMANN ist ja alles – bis auf die wenig ergiebige *Kantate auf die Aderlässe* vorhanden.

Über SEBASTIAN SAILER und seine schwäbischen **Schriften** an dieser Stelle etwas zu sagen, hieße Ruten nach Ravensburg tragen. Zweifellos erfreulich ist, daß nun neben der allbekannten *Schöpfung* auch die anderen schwäbischen Texte SAILERS einem breiten Publikum wieder zugänglich sind, in den eigenen Bücherschrank gestellt und jederzeit zur Hand genommen werden können. Was bei der derzei-

tigen modischen Dialekt-Welle von recht nützlichem Einfluß auf Geschmack und Maßstäbe sein dürfte.

FRANZ GEORG BRUSTGI hat die BACHMANN'sche *Erklärung der weniger verständlichen schwäbischen Wörter* durch einen klug ausgewählten, nicht allzu umfangreichen Anhang ergänzt. Er macht damit deutlich, wie sehr sich Mundart in wenigen Generationen verändert. Ja, er ist darin, wenn er z. B. *Gschpäni* mit *Genossin, Freundin* übersetzt, um ein Erstaunliches jünger und heutiger als SEBASTIAN BLAU, der dafür in seinen Worterklärungen zur *Schöpfung* 1956 noch die Übertragung *Gespons* wählte. Auch BACHMANN'S Vorrede wird von BRUSTGI auf wenigen zusätzlichen Seiten behutsam ergänzt. Im wesentlichen weicht er dabei nicht von dem Bilde SAILERS ab, wie es von BACHMANN und nach ihm von HASSLER, OWLGLASS und BLAU gezeichnet worden ist. Literaturhinweise nennen auch Neuere zu SAILER, bis etwa zur Mitte unseres Jahrhunderts. Auch wenn man BRUSTGI'S Rechtfertigung für diese Neuherausgabe nicht nachvollziehen kann (sie stelle der gegenwärtigen *Tendenz der Zersetzung, Vermischung und Verflechtung* die Besinnung auf *alles historisch Gewordene, Echte und Wurzelhafte* entgegen, meint er): dieser Faksimile-Nachdruck von SEBASTIAN SAILERS *Schriften im schwäbischen Dialekte* kann nicht nachdrücklich genug begrüßt und zur Anschaffung empfohlen werden.

Friedrich A. Schiler

ARNO RUOFF, **Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache**. Einführung in die Reihe **IDIOMATICA** mit einem Katalog der ausgewerteten Tonbandaufnahmen.

IDIOMATICA – Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle «Sprache in Südwestdeutschland». In Verbindung mit HERMANN BAUSINGER, OTMAR WERNER, EBERHARD ZWIRNER herausgegeben von ARNO RUOFF. 1. 1973. Max Niemeyer Verlag Tübingen. 405 S., 1 Karte.

FRITZ EISENMANN, **Die Satzkonjunktionen in gesprochener Sprache**. Vorkommen und Funktion untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayerisch-Schwaben und Vorarlberg.

IDIOMATICA – Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle usw. 2. 1973. Max Niemeyer Verlag Tübingen. 417 S. mit zahlreichen graphischen Darstellungen und Tabellen. MONIKA KIRCHMEIER, **Entlehnung und Lehnwortgebrauch** untersucht am französischen Einfluß auf die Sprache im Pays de Montbéliard. **IDIOMATICA** – Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle usw. 3. 1973. Max Niemeyer Verlag Tübingen. 363 S.

DIETRICH FIESS, **Siedlungsmundart – Heimatmundart**. Studien zur Entwicklung der Mundart von Sarata in Bessarabien aus ihren verschiedenen Herkunftsmundarten. **IDIOMATICA** – Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle usw. 4. 1975. Max Niemeyer Verlag Tübingen. 123 S., 3 Karten.

Im Gegensatz zu den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts scheint heute Ruhe eingekehrt zu sein auf dem Felde der Mundartforschung im ehemaligen Württemberger Land. Damals erschienen regelmäßig die Lieferungen des Schwäbischen Wörterbuchs; sie ließen erkennen, daß

dieses kapitale Werk HERMANN FISCHERS, nach seinem Tod von WILHELM PFLEIDERER weitergeführt, im Fortschreiten war, ja daß es schon seinem Ende entgegenging. Damals wirkte neben dem genannten HERMANN FISCHER, später an seiner Stelle KARL BOHNENBERGER in Tübingen; beide veranlaßten eine beträchtliche Anzahl sehr guter Doktorarbeiten mit Untersuchungen zu örtlichen Mundarten. Damals ragte als namhafter Einzelforscher KARL HAAG heraus und gaben in den Lehrerseminaren Männer wie J. K. BRECHENMACHER oder der heute in hohem Alter stehende KARL HÄFNER den Unterricht in Deutsch, und dieser vermittelte natürlich ein gut gemessenes Maß von Unterrichtung in deutscher Sprachgeschichte und über die Landesmundarten. Und damals lebte auch als Popularisator großen Stils ein Mann mit Namen AUGUST LÄMMLE. Und heute? Es wäre völlig falsch zu sagen, die Mundartforschung sei tot. Wer sich umhört, der merkt, daß davon keine Rede sein kann; sogar die Mundartpflege und das Mundartsprechen sind in neuester Zeit wieder zu Ehren gekommen. Nachdem es vor kurzem noch so aussah, als ob das Sprechen der Mundart dem Menschen jede Möglichkeit zur Verwirklichung der Chancengleichheit nähme, stehen wir zur Zeit vor einer Begeisterung für mundartliches Sprechen (und Schreiben! und Drucken!). Diese erklärt, gleichermaßen wie vorher die Ablehnung, aus sozio-psychologischen Überlegungen heraus manchenorts das, was man dabei «Mundart» (vor allem scheint es um Wortschatz und Syntax zu gehen) heißt, im Gegensatz zu der «Elitesprache» zur Norm und pflegt sie in der Schule, um die Kinder vor dem Geist der die «höhere» Sprache sprechenden «Elite» zu bewahren.

So viel zum praktischen Gebrauch der Mundart. Was die wissenschaftliche Forschung angeht, so darf man hierzu-lande übersehen, daß im nahen alemannischen Sprachgebiet von der Universität Freiburg und der Schule Professor FRIEDRICH MAURERS aus all die Jahre her sehr kräftig gearbeitet worden ist und gearbeitet wird. Nur die Tübinger Germanistik hat nach außen hin eine Pause eingelegt. Hinter dem Vorhang allerdings und hinter den etwas abstrakt wirkenden Bemühungen der Linguisten ist einiges geschehen. Vor zwei Jahren ist das ans Licht getreten, und davon muß hier die Rede sein.

Zu Anfang eine kleine persönliche Erinnerung. In einem der letzten Gespräche mit meinem Lehrer KARL BOHNENBERGER faßte ich Mut und fragte ihn, ob er sich vorstellen könne, daß die Tübinger Mundartforschung weiterhin an dem von ihm meisterhaft gehandhabten Verfahren festhalten könne und solle. Der zeitliche Unterschied zu den unter seiner Anleitung entstandenen Untersuchungen sei jetzt doch wohl schon etwas zu groß, als daß man Vergleichsaufnahmen machen könne, und überdies verfüge man jetzt auch über brauchbare technische Mittel für die Aufnahmen. Ja, sagte er – und sein Wort wird mir stets im Gedächtnis bleiben als die bewunderungswürdige Äußerung eines Gelehrten von so hohem Alter und so anerkannter Bedeutung, die weit über die eigene Zeit hinausschauend die Freiheit dieses Mannes zeigte –, selbstverständlich müsse sich das alles ändern. Wenn es leistungsfähige Maschinen für die Aufnahmen gebe, die das bishe-

rige Verfahren der mündlichen Aufnahme überflüssig machen könnten, dann müsse man neue Wege entwickeln. Es wäre ja höchst bedauerlich, wenn seine Schüler nur auf den Gleisen weiterfahren könnten, die er ihnen gezeigt habe. Erst wenn sie auch Neues beginnen könnten, wäre klar, daß sie bei ihm auch etwas gelernt haben. Der neue Weg ist jetzt eingeschlagen. Die hier anzuzeigenden Veröffentlichungen sind das erste greifbare Ergebnis.

Es klingt beinahe nach einem Märchen, wenn man hört, wie die Versuche mit sehr ausgiebigen Tonbandaufnahmen zustande gekommen sind. ARNO RUOFF, der die Tübinger Arbeitsstelle «Sprache in Südwestdeutschland» leitet und die gesamte Verantwortung für die neue Reihe *IDIOMATICA* trägt, beschreibt es u. a. in Band 1. Diese Einführung in die ganze Reihe zeigt sowohl den Ausgangspunkt wie das Ziel der neuen Forschungen. Sie behandelt in Einzelheiten alle Fragen der Technik des Verfahrens, der Auswahl und der Behandlung der Gewährsleute, der Grundsätze der Zubereitung der Aufnahmen von den gesprochenen freien Texten, ihrer Zurichtung für planvolle Auswertung, der von der weiteren Forschung an die Texte zu stellenden Forschungsfragen und des Ziels, der «Sprache in Südwestdeutschland» wissenschaftlich näher zu kommen auf Grund der Untersuchung gesprochener Sprache. Die neue Reihe *IDIOMATICA* hat die Aufgabe, die Forschungsergebnisse zu veröffentlichen, die *auf der sprachwissenschaftlichen und dialektologischen Auswertung von unvorbereiteten, auf Tonband festgehaltenen Gesprächen und ergänzenden Erhebungen beruhen*. Die einzelnen Arbeiten sollen ihren Gegenstand *so erschöpfend wie möglich empirisch-induktiv behandeln, zugleich aber über diese spezielle Aufgabe hinaus zum gemeinsamen Arbeitsziel der Tübinger Arbeitsstelle und dieser Reihe beitragen: aus der Zusammenschau aller Einzeluntersuchungen die Darstellung einer synchronen Grammatik, Syntax und Stilistik der heute gesprochenen Sprache eines bestimmten Gebiets zu ermöglichen*. Es geht RUOFF darum, *an Aufnahmen normaler alltäglicher Gespräche einer sehr großen Zahl normaler, alltäglicher Menschen die Eigenart individuellen Sprechens und die Sprachnormen räumlich oder sozial bestimmter Gruppen aufzuzeigen und darüber eine deskriptive pragmatische Grammatik solcher Idiome zu erstellen*. Damit soll den beinahe unübersehbaren theoretischen Arbeiten über System und Strukturen der Sprachen *erstmalig die systematische Auswertung eines sehr großen Korpus konkreter Sprechakte mit dem Nachweis ihrer räumlichen, sozialen und situativen Bedingtheit und der statistischen Analyse der wechselseitigen Abhängigkeit dieser redebestimmenden Faktoren gegenüber- oder zur Seite gestellt werden*. RUOFF geht von der Überzeugung aus, daß erst die Auswertung planmäßiger Tonbandaufnahmen *die bisherige Dialektologie um die Systematisierung des oft angesprochenen sprachsoziologischen Aspekts bereichern werde*. Sein Untersuchungsmodell berücksichtigt weder nur einen sprachgeographischen, noch nur einen sprachsoziologischen Aspekt, sondern seinem Wesen nach alle faßbaren redebestimmenden Faktoren gleichermaßen und deren Einfluß auf die gesprochene Sprache.

Die Arbeiten beruhen auf mehr als 1300 Aufnahmen in

rund 300 Orten von Baden-Württemberg; 15 Einzeluntersuchungen sind abgeschlossen bzw. stehen in Arbeit; zahlreiche weitere sind geplant und vorbereitet; ein Katalog der Tonbandaufnahmen des Auswertungskorpus stellt auf über 100 Seiten die zu jeder Aufnahme gehörigen Daten über Sprecher und Aufnahmeorte zusammen; zuverlässige Orts-, Personen- und Sachregister sind beigegeben, ebenso eine Karte der Belegorte. Das alles läßt erkennen, daß hier sehr verantwortungsbewußte, ernste Überlegungen am Werk sind und daß eine neue Art von Mundartforschung, wie sie nur auf dem tragfähigen Boden von guten Tonbandaufnahmen möglich ist, begonnen hat. Dieser Mundartforschung stehen endlich in stets wiederholbarer Form zusammenhängende unverfälschte Proben mundartlicher Rede als Untersuchungsstoff zur Verfügung; sie kann damit in die bisher fast nicht betretenen Bezirke des idiomatischen Ausdrucks, der Syntax, des Stils, des Akzents, der Sprechmelodie, des Einflusses der Sprecherpersönlichkeit, des Geschlechts und des Lebensalters der Sprecher auf die Rede eindringen. Wesentlich dürfte bei allem sein, daß es sich nirgends um Gedankengebilde handelt, sondern daß der Beobachter und der Bearbeiter einem Stoff gegenübersteht, der sich ohne weiteres mit dem vergleichen läßt, mit dem es der Naturforscher zu tun hat.

Dies alles berechtigt RUOFF zu der Hoffnung: *Vielleicht kann das pragmatische Modell unserer Untersuchungen außer seinem nächstliegenden Zweck: der Erforschung der heutigen gesprochenen Sprache Südwestdeutschlands, noch einem anderen genügen: methodische Anregungen zu geben, Thesen und Hypothesen über «die Sprache», speziell über Eigenarten und Wesenszüge der gesprochenen Sprache, anhand von Belegen zu überprüfen.* Es berechtigt ihn auch zu dem Wunsch, daß auch die tatsächlich zwischen Menschen gesprochene Sprache wieder als ein legitimes Objekt der Sprachwissenschaft gelte.

Das Buch ist die Frucht großen Fleißes, guter sprachwissenschaftlicher Schulung im weitesten Sinn, nüchtern kritischer Beobachtung, ehrlicher und anständiger sprachwissenschaftlicher Auseinandersetzung, tiefen Eindringens in das individuell Geprägte des menschlichen Lebens und seine seelischen und geistigen Probleme, feinen Verständnisses für alle Fragen des menschlichen Sprechens und der Sprache, selbständigen, einfallsreichen und schöpferischen Denkens und geistiger Reife und Werte. Die Bände 2–4 der *IDIOMATICA* brauchen hier im einzelnen nicht besprochen zu werden. Ihre Aufgaben und Ziele gehen aus den oben angegebenen Titeln einigermaßen klar hervor. Sie sind die praktischen Beispiele zu dem in dem Grundlagenband 1 Dargelegten.

WILHELM KUTTER, **Schwäbisch-alemannische Fasnacht.** 220 S. Kunstdruck. 285 Farbbilder. Sigloch Service Edition, 7118 Künzelsau – Postfach 89. 1976. Nur direkt beim Verlag zu beziehen per Nachn. DM 43,- (incl. Porto, Verpackung und MSt.).

Für den eingefleischten «Altwürttemberger» mag es immer noch etwas Befremdendes haben, wenn umfangreiche Veröffentlichungen der Fasnacht, der schwäbisch-alemannischen Fasnet gewidmet sind, und es sind

immerhin einige nicht unbedeutende in unseren Jahren. Bis ins dritte Jahrzehnt waren es einzelne Aufsätze in heimatkundlichen Zeitschriften oder in Zeitungsbeilagen (etwa «Schwabenspiegel», Mein Heimatland, Badische Heimat, Der Schwarzwald, Das Bodenseebuch, Bodenseehefte, Monatsschrift «Württemberg», Schwäbisches Heimatbuch, Hohenzollerische Heimat, Heimatblätter – verschiedener Städte); dabei hatten die in den südlichen und südwestlichen Landesteilen beheimateten Organe natürlich die Vorhand, und die Zahl der Aufsätze und Beschreibungen nahm in den Jahren des Nationalsozialismus zu. Nach 1945 wurde man auch in der Landesmitte und in den nördlichen Landesteilen für Fragen der Fasnacht deutlich offener. Für die Tageszeitungen gab das stoffreiche Thema manche Druckseiten. Lokal oder regional angelegte Darstellungen verschiedenen Umfangs (darunter der reichhaltige Sammelband «Fasnet im Hegau» – Hrsg. HERBERT BERNER) treten seit der Mitte der fünfziger Jahre in Erscheinung, und zugleich beginnt sich auch die Universität der Fasnacht im deutschen Südwesten zuzuwenden: beim Tübinger Ludwig-Uhland-Institut erscheinen in der Reihe «Volksleben» drei Bände (Bd. 6 – 1924, 12 – 1966, 18 – 1967) zu Fragen der südwestdeutschen Fasnacht, in denen die Erhebung und Forschungen eines Arbeitskreises zur Fasnachtsforschung (im wesentlichen auf Anregung von DR. MED. HABIL. F. G. SCHMIEDER IN GAILINGEN) verarbeitet sind.

Im Zusammenhang mit dieser wissenschaftlichen Forschung steht auch das große Werk von HERBERT und ELKE SCHWEDT «Malerei auf Narrenkleidern» (vgl. Schwäbische Heimat 1976 S. 230) und in gewissem Sinn auch das hier zu besprechende Buch von WILHELM KUTTER.

Der Verfasser, durch seine berufliche Tätigkeit im Dienste des Süddeutschen Rundfunks wie auch durch persönliche Neigung über lange Jahre hin eng mit allen Erscheinungen der südwestdeutschen Fasnet verbunden, liefert mit diesem umfangreichen, großartig ausgestatteten Band eine großzügig zusammenfassende Darstellung der schwäbisch-alemannischen Fasnet. So etwas hat es bisher noch nicht gegeben. Zuerst springen die nahezu 300 Farbphotographien von Masken, Narrengestalten und Fasnachtstreiben ins Auge. Hat man sich bisher gute Einzelbilder aus verschiedenen Büchern zusammenholen müssen, so stehen hier nun dem leichten Griff des Lesers so gut wie ausnahmslos nur hervorragende Aufnahmen aus dem gesamten Gebiet zur Verfügung. Die Kunst des Photographen FRIEDER KNAUSS verdient es, besonders hervorgehoben zu werden. Doch soll darüber der Text WILHELM KUTTERS ja nicht vergessen sein. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn man sagt, er besitze zur Zeit den räumlich weitesten, sachlich tiefsten Blick in das Fasnachtsgeschehen in Baden-Württemberg. Dies verbunden mit seiner Gabe der klaren Gliederung und der sprachlich und inhaltlich einwandfreien und verständlichen Darstellung hat es ihm ermöglicht, hier ein Buch zur Unterrichtung auch für den in fasnächtliche Dinge noch nicht Eingeweihten zuwege zu bringen. So etwas war schon lange der Wunsch sehr vieler.

In einem großen Eingangskapitel ist die Rede von Ur-

sprung und Glaubenshintergründen, von denen Benennungen und Begriffen, von dem Verlauf der ganzen Faschnachtszeit, von den Bräuchen an den verschiedenen Orten über die einzelnen Termine und Tage während des Gesamtablaufs hin. Andere Kapitel behandeln die Maske, die Narrenkleider, die Gerätschaften (z. B. Gschell, Karbatsche), und eines ist den Faschnachtslandschaften und ihren in den Unterbezirken wirkenden Narrenzünften, Narrengesellschaften, Narrengilden gewidmet. Kartenskizzen mit den Faschnachtslandschaften und einigen Vertretern der rund 320 Narrenorte finden sich vorne und hinten im Einband. Das Buch enthält auch eine ziemlich ausführliche Bibliographie, eine topographisch-organisatorische Übersicht über die Narrenorte und -landschaften und ein Ortsregister.

Mag man gelegentlich da und dort auch ein kleines Fragezeichen bei einer Wendung oder einer leicht ausgesprochenen Behauptung (etwa im Kapitel über Ursprung und über Glaubenshintergründe) anbringen wollen, ins Gewicht fällt das nicht, wenn man sieht, daß sich in solchen Dingen die Gelehrten nicht einig sind, und wenn man auf der anderen Seite es nicht hoch genug schätzen kann, daß WILHELM KUTTER nicht das Theoretisieren über die Fasnacht und alles, was damit zusammenhängt, sondern die praktische Unterrichtung über ihre vielfältigen Formen im Südwesten am Herzen liegt, und diese ist ihm gelungen wie keinem.

Anmerkung: An die Bibliographie schließt sich ein kurzer Lebenslauf des Verfassers an; diesen zur Kenntnis zu nehmen, mag manchen Leser freuen.

Helmut Dölker

Heilbronn und Umgebung

Drunten im Unterland . . . RUDOLF GABEL zeichnete und malte in Heilbronn und seiner vielgestaltigen Umgebung; HELMUT SCHMOLZ schrieb die bewegte Geschichte der alten Reichsstadt und der sie umschließenden Landschaften. Edition Cantz 1976. 124 Seiten.

Hier ist ja wohl durch das Titelblatt das Wichtigste schon ausgedrückt. Es handelt sich um ein liebenswertes, ge-

scheites und bibliophil aufgemachtes Buch (aufgeschlagen mißt man in der Breite ca. 70 cm!), das der Initiative des Regierungsbaumeisters DR. RUDOLF GABEL entsprungen ist. Er zeichnete (*als Architekt ist meine Beziehung zur Baukunst früherer Zeiten und zur heimatlichen Landschaft besonders eng*) mit dem «Silberstift» und will dadurch die Leistungen früherer Generationen aufzeigen und Heimatliebe und Heimatpflege wecken. Getreu dem GOETHE'schen Motto *Wenn man sich einen günstigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen*, hat HELMUT SCHMOLZ sich ins weite Umland bewegt und gibt keinesfalls trockener Historikerfeder weite Ein- und Ausblicke ins untere Neckarland.

Wolfgang Irtenkauf

Buchhinweise

JÜRGEN SYDOW: **Universitätsstadt Tübingen**. Aufnahmen und Verlag Gebr. Metz Tübingen 1976. 60 Seiten mit 63 Abbildungen, davon 52 farbig. Texte deutsch, englisch und französisch. Kartoniert DM 18,-. Die Bilder versuchen Tübinger Alltag wiederzugeben und die Stadt mit vielen Details zu zeigen. Die Texte sind bemüht, Information über Historisches mitzuliefern.

IG METALL, Verwaltungsstelle Waiblingen: 1901–1976, **75 Jahre Arbeiterbewegung**, mit einem Beitrag von WILHELM GLASSNER. Waiblingen 1976. 103 Seiten. Broschiert. Im überschaubaren Bereich werden die Entwicklung der Arbeiterbewegung, ihre Zerschlagung 1933 und der Wiederaufbau nach 1945 dargestellt. Das Beispiel Waiblingen dürfte auf viele Orte des Mittleren Neckarraumes übertragbar sein. Die Broschüre gibt eine Reihe von Hinweisen auf Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte dieses Jahrhunderts.

BERGMANN, A.: **Volksarchitektur aus Ostbayern und dem Böhmerwald** (Oberpfälzer Monographien, Band 6). Vereinigte Oberpfälzische Druckereien Amberg 1976. 144 Seiten, 142 Abbildungen, eine Karte. Ein wichtiger Beitrag zur Bauernhausforschung; eine Dokumentation ländlichen Bauens beiderseits der bayerisch-böhmischen Grenze, die für andere Landschaften Vorbild sein könnte.

Anschriften der Verfasser

Helga Böhmer, Neckarhalde 38, 7400 Tübingen

Dr. Günther Bradler, Zepelinstr. 4/4,

7252 Weil der Stadt 1

Thomas Brune, Ammergasse 23, 7400 Tübingen

Prof. Dr. Helmut Dölker, Hegensberger Str. 118,

7300 Esslingen-Hegensberg

Dr. Karl Konrad Finke, Karl-Brennenstuhl-Straße 4,

7400 Tübingen 9

Dr. Fritz Frank, 14 Rishon le Zion Straße,

Nathanya (Israel)

Prof. Dr. Rüdiger German, Lieschingstraße 2,

7400 Tübingen

Maria Heitland, Charlottenplatz 17/II,

7000 Stuttgart 1 (Geschäftsstelle)

Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35,

7257 Ditzingen

Willy Leygraf, Charlottenplatz 17/II,

7000 Stuttgart 1 (Redaktion)

Dr. Hubert Locher, Liegnitzer Str. 10, 7400 Tübingen

Dr. Hans-Martin Maurer, Lieschingstr. 47,

7000 Stuttgart 80

Prof. Dr. Gebhard Müller, Friedrich-Ebert-Str. 112,

7000 Stuttgart 1

Eberhard Rothermel, Hundskapfklänge 42,

7400 Tübingen

Dr. Paul Sauer, Hopfenstr. 4, 7146 Tamm

Friedrich Alfred Schiler, Schwabstr. 22, 7400 Tübingen

Erwin Teufel, Dreifaltigkeitsbergstr. 44, 7208 Spaichingen

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701 – Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

Eine Erinnerung zum Jahresbeginn 1977: Der **Jahresbeitrag** ist zum 1. Januar eines jeden Jahres fällig. Er beträgt

22,- DM für Einzelmitglieder
44,- DM für korporative Mitglieder
11,- DM für Mitglieder in Berufsausbildung

Unsere Konten finden Sie oben angegeben. – Zusammen mit Ihrem Einzahlungsbeleg können Sie den unteren Abschnitt der Beitragsrechnung 1977 für steuerliche Zwecke verwenden.

Eine Bitte: Füllen Sie alle Überweisungen vollständig und auch in der Durchschrift deutlich lesbar aus!

Vergessen Sie nicht, Name, Vorname und Wohnort genau anzugeben! Lassen Sie uns Wohnungswechsel und Namensänderungen ebenfalls wissen!

Unsere Spendenaktion WACHOLDERALB läuft weiter. Die Erhaltung und der Schutz der heimatlichen Landschaft brauchen Ihre Hilfe. Bescheinigungen über die Steuerbegünstigung Ihrer Spende schicken wir Ihnen unaufgefordert zu.

Bitte beachten Sie: Wegen verschiedener Studienfahrten wird die Geschäftsstelle in der Zeit vom 4. bis zum 15. April 1977 nur vormittags besetzt sein.

Dritte Vortragsveranstaltung im Winter 1976/77

Mittwoch, 16. März 1977, 19.30 Uhr
Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Professor Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. HUGO MOSER (Universität Bonn)

**Dichtung der Stauferzeit –
und ihre Erneuerung seit dem 18. Jahrhundert**

(Nibelungenlied, HARTMANN VON AUE, WOLFRAM VON ESCHENBACH, GOTTFRIED VON STRASSBURG und WALTHER VON DER VOGELWEIDE).



Studienfahrten 1977

Wir erbitten für jede einzelne Fahrt eine besondere Anmeldung in Postkartengröße – quer beschrieben, möglichst auf stärkerem Papier – nach folgendem Muster.

Name: *Personenzahl:*

Anschrift:

Begleitperson:

Zimmerwünsche: Einzelzimmer / Doppelzimmer
Doppelzimmer evtl. zusammen mit:

Fahrt Nr.: *Angemeldet am:*

Bitte haben Sie Verständnis, wenn wir Anmeldungen, die nicht in der erbetenen Form erfolgen, nur mit Verzögerung bearbeiten können.

Die Teilnehmergebühren sollten erst nach Bestätigung durch die Geschäftsstelle für alle gebuchten Fahrten zusammen überwiesen werden. Dabei müssen die einzelnen Fahrtnummern auf der Überweisung unbedingt angegeben werden.

Teilnahmebedingungen

1. Nur schriftliche Anmeldungen nach vorstehendem Muster, Postkartengröße, im Querformat beschreiben.
2. Teilnehmergebühren bitte erst nach erfolgter Bestätigung mit Angabe der Fahrtnummer überweisen. Nach dem Eingang der Überweisungen richtet sich die Verteilung der Plätze im Bus. Wegen der begrenzten Teilnehmerzahl sowie wegen der Hotel- und Busbestellungen bitten wir um frühzeitige Anmeldung.

3. Geben Sie an, mit welchem Teilnehmer Sie bereit sind, bei Übernachtungen ein Zimmer zu teilen.
4. Wenn es nicht anders angegeben ist, sind in den Teilnehmergebühren enthalten: Fahrtkosten, Honorare für Führungen, Eintrittsgelder, Bearbeitungsgebühren und Unkosten der Geschäftsstelle.
5. Üblicherweise erhalten Sie 3 bis 4 Wochen vor Fahrtbeginn eine Rundschreiben mit weiteren Einzelheiten.
6. Rücktritt von der Anmeldung ist bis 14 Tage vor Fahrtbeginn möglich. In diesem Falle ist eine Bearbeitungsgebühr von 10% der Teilnehmergebühren zu entrichten.
7. Bei späterem Rücktritt verfallen die Teilnehmergebühren, wenn gebuchte Plätze frei bleiben.
8. Sollten der Geschäftsstelle keine Ersatzteilnehmer gemeldet sein, kann der Absagende den Platz von sich aus weitervermitteln.
9. Die Kosten der Übernachtung und Verpflegung werden von den einzelnen Teilnehmern selbst getragen und in der Regel unmittelbar mit den Gaststätten und Hotels abgerechnet. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND übernimmt nur die Vermittlung bei den Hotels und Gaststätten.
10. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND übernimmt keinerlei Haftung bei Unfällen und Verlusten. Das Omnibusunternehmen haftet im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen. Außerhalb des Busses bewegen sich die Teilnehmer auf eigene Gefahr.
11. Die Abfahrtszeiten entnehmen Sie jeweils den Angaben bei den einzelnen Fahrten, sie müssen pünktlich eingehalten werden.
12. Mitglieder in Berufsausbildung erhalten 20% Ermäßigung auf die Fahrtkosten.

Ehe Sie das Fahrtenprogramm 1977 studieren, noch eine Bitte: Vergessen Sie nicht, auch in den kommenden Heften der SCHWÄBISCHEN HEIMAT unter den *Mitteilungen* nachzusehen, ob sich nicht etwa ein Termin geändert hat oder eine zusätzliche Studienfahrt angeboten wird. Und ein Tip noch für ihre Mitgliederwerbung: Für den Fall, daß bei einzelnen Fahrten noch Plätze zur Verfügung stehen, können Sie gerne auch Gäste anmelden, die sich für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.



Studienfahrten 1977: Auf den Spuren der Staufer
Exkursionen und Führungen zur staufischen Geschichte in Zusammenarbeit mit dem INSTITUT FÜR GESCHICHTLICHE LANDESKUNDE DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Vorbereitung und Führungen: Manfred Akermann (Heidenheim), Rudolf Bütterlin (Urach), Hansmar-tin Decker-Hauff (Tübingen), Volker Himmelein

(Stuttgart), Maria Heitland (Stuttgart), Wilfried Setzler (Tübingen) u. a.

Eine Reihe von Führungen gilt selbstverständlich der Ausstellung «Die Zeit der Staufer – Geschichte, Kunst und Kultur». (Vgl. dazu die Nummern 5, 9 und 21!) Die Initiatoren dieser Ausstellung gaben die Anregung, darüber hinaus durch Studienreisen zu Stätten staufischer Überlieferung die Kenntnis hochmittelalterlicher Kunst- und Geschichtsdenkmale zu vertiefen.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND und das INSTITUT FÜR GESCHICHTLICHE LANDESKUNDE DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN haben gemeinsam ein wissenschaftliches Programm ausgearbeitet, das die staufischen Kernlandschaften Süddeutschlands in den Mittelpunkt stellt, aber wichtige «Stauferprovinzen» des Auslandes einbezieht.



Adler und Fabelwesen vom Nordportal des Deutschordensspitals San Leonardo ai tedeschi an der Straße von Foggia nach Manfredonia. – Beispiel der Bildhauerschule der Stauferresidenz Foggia, 2. Viertel 13. Jahrhundert. – (Foto: Manfred Hartmann)

Wegen der Kleinheit vieler Studienobjekte (Buchmalereien, Goldschmiedearbeiten etc.) muß die Zahl der Teilnehmer für all diese Fahrten begrenzt bleiben; einzelne Fahrten können bei Bedarf 1978 wiederholt werden. Kleinere Abänderungen der Fahrtrouten und Besichtigungsprogramme müssen vorbehalten bleiben. Alle Programme schließen – teilweise auch längere – Wanderungen ein.

Die Fahrten des Sonderprogramms «Auf den Spuren der Stauer» sind im folgenden Verzeichnis der Studienfahrten 1977 unter den Nummern 6, 8, 28, 33, 37, 43 und 56 aufgeführt.

Das Programm der Fahrtenreihe «Auf den Spuren der Stauer» erscheint auch als Sonderdruck und kann gegen Voreinsendung von DM 2,- (in Briefmarken) bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Studienfahrten 1977

1

Saarbrücken

Führung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Samstag, 12. März 1977 bis Sonntag, 13. März 1977

Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom **Karlsplatz**

Teilnehmergebühr: DM 57,-

Stuttgart – Saarbrücken – Rohrbach – Blieskastel – Böckweiler – Hornbach – Pirmasens – Dahn – Bergzabern – Karlsruhe – Stuttgart.

Die Wochenendfahrt soll am Samstag mit der Hauptstadt des Saarlandes bekanntmachen. Wir besuchen im Rahmen einer ausgedehnten Stadtrundfahrt u. a. Schloßkirche, Ludwigskirche, Schloß, Saarlandesmuseum, neue Universität, Schloß Halberg und – wohl als Höhepunkt – St. Arnual, die einstige Stiftskirche vor den Toren der Stadt. Wenn möglich, läßt sich am Abend ein Besuch des Stadttheaters planen.

Am Sonntag fahren wir auf der Heimfahrt abseits des Weges die alte Residenz Blieskastel, die ehemalige Prioratskirche Böckweiler und das Grab des hl. PIRMIN, der die Reichenau gründete, in Hornbach an. Von dort geht die Rückreise durch den schönsten Teil des Pfälzer Waldes zurück nach Stuttgart.

2



25 Jahre Baden-Württemberg –

Rückblick auf die Entstehung des Bundeslandes

Ausstellung des Landtags von Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart im Haus des Landtags Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 3
Führung: **Dr. Paul Sauer**

Mittwoch, 16. März 1977, 14.00 Uhr, Haus des Landtags
Teilnehmergebühr DM 2,-

Für die Älteren unter uns sind die Jahre nach 1945 Vergan-

genheit, eine Zeit, in der die meisten mit dem einfachen Überleben beschäftigt waren und viele nur wenig Aufmerksamkeit hatten für die alltägliche Politik im Lande. Die Jüngeren erinnern sich nur dunkel an jene Zeit. Für alle bietet die Ausstellung ein anschaulich dargestelltes Kapitel der neueren Landesgeschichte. Dr. Paul Sauer, der uns durch die Ausstellung führt, war wesentlich an deren Vorbereitung beteiligt.

(Vgl. hierzu auch die Ankündigungen Nr. 4 und Nr. 20)

3

1200 Jahre Esslingen –

Die Stadt Esslingen näher betrachtet

Führung: **Professor Dr. Helmut Dölker**

Mittwoch, 23. März 1977

Abfahrt 13.15 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Treffpunkt in Esslingen 13.45 Uhr vor dem Bahnhof.

Teilnehmergebühr: DM 12,- (Teilnehmerzahl begrenzt)

Zwar ist Esslingen der Ort der Jahreshauptversammlung 1977, doch besitzt die Stadt weit mehr Sehenswertes, als sich in diesem Zusammenhang zeigen läßt. Vielem von dem, was die Stadt an Zeugnissen der Geschichte (sie feiert heuer das Gedächtnis ihrer ersten Nennung vor 1200 Jahren), der Architektur, der Kunst, des bürgerlichen und wirtschaftlichen Lebens in den Straßen und Bauwerken (auch unter der Erde) bietet, werden an diesem Nachmittag drei bis vier Stunden gewidmet sein.

Diese Stadtführung soll im Frühjahr 1978 an einem Samstagnachmittag wiederholt werden.

4



25 Jahre Baden-Württemberg –

Rückblick auf die Entstehung des Bundeslandes

Ausstellung des Landtags von Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart im Haus des Landtags Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 3
Führung: **Dr. Paul Sauer**

Freitag, 25. März 1977, 14.00 Uhr, Haus des Landtags

Teilnehmergebühr DM 2,-

(Vgl. hierzu auch die Ankündigungen unter Nr. 2 und Nr. 20!)

5



Die Zeit der Stauer – Geschichte, Kunst, Kultur

Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Altes Schloß, Schillerplatz
Führungen: **Dr. Volker Himmelein**

Mittwoch, 30. März 1977, 14.00 Uhr (5a) und 18.00 Uhr (5b)

Treffpunkt jeweils am Schloßeingang

Die Teilnehmergebühr kann erst mit der Bestätigung bekanntgegeben werden, da der Eintrittspreis für die Ausstellung noch nicht festgesetzt ist.

Auf über 4000 Quadratmeter Ausstellungsfläche werden mehr als 1000 Ausstellungsstücke gezeigt, zum großen Teil Leihgaben aus dem In- und Ausland, viele davon zum ersten Mal in Deutschland. Die Ausstellung gibt einen so vollständigen Überblick über Geschichte, Kunst und Kultur der Zeit der Stauer, wie er bislang nicht gegeben war und wohl auf Jahrzehnte nicht mehr gegeben werden kann.

Die Teilnehmerzahl bei den einzelnen Führungen ist begrenzt. Es sind jedoch so viele Führungstermine vorgesehen, daß voraussichtlich alle Anmeldungen berücksichtigt werden können, wenn Sie bei der Anmeldung zwei Termine nennen, die für Sie günstig sind. **(Angabe von Datum und Uhrzeit!** – Bitte vergleichen Sie auch die Ankündigungen unter den Nummern 9 und 21)



**Auf den Spuren der Stauer –
Stauferstätten zwischen den Alpen und Apulien**

Führung: **Dr. Wilfried Setzler**

Samstag, 2. April bis Samstag, 16. April 1977

Abfahrt 7.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr inklusive Halbpension voraussichtlich: DM 1220,- (Die Hotelkosten können sich dabei etwas nach oben ändern)

Stuttgart – Kufstein – Rattenberg – Innsbruck – Brixen – Trient – Val policella – Padua – Choggia – Abtei Pomposa – Ravenna – Ancona – Jesi – Térnoli – Civitate – Foggia – Castel Fiorentino – Lucera – Troja – San Leonardo ai tedeschi – Santa Maria di Siponto – Manfredonia – San Michele di Gargano – (Monte Sant’Angelo) – Canosa di Púglia – Cannae – Barletta – Trani – Bari (San Nicola, Kathedrale, Kastell, Museen) – Lavello – Venosa – San Michele ai laghi – Castel Lagopesole – Gioia del colle – Alberobello – Tarent – Oria – Brindisi – Santa Maria di Casale – Bitonto – Ruvo di Puglia – Castel del Monte – Benevent – Sant’Angelo in Formis – Capua – Monte Cassino – Aquino – Santa Maria di Vittoria (Tagliacozzo) – Aquila – Spoleto – Foligno – Assisi – Trasimener See – Siena – Florenz – Bologna – Mailand – Monza – Chiavenna – Maloja-Paß – Julier-Paß – Mistail – Chur – Werdenberg – Stuttgart

Keine andere Landschaft Europas trägt bis heute so stark den Stempel einer Epoche und einer Dynastie. Apulien – im Schnittpunkt aller mittelmeeerischen Kulturen seit griechischer Kolonisation, römischem Weltreich, byzantischer Tradition und arabischer Expansion – erhielt sein heutiges Gesicht durch die normannischen Eroberer seit 1053 und ihre Nachkommen, die Stauer. Nirgendwo sonst ist ein Herrschergeschlecht des Mittelalters noch heute im Bewußtsein der Einwohner so gegenwärtig wie die «Schwaben» in Apulien. (Im südlichen Apulien trafen wir im vorigen Jahr auf einem abgelegenen Hof einen Bauern, der seinen Frederico getauften Sohn, voller Stolz «Barbarossa» rief!) Die Auswahl dieses Studienprogramms beschränkt sich bewußt auf Normannen- und Stauferstätten im engeren Sinne. Auch die An- und Rückreisewege suchen «Staufische Orte» auf: die Veroneser

Klause, das von Barbarossa geförderte Kloster Pomposa, Ravenna, Friedrichs II. Geburtsort Jesi, die staufische Gründung Aquila, Spoleto als Sitz der Schwäbischen Herzoge von Urslingen und Foligno mit den Erinnerungen an den jungen Friedrich II.

7

Im Vorfrühling auf der Zwiefalter Alb

Führung: **Dr. Hans Scheerer**

Palmsonntag, 3. April 1977

Abfahrt 8.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 25,-

Stuttgart – Urach – Münsingen – Zwiefalten – Stuttgart. Märzenbecher, Kuhschellen und andere Frühblüher locken in den ersten Frühlingswochen den natur- und landschaftsinteressierten Wanderer auf die Schwäbische Alb. Die herrlichen Wälder und Schafweiden um Zwiefalten überraschen durch ihren Reichtum an botanischen Kleinodien.

Bei schlechtem Wetter wird auf Kultur- und Kunstgeschichte dieses Raumes ausgewichen.

Für die kleineren Wanderstrecken sind Wanderkleidung und stabiles Schuhwerk erforderlich. Die Mittagspause kann als Picknick oder im Gasthaus eingenommen werden.



Auf den Spuren der Stauer

Stauferstätten in Main- und Rheinfranken.

Führung: **Prof. Dr. Hansmartin Decker-Hauff**

Dienstag, 12. April bis Montag, 18. April 1977

Abfahrt 8.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 188,-

Stuttgart – Murrhardt – Schwäbisch Hall – Comburg – Leofels – Rothenburg/Tauber – Burg Brauneck – Röttingen – Schäfersheim – Veitshöchheim – Würzburg – Kitzingen – Castell – Kloster Ebrach – Bamberg – Wertheim – Miltenberg – Amorbach – Wildenburg – Klingenberg – Pfalz Seligenstadt – Friedberg – Burg Münzenberg – Kloster Ilbenstadt – Pfalz Gelnhausen – Mainz – Pfalz Ingelheim – Burg Stahleck – Burg Caub – Kloster Eberbach/Rheingau – Oppenheim – Worms – Speyer – Pfalz – Wimpfen – Weinsberg – Stuttgart.

Neben Schwaben ist vor allem Ostfranken altes staufisches Kernland. Schon vor dem Anfall des salisch-fränkischen Kaisererbes durch Agnes von Waiblingen besaßen die Stauer im Kochergau und um Rothenburg/Tauber Grafschaften als Eigengut; Kloster Comburg ging in ihre Verfügungsgewalt über, Schäfersheim und Ebrach waren staufische Hausklöster. In Würzburg heiratete Barbarossa die Erbin von Burgund, Philipp von Schwaben war vor seinem Königtum bereits zum Würzburger Bischof erwählt. Nürnberg, Bamberg und Würzburg sahen von allen deutschen Landschaften die meisten staufischen Hof- und Reichstage. Odenwald, Untermainland und Wetterau bewahren uns die am besten erhaltenen staufischen

Burg- und Pfalzanlagen (Wildenburg, Seligenstadt, Gelnhausen, Münzenberg, Friedberg); Frankfurt als der Wahlort, Mainz und die Königsstädte Rheinfrankens bildeten neben dem Münzort Hall und dem Amtssitz Wimpfen die staufischen Stützpunkte in Franken.



Die Zeit der Stauer – Geschichte, Kunst, Kultur

Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Altes Schloß, Schillerplatz

Führungen: **Dr. Volker Himmelein**

Treffpunkt jeweils am Schloßeingang

Teilnehmergebühr: wird bei Bestätigung bekanntgegeben

Die Teilnehmerzahl bei den einzelnen Führungen ist begrenzt. Es sind jedoch so viele Führungstermine vorgesehen, daß voraussichtlich alle Anmeldungen berücksichtigt werden können, wenn Sie bei der Anmeldung zwei Termine nennen, die für Sie günstig sind. (Angabe von Datum und Uhrzeit!)

Die Führungen finden an dem hier aufgeführten Tag jeweils um 14.00 Uhr und um 18.00 Uhr statt:

9 a: Mittwoch, 13. April 1977, 14.00 Uhr

9 b: Mittwoch, 13. April 1977, 18.00 Uhr

Bitte vergleichen Sie die Hinweise unter den Nummern 5 und 21!



Karolinger – Salier – Stauer in Waiblingen

Ausstellung in Waiblingen, veranstaltet von der Stadt Waiblingen und dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen

Führung: **Stadtarchivar Wilhelm Glässner**

Samstag, 16. April 1977

Abfahrt 14.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart oder Treffpunkt 15.00 Uhr in Waiblingen, Rathausplatz – Marktdreieck. (Ausstellung im Lesesaal der Stadtbücherei.)

Teilnehmergebühr ab Stuttgart: DM 8,-, sonst DM 3,-
Waiblingen, der alte Pfalzort der deutschen Karolinger blickt auf eine bedeutende Vergangenheit zurück. Der 1024 zum Kaiser gewählte erste Salier Konrad II. trug die Herkunftsbezeichnung «de Weibelingen». Noch vor 1100 wurde Waiblingen staufischer Besitz. In der italienisierten Form Ghibellinen überlebte der Name die Jahrhunderte. Dieses reiche geschichtliche Erbe will die Ausstellung verdeutlichen. (Vgl. hierzu Nr. 14!)

11

Neipperg – Schwaigern

Führung: **Frau Stadtarchivarin Elisabeth Zipperlen**

Mittwoch, 20. April 1977

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 16,-

Stuttgart – Bönningheim – Stauferburg Magenheim – Brakenheim – Neipperg – Stuttgart

In Bönningheim soll unser Besuch der Rebflurbereinigung V im Forst Frauenberg gelten. Dort konnten Teile des ehemaligen Frauenklosters ausgegraben werden. Die Anlage ist nach Abschluß dieser Ausgrabungen zu einem Schmuckstück geworden. Nach einer Rundfahrt durch das große Rebflurgelände begeben wir uns zur Ganerbenburg, erbaut in staufischer Zeit und erstmals 1188 urkundlich erwähnt. In Neipperg besichtigen wir die Burgruine mit dem Steinbild, wahrscheinlich aus vorchristlicher Zeit. Über den Heuchelberg fahren wir weiter nach Brakenheim. Dort besuchen wir die ev. Stadtkirche, die katholische Kirche und – mit freundlicher Erlaubnis von Graf Neipperg – die Bibliothek im Schloß. Zum Abschluß werden wir im gastlichen Rentamt in Schwaigern sein.

12

In und um Stuttgart herum: Möhringen

Führung: **Gerhard Raff, Stadtarchiv Stuttgart**

Samstag, 23. April 1977

Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 12,-

«Das eine halbe Stunde Wegs südwestlich von Degerloch an dem Flusse Körsch gelegene und bereits zur Zeit der Alemannen gegründete Dorf Möhringen a. d. Fildern kam 1295 von den Pfalzgrafen von Tübingen durch Kauf an das Katharinenhospital der freien Reichsstadt Esslingen und sollte gemeinsam mit dem Nachbardorf Vaihingen ein Bollwerk gegen die weitere Ausdehnung der Grafen von Württemberg nach Süden bilden.» Diese von häufigen Konflikten begleitete Sonderstellung innerhalb der Filderdörfer, die sich allmählich in ein Enklavendasein wandelte, hinterließ tiefe Spuren in der Mentalität der «Mairenger» Bevölkerung, die auch noch sichtbar blieben, nachdem der Ort 1803 mit Esslingen zu Württemberg gefallen war. Einen weiteren Einschnitt brachte das Jahr 1942, als das Dorf ungefragt der Stadt Stuttgart einverleibt wurde. Die Folgen dieser Aktion lassen sich an Landschaft und Ortsbild ablesen: Auf dem fruchtbaren Lößboden wächst die Stadt mit Beton und Asphalt.

13

Isenburger Tal, Ruine Isenburg und Horb

Führung: **Willy Baur, Hechingen**

Sonntag, 24. April 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 25,-

Stuttgart – Hechingen – Empfingen – Isenburg – Horb – Bildechingen – Mühlen – Stuttgart.

Eine kleine Wanderung führt von Empfingen durch das romantische Isenburger Tal zur Ruine Isenburg, einer im Bauernkrieg zerstörten hohenbergisch-habsburgischen Burg und zur Isenburger Mühle. Die einstmals so bedeutende hohenbergische Stadt Horb ist das nächste Ziel dieser Exkursion. Durch ihre malerische Lage ist die alte Stadt eine der schönsten Städte am oberen Neckar. Die dort seit Jahren laufenden Maßnahmen der Denkmalpflege an den Bauwerken der Heiligkreuzkirche und der Liebfrauenkirche sind weitgehend zum Abschluß gekommen. Von der

alten Stadtbefestigung sind noch drei Stadttürme erhalten, weiter der sog. Schurkenturm (als Rest einer Burg der Grafen von Hohenberg). Ein berühmter Sohn Horbs ist der Fürstabt Martin Gebert von St. Blasien. Stadtmühle, Rathaus und Marktplatz werden besichtigt. Dem Wetter angepaßte Kleidung und gute Schuhe sind für die Wanderungen erforderlich.



14

Karolinger – Salier – Staufer in Waiblingen

Ausstellung in Waiblingen, veranstaltet von der Stadt Waiblingen und dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen

Führung: **Stadtarchivar Wilhelm Glässner**

Mittwoch, 27. April 1977

Abfahrt 14.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart oder Treffpunkt 15.00 Uhr in Waiblingen, Rathausplatz – Marktdreieck. (Ausstellung im Lesesaal der Stadtbücherei)

Teilnehmergebühr ab Stuttgart: DM 8,- sonst DM 3,- Waiblingen, der alte Pfalzort der deutschen Karolinger blickt auf eine bedeutende Vergangenheit zurück. Der 1024 zum Kaiser gewählte erste Salier Konrad II. trug die Herkunftsbezeichnung «de Weibelingen». Noch vor 1100 war Waiblingen staufischer Besitz. In der italienisierten Form Ghibellinen überlebte der Name die Jahrhunderte. Dieses reiche geschichtliche Erbe will die Ausstellung verdeutlichen. (Vgl. hierzu Nr. 10!)

15

Der östliche Odenwald

Führung: **Dr. Heinz Schmitt**

Sonntag, 1. Mai 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 29,-

Stuttgart – Oberscheidental – Burg Wildenberg – Amorbach, Amorsbrunn – Rüdenua – Miltenberg – Stuttgart. Die Fahrt hat den östlichen Buntsandstein-Odenwald zum Ziel. Einige historisch und volkskundlich besonders bemerkenswerte Punkte dieser Landschaft sollen besucht werden. Der römische Odenwaldlimes wird am Kastell Oberscheidental erklärt. Die Burg Wildenberg ist ein bedeutendes hochmittelalterliches Bauwerk inmitten weiter Wälder, u. a. wird sie mit Wolfram von Eschenbach und seinem Parzival in Zusammenhang gebracht. Das Kloster Amorbach spielte für die Besiedlung des hinteren Odenwaldes eine große Rolle. Aus seiner späten Blütezeit stammen die prachtvolle Barockkirche und die sich anschließenden Abteigebäude. Amorsbrunn und Rüdenua sind zwei Beispiele für Odenwälder Quellheiligtümer, die bis heute zu bestimmten Anlässen aufgesucht werden. Höhe- und Schlußpunkt der Fahrt ist ein ausführlicher Besuch Miltenbergs mit seinem berühmten Stadtbild. Kleinere, nicht anstrengende Wanderungen sind vorgesehen.

16

Alte Kirchen am Rande des Schwarzwalds

Führung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Mittwoch, 4. Mai 1977

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 16,-

Stuttgart – Hirsau – Kentheim – Bad Liebenzell – Stuttgart. Diese Nachmittagsfahrt hat ausschließlich zwei Ziele: In Hirsau werden das einstige Kloster St. Peter und Paul und die jetzt wieder hergestellte Aureliuskirche besichtigt. In Kentheim soll eine der ältesten Dorfkirchen des Landes besucht werden, die mit Hirsau in engem Zusammenhang stand. Sollte sich noch die Möglichkeit ergeben, schließt sich eine kleine Wanderung um eine der alten Stätten an.

17

Alte Städte zwischen Main und Grabfeld

Führung: **Professor Joachim Veil**

Freitag, 6. Mai bis Sonntag, 8. Mai 1977

Abfahrt 7.15 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 75,-

Als Ergänzung der letztjährigen Fahrt zwischen Main und Würzburg ist in diesem Jahr der Besuch einiger reizvoller Orte am Main, in den Haßbergen und im Grabfeld vorgesehen. Diese Fahrt berührt zwar keine Stadt, die mit Bamberg vergleichbar ist, dafür aber finden wir eine Vielzahl von kleinen ländlichen Orten, die voller Schätze aus allen Epochen der Geschichte sind. Unser Interesse konzentriert sich dabei auf reizvolle Stadtbilder, bildnerischen Schmuck, Kirchen, Klöster und Schlösser und eine lebenswerte Landschaft. Unter anderem ist der Besuch folgender Orte vorgesehen: Werneck – Grafenheinfeld – Haßfurt – Königshofen – Bad Neustadt – Schweinfurt; daneben aber werden eine Vielzahl kleiner, versteckter Orte besucht, die sich durch ihre Lage abseits der großen Straßen noch weitgehend in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten haben.

18

Gotik und Renaissance in Schwäbisch Hall und Schwäbisch Gmünd

Führung: **Dr. Ehrenfried Kluckert**

Sonntag, 8. Mai 1977

Abfahrt 8.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 24,-

Stuttgart – Schwäbisch Hall – Schwäbisch Gmünd – Stuttgart.

Ein kenntnisreicher und in vielen Führungen erfahrener Kunsthistoriker demonstriert wichtige Epochen der Kunstgeschichte an hervorragenden Beispielen. Die Kunstdenkmäler von Schwäbisch Hall und Schwäbisch Gmünd können in Baden-Württemberg wohl am ehesten den Stilwandel von der Gotik zur Renaissance veranschaulichen. Viele Sakral- und Profanbauten, Wandmaleereien und Skulpturen lassen das Spätmittelalter und die beginnende Neuzeit aufleben. Eine Tagesfahrt soll mit der Kunst dieser beiden Städte bekanntmachen. Dabei ließe

sich diskutieren, auf welche Weise das Mittelalter und die Renaissance mit dem Alltag des 20. Jahrhunderts verknüpft sind. In Schwäbisch Hall gilt der Besuch u. a. der beherrschenden Kirche St. Michael, aber auch St. Katharina (Turm aus dem 13. Jh., bemerkenswerte mittelalterliche Glasgemälde im Chor), dem Großen Büchsenhaus und einigen Wohnbauten aus dem Mittelalter und der Renaissance. In Schwäbisch Gmünd sollen u. a. das Heiligkreuzmünster, die Johanniskirche mit ihrer grotesken mittelalterlichen Ornamentskulptur und das alte Amtshaus des ehemaligen Heiligeistpital (Fachwerkbau mit Renaissancestube) besichtigt werden.

19

Hermann Hesse – 1877 bis 1977

Deutsches Literaturarchiv Marbach. Ausstellung und Katalog von Bernhard Zeller und Friedrich Pfäfflin

Führung: **Friedrich Pfäfflin**

Mittwoch, 11. Mai 1977

Abfahrt 13.15 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 12,-

Anlässlich des 100. Geburtstages von Hermann Hesse hat das Deutsche Literaturarchiv dem Leben und der Arbeit des Dichters eine Ausstellung gewidmet. Unter fachkundiger Führung besuchen wir das Archiv. Außerdem sind ein Gang durch Marbach sowie der Besuch von Schillers Geburtshaus und der Alexanderkirche vorgesehen.



20

25 Jahre Baden-Württemberg –

Rückblick auf die Entstehung des Bundeslandes

Ausstellung des Landtags von Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart im Haus des Landtags Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 3

Führung: **Dr. Paul Sauer**

Mittwoch, 11. Mai 1977

Treffpunkt 14.00 Uhr, Haus des Landtags

Teilnehmergebühr DM 2,-

(Vgl. hierzu die Ankündigungen unter den Nummern 2 und 4)



21

Die Zeit der Stauer – Geschichte, Kunst, Kultur

Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Altes Schloß, Schillerplatz

Führung: **Dr. Volker Himmelein**

Treffpunkt jeweils am Schloßeingang

Teilnehmergebühr: wird bei Bestätigung bekanntgegeben
Die Teilnehmerzahl bei den einzelnen Führungen ist begrenzt. Es sind jedoch so viele Führungstermine vorgesehen, daß voraussichtlich alle Anmeldungen berücksichtigt werden können, wenn Sie bei der Anmeldung zwei Termine nennen, die für Sie günstig sind. (Angabe von Datum und Uhrzeit!)

Die Führungen finden an dem hier aufgeführten Tag jeweils um 14.00 Uhr und um 18.00 Uhr statt:

21a: Samstag, 14. Mai 1977, 14.00 Uhr

21b: Samstag, 14. Mai 1977, 18.00 Uhr

Bitte vergleichen Sie die Hinweise unter 5 und 9!

22

Römische Anlagen im Großraum Stuttgart

Führung: **Dr. Dieter Planck**

Samstag, 14. Mai 1977

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz.

Teilnehmergebühr: DM 14,-

Stuttgart – Bärenschlößle – Köngen – Rommelshausen – Stuttgart

Diese Halbtagesfahrt soll einen kleinen Einblick in die römische Vergangenheit und Besiedlung des Stuttgarter Raumes geben. Zunächst wird das im Jahre 1976 ausgegrabene und restaurierte römische Gebäude im Wildpark beim Bärenschlößle besichtigt. Anschließend führt die Fahrt zum Kastell Köngen und zu dem dort Anfang 1977 eingerichteten Museum und schließlich zur teilweise restaurierten Gutsanlage bei Rommelshausen. Mit der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung des Stuttgarter Raumes wird während der Fahrt ausführlich bekanntgemacht. Diese Fahrt ist auch für Kinder geeignet.

23

In der Heimat des Parzivaldichters

Wolfram von Eschenbach

Führung: **Frau Stadtarchivarin Elisabeth Zipperlen**

Sonntag, 15. Mai 1977

Abfahrt 7.30 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 35,-

Stuttgart – Crailsheim – Feuchtwangen – Sommersdorf – Wolframs-Eschenbach – Merkendorf – Gunzenhausen – Nördlingen – Stuttgart.

In Crailsheim besichtigen wir den Altar der Johanniskirche und wertvolle Grabmäler, in Mariä Kappel sehen wir einen herrlichen Schnitzaltar und in Feuchtwangen den alten Marktplatz, die Stiftskirche und Johanniskirche. Über das idyllische Altmühltal und Sommersdorf erreichen wir Wolframs-Eschenbach, das sich nach dem Dichter des Parzival nennt, der in der Pfarrkirche begraben liegt. Der Ort hat sich sein ursprüngliches Aussehen bewahrt: Deutschordenshaus, Vogteigebäude, herrliche Fachwerkhäuser, das «Pfründnerhaus», die Stadtmauer mit Türmen und Toren und vor allem die Pfarrkirche. Über den reizenden Flecken Merkendorf fahren wir nach Gunzenhausen an der oberen Altmühl und über Nördlingen und Aalen nach Stuttgart zurück.

24

Floristische Wanderungen auf der Südwestalb und im oberen Donautal

Führung: **Ministerialrat Dr. Oswald Rathfelder**

Himmelfahrt, 19. Mai 1977

Abfahrt 7.15 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 29,-

Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Balingen – Lochenstein – Schafberg – Bäratal – Fridingen/Donau – Stiegelesfels – Heuberg – Killertal – Tübingen – Stuttgart.

Die Fahrt führt durch den Schönbuch zum Lochengründe. Aufstieg zum Lochenstein und zum Schafberg. Auf der äußerst feinerdearmen, extrem trockenen und allseitig exponierten Oberfläche der Schwammfelsen und an deren Rändern gegen den Steilabsturz findet sich die charakteristische Pflanzengesellschaft der Steppenheide. Von den rund 1000 m hohen Traufbergen erschließt sich ein herrlicher Ausblick auf Teile der Südwestalb und des Albvorlandes. Die Landschaftsgeschichte wird eingehend behandelt. Die typische schollenhafte Abtragung der Alb wird besonders am gespaltenen Felsen des Schafbergs deutlich. Durch das Landschaftsschutzgebiet Bäratal erreichen wir die Donau bei Fridingen und wandern zum Naturschutzgebiet Stiegelesfels am Rande des schönen, in seiner Abgeschlossenheit packenden Durchbruchgebiets der Donau. Halbtrocken- und Trockenrasen wechseln je nach Gründigkeit und Exposition ab. Vom Knopfmacherfels haben wir einen wundervollen Blick auf Beuron, die Ruine Kaltenberg und Schloß Bronnen. Auf aktuelle Fragen des Landschafts- und Naturschutzes rechts und links des Weges wird während der Fahrt eingegangen. Gute Schuhe sind für die Wanderungen erforderlich.

25

Geologie und Geschichte rund um die Rhön

Führung: **Professor Dr. Erwin Rutte**, Universität Würzburg, (Geologie), **Dr. Wolfgang Irtenkauf** (Geschichte) **Himmelfahrt, Donnerstag, 19. Mai bis Sonntag, 22. Mai 1977**

Abfahrt 7.15 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 135,-

Stuttgart – Würzburg – Rhönvorland um Gemünden – Stralsbach – Frauenroth – Rhön (1. Tag) – Ausflüge in die Vordere und Hochrhön – (2. und 3. Tag) – Mellrichstadt – Irmelshausen – Königshofen – Grabfeld – und Haßberge – Schweinfurt – Stuttgart.

Diese Fahrt soll keine Wiederholung der Rhönfahrt vor zwei Jahren sein, sondern unter Einbezug der Geologie eine breit durch die Landschaft der Rhön und der umliegenden Gebirge führende Wanderfahrt. Professor Rutte, unseren Teilnehmern seit der Wertheimer Studienwoche bestens bekannt und Führer der hervorragenden letztjährigen Ries- und Altmühlexkursion, wird wieder lebendig und gut verständlich aus seinem Fachgebiet eine Fülle von Aufschlüssen beisteuern. Dr. Irtenkauf ergänzt die Fahrt nach der historischen Seite. Diese Art von kombinierter naturwissenschaftlicher und historischer Durchdringung hat sich als außerordentlich fruchtbar erwiesen. Selbstverständlich sind an diesen Tagen zu den besonders markanten Punkten der Landschaft auch kleinere Wanderungen vorgesehen. (Als Einführung und zum besseren Verständnis des geologischen Teils wird auf das Buch von Professor Rutte verwiesen: 100 Hinweise zur Geologie der Rhön, Delp Verlag München, DM 18,-) Standort ist ein hervorragendes Hotel in Mellrichstadt. – Gute Schuhe und zweckmäßige Kleidung sind erforderlich.

26

Landschaft und Geschichte um Veringenstadt an der Lauchert

Führung: **Hans Binder**

Sonntag, 22. Mai 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Stuttgart – Nürtingen – Metzingen – Reutlingen – Gammertingen – Hermentingen – Veringenstadt – Veringendorf – Bodensee-Wasserversorgung Büttlau – Inneringen – Feldhausen – Steinhilben – Oberstetten – Reutlingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 26,-

Im tiefeingeschnittenen Laucherttal entspringt in Hermentingen die Gallusquelle. Nach der Aachquelle im Hegau ist sie die zweitgrößte Karstquelle der Westalb. Die Felsen um Veringenstadt (einst Sitz der Grafen von Veringen) enthalten Höhlen und Felsüberhänge, aus denen altsteinzeitliche Kulturreste geborgen werden konnten. (Nikolaushöhle) Zusammen mit eindrucksvollen Zeugnissen aus der Stadtgeschichte sind diese Funde im Heimatmuseum zu sehen. Erst vor wenigen Jahren wurde der Haupteinlaufstollen der zweiten Leitung der Bodenseewasserversorgung fertiggestellt. Die Besichtigung vermittelt eine Vorstellung von dem für die Wasserversorgung des mittleren Neckarraumes notwendigen Aufwand. Anschließend wird eine Wanderung auf dem heimatkundlichen Lehrpfad bei Veringenstadt zum Verständnis der Landschaft (Lauchertgraben), der früheren und heutigen Waldbewirtschaftung und der erst vor 100 Jahren abgegangenen Bohnerzgewinnung beitragen.

Diese Exkursion ist auch für Kinder geeignet. Taschenlampen für die Höhlenbesuche sind erwünscht. Wanderkleidung und gute Schuhe sind erforderlich. Mittagsrast in Veringenstadt. Mittagessen im Gasthaus oder Rucksackvesper nach Wahl.

27

Alte Kirchen im Kreis Ludwigsburg I

Führung: **Markus Otto**

Mittwoch, 25. Mai 1977

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 14,-

Stuttgart – Aldingen – Beihingen – Pleidelsheim – Stuttgart

Markus Otto inventarisiert seit Jahren im Auftrag des Landesdenkmalamtes die Kirchen des Kreises Ludwigsburg. Zu einigen Kostbarkeiten wird er mit dieser und mit weiteren Exkursionen führen. In zahlreichen Varianten bietet sich in diesen Kirchen besonders das Thema Emporenbrüstungsbilder. Z. B. würde allein in Pleidelsheim das Bild «Das Urteil des Kambyzes» einen Besuch lohnen. Die 794 erstmals genannte Pfarrkirche wurde 1586 von Georg Beer umgebaut. In der spätgotischen Kirche in Beihingen sind Grabdenkmäler der Gemmingen, Nothhaft und Breitenbach zu sehen. In der spätgotischen Kirche Aldingens, erbaut 1398, sind etwa 30 Grabsteine der Ortsherren erhalten.



**Auf den Spuren der Staufer –
Stauferstätten südlich der Donau**

Führung: **Maria Heitland**

Samstag, 28. Mai bis Montag, 30. Mai 1977

Teilnehmergebühr: DM 75,-

Samstag, 28. Mai 1977, 20.00 Uhr

Klosterkirche Ochsenhausen

Festliches Pfingstkonzert auf der berühmten Gabler-Orgel
(Ingrid Scherrmann, Biberach-Ochsenhausen)

Sonntag, 29. Mai 1977, Abfahrt 9.00 Uhr

Ochsenhausen – Rot an der Rot – Memmingen – Mindel-
burg – Mindelheim – Irsee – Kaufbeuren – Altenstadt –
Schongau – Peiting – Landsberg/Lech – Ochsenhausen

Montag, 30. Mai 1977, Abfahrt 9.00 Uhr

Ochsenhausen – Winterstettenstadt – Weingarten – Ra-
vensburg – Weißenau – Waldburg – Leutkirch – Ulm –
Stuttgart (Für diese Exkursion ist keine Rückfahrt über
Ochsenhausen geplant.)

Bitte geben Sie bei der Anmeldung möglichst das von Ih-
nen in Ochsenhausen gewünschte Hotel gleich mit an. (Es
sind keine gemeinsamen Mahlzeiten vorgesehen.)

Zwischen Bodensee und Lech bauten die Welfen im 11.
und 12. Jahrhundert ein nahezu geschlossenes Herr-
schaftsgebiet aus, das in seiner strafferen Verwaltung und
durch die Anlage neuer Straßen, Märkte und Städte schon
vieles aufwies, was zu den künftigen Territorialstaaten
hinführte. Das auch wirtschaftlich geschlossene Gebiet,
dessen Handelsstraßen über die Alpenpässe in das weit-
gehend welfische Südtirol und nach Italien führten, ge-
langte unter Friedrich Barbarossa in staufische Hand. Des
Kaisers Onkel mütterlicherseits, Herzog Welf VI. verlor
1167 seinen einzigen Sohn auf dem verlustreichen Rom-
zug des Kaisers. Vor seinem Vetter Heinrich dem Löwen,
der ebenfalls auf das reiche Erbe hoffte, hatte Barbarossa
den schnelleren und glücklicheren Griff: Er erwarb das ge-
samte süddeutsche Welfengebiet, das nun seit etwa 1170
in staufische Verwaltung übergang und bis zum Tode Kon-
radins 1268 der eigentliche Mittelpunkt staufischer Herr-
schaft blieb. Bis über das Interregnum hinaus bildeten die
sogenannten «Konradinischen Lande» rechtlich und ad-
ministrativ ein Ganzes. Viele Königsstädte Oberschwa-
bens erwachsen auf diesem altstaufischen Boden.

29

Kocher, Jagst und Tauber –

eine pflanzenkundliche Fahrt ins Hohenloher Land

Führung: **Dr. Hans Scheerer**

Samstag, 4. Juni bis Sonntag, 5. Juni 1977

Abfahrt 8.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 36,-

Die Muschelkalktäler der Hohenloher Ebene sind nicht
nur landschaftlich und kulturgeschichtlich, sondern auch
botanisch reich und interessant. Es werden einige Natur-
schutzgebiete und vor allem die wenig bekannten trok-
ken-warmen Pflanzenstandorte im Taubertal besucht. Für
diese Exkursion ist Wanderkleidung und stabiles Schuh-
werk erforderlich. Bei schlechtem Wetter wird auf Kultur-
und Kunstgeschichte ausgewichen. Das Mittagessen kann
in einem Gasthaus oder als Picknick eingenommen wer-
den. Übernachtungsort wird Weikersheim sein.

30

Tübingen, die Stadt und drum herum

Führung: **Dr. Wilfried Setzler**

Sonntag, 5. Juni 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Stuttgart – Tübingen – Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 20,-

Im Mittelpunkt der Studienfahrt soll die Geschichte der
Stadt Tübingen stehen, die in diesem Jahr das 500jährige
Jubiläum ihrer Universität feiern kann. Neben einem Be-
such des alten Universitätsviertels (Bursa, Alte Aula,
Stiftskirche, Karzer, ev. Stift etc.) soll auch in die «Niede-
rung» der Stadt, dort wo «Gog» und «Magog» wohnen,
hinabgestiegen werden (Rathaus mit Marktplatz, Juden-
gasse, Stiefelhof, Spital, Jakobuskirche). Aber auch die
neue Stadt des 20. Jahrhunderts wird einbezogen (Natur-
wissenschaftliches Zentrum auf der Morgenstelle, neuer
Botanischer Garten, Waldhäuser Ost). Doch soll diese
Fahrt auch weniger Bekanntes aus der Umgebung Tübin-
gens zeigen, das in Bezug zur Universitäts- und Stadtge-
schichte steht: Derendingen (Primus Tuber), Weilheim
und das Weilheimer Kneiple (Gründungsstätte der Tü-
binger Burschenschaft), oder Oberndorf, wo sich ein
ehemaliger Altar des Klosters Bebenhausen befindet, der
Ammerhof und schließlich, direkt vor Tübingen,
«Schwärzloch» (Gaststätte, ehemalige romanische Kapel-
le).

31

Böhmen II: Chodenland und Bädereck

Führung: **Peter Dellefant**, Freyung

Donnerstag, 9 Uhr bis Sonntag, 12. Juni 1977

Abfahrt 7.00 Uhr vom Karlsplatz.

Teilnehmergebühr: ca. DM 315,- incl. Visagebühren und
Halbpension

Preise für Eintrittsgelder sind noch nicht bekannt. Genaue
Einzelheiten werden den Teilnehmern nach der Anmel-
dung bekanntgegeben.

Domaslice (Zentrum des Chodenlandes) – Rundfahrt
durchs Chodenland – Klenčí p. C. – Horošovsky – Tyn –
Klatovy – Švihov – Stríbo – Marienbad – Teplá – Bečov u.
T. – Karlsbad – Loket – Franzensbad – Cheb – Marktred-
witz – Stuttgart.

Die Stadt Domaslice (Taus) steht ganz unter Denkmal-
schutz, der historische Marktplatz und die Kirche «Mariä
Geburt» mit Werken von K. I. Dientzenhofer und die
Chodenburg werden eingehend besichtigt. Das ganze

Chodenland ist volkskundlich besonders interessant. Mit Tyn besuchen wir eine weitere unter Denkmalschutz stehende Stadt. In Klatovy (Klattau) sehen wir einen bemerkenswerten Stadtplatz mit gotischer Dekanatskirche. Über die spätgotische Wasserburg Švithov geht es nach Stříbro (Mies) zur Benediktinerabtei Kladruby. Die drei weltberühmten Kurorte besichtigen wir eingehend. Ein Besuch gilt der Stiftsbibliothek Teplá. Über eine weitere unter Denkmalschutz stehende Stadt Loket geht es nach Cheb mit seiner malerischen Altstadt, dem herrlichen Marktplatz und der Kaiserburg.

Für diese Fahrt sind paßtechnische Formalitäten notwendig, die einen Rücktritt von der Anmeldung ausschließen. Die Übernachtungen mit Halbpension sind in der CSSR bereits fest vorbestellt.

32

Vorgeschichtliche Denkmäler im Nördlinger Ries

Führung: **Dr. Dieter Planck**

Sonntag, 12. Juni 1977

Abfahrt 7.30 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 29,-

Stuttgart – Bopfingen – Utzmemmingen – Goldburghausen – Kirchheim/Ries – Wassertrüdingen – Dinkelsbühl – Ellwangen – Stuttgart.

Die Exkursion gibt einen Einblick in die reiche vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Rieses. Im Mittelpunkt steht die Besteigung des Ipfes mit seinen bedeutenden vorgeschichtlichen Befestigungen, weiter die Besichtigung der urgeschichtlich bewohnten Ofnethöhlen und der im Jahre 1976 restaurierten römischen Überreste unterhalb der Höhlen. Die Fahrt geht weiter zum Goldberg, einer bedeutenden vorgeschichtlichen Höhensiedlung, und zur eindrucksvollen keltischen Vierecksschanze bei Kirchheim. Den Abschluß bildet die Besteigung und Besichtigung des Hesselberges mit seinen vorgeschichtlichen Befestigungen.

Gute Schuhe sind erforderlich. Auch diese Fahrt eignet sich gut für interessierte Schulkinder.



33

Auf den Spuren der Staufer – Stauferstätten in Ostschwaben

Führung: **Manfred Akermann**

Freitag, 17. Juni bis Sonntag, 19. Juni 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 70,-

Stuttgart – Waiblingen – Kloster Adelberg – Wäschenbeuren – Hohenstaufen – Kloster Lorch – Schwäbisch Gmünd – Ruine Flochberg – Nördlingen – Hürnheim – Ruine Niederhaus – Kloster Christgarten – Hohenaltheim – Schloß Harburg – Öttingen – Kloster Auhausen – Hochaltingen – Wallerstein – Burg Katzenstein – Kloster Neresheim – Schloß Hellenstein – Kloster Herbrechtingen – Giengen a. d. Brenz – Langenau – Göppingen Faurndau – Stuttgart. (Übernachtungen in Nördlingen)

Der älteren Forschung galt jahrhundertlang das schwäbische Remstal mit Lorch und Schwäbisch Gmünd und das Land um die namengebende Stammburg, schließlich auch noch der Schurwald zwischen Rems und Fils als die Urheimat der Staufer.

Dem gegenüber wiesen Witte und Kimpen auf elsässische und rheinische, Bauer und Bossert auf ostfränkische, Klebel auf bayrische und ostschwäbische Anfänge der Staufer hin. Zuletzt hat Heinz Bühler, Klebels Anregungen aufgreifend, nachdrücklich Ostalb und Ries als die eigentliche Stauferheimat herausgestellt. Diese Studienfahrt besucht die Plätze Ostschwabens, die für die frühen Staufer wichtig waren, als diese das Land um den Staufen noch gar nicht besaßen, die Burg noch nicht erbaut hatten und sich also auch noch nicht nach ihr benennen konnten. In jener Zeit übten die ältesten, meist Friedrich genannten Ahnherren der späteren Staufer des vornehme Amt eines Pfalzgrafen in Schwaben aus und besaßen daneben in ihrer Riesgaugrafschaft wichtige Burgen und Kirchen.

34

600 Jahre Ulmer Münster

Führung: **Albrecht Rieber, Archäologe, Ulm**

Samstag, 18. Juni 1977

Abfahrt 7.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 25,-

Die ehemalige Reichsstadt Ulm blickt auf eine bedeutende Geschichte zurück. Friedrich von Staufen baute 1097 Ulm zum Hauptstützpunkt in Schwaben aus. 1181 wurde die Stauferstadt zum ersten Mal «civitas» genannt. Im 14. und 15. Jahrhundert sammelten sich um das 1377 gegründete Münster Baumeister wie z. B. Parler, Ensingen, Kun, Böblingen, die Bildhauer, Schnitzer und Maler Hartmann, Multscher, Syrlin, Schüchlin, Zeitblom, Schaffner, Erhard und Mauch und schufen die schwäbische Kunst der Spätgotik und der anbrechenden Renaissance Ulmer Prägung. Da diese Studienfahrt am Vortage des eigentlichen Münsterjubiläums stattfindet, können wir neben der eingehenden Besichtigung des Münsters, des Museums und der Stadt an dem «Marktgeschehen» teilnehmen, mit dem die evangelische Gesamtkirchengemeinde die Feiern zum Münsterjubiläum einleitet.

35

Hohenloher Land und Taubertal

Führung: **Professor Dr. Helmut Dölker**

Sonntag, 19. Juni 1977

Abfahrt 7.30 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 32,-

Stuttgart – Mainhardt – Öhringen – Künzelsau – Stuppach – Bad Mergentheim – Markelsheim – Weikersheim – Creglingen – Finsterlohr – Landturm Lichtel – Niederstetten – Blaufelden – Crailsheim – Gaildorf – Welzheim – Schorn-dorf – Stuttgart.

Unterschiedliche und abwechslungsreiche Landschaften liegen an dieser Fahrtroute: Die Keuperwaldländer der Löwensteiner Berge, des Mainhardter Waldes, der Lim-

purger Berge und des Welzheimer Waldes, die Hohenloher Ebene und der Taubergrund. Dabei richtet sich die Aufmerksamkeit auf alle Besonderheiten der besuchten Landschaften: Natur und Besiedlung, Lebensweise der Bewohner, Denkmäler der Geschichte und der Kultur. Zu den Höhepunkten der Fahrt zählen die Besuche in Stuppach (Matthias Grünewald), Weikersheim (Schloß und Park) und Creglingen (Tilman Riemenschneider).

36

Studienwoche im Schwarzwald

Wissenschaftliche Leitung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Standort: Lahr

Samstag, 25. Juni bis Samstag, 2. Juli 1977

Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühren:

Fahrtkosten Stuttgart – Lahr und zurück: DM 38,-

Kosten aller Studienfahrten insgesamt: DM 90,-

Teilnehmergebühr: DM 35,-

Bei einer Gesamtbuchung beträgt die Gebühr: DM 163,-

Nach der Studienwoche in Kaufbeuren wird in diesem Jahr der Raum, in dem sich der Übergang vom Schwarzwald zum Rhein vollzieht, unser Ziel sein. Wir studieren Landschaft, Kunst und Geschichte dieses Gebietes, wollen aber auch einen Tag den aktuellen Brennpunkten dieses Landes am Kaiserstuhl (Wyhl, Rheinauen usw.) unsere besondere Aufmerksamkeit schenken.

Vorläufiges Programm:

Samstag, 25. Juni 1977

13.30 Uhr Abfahrt vom Karlsplatz

20.00 Uhr Soiree

Sonntag, 26. Juni 1977

10.00 Uhr **Stadtführung**

14.30 Uhr Studienfahrt ins Umland von Lahr

Montag, 27. Juni 1977, 8.30 Uhr

Professor Dr. Rudolf Metz, Universität Karlsruhe

Referat und Exkursion: **Schwarzwald-Geologie**

Dienstag, 28. Juni 1977, 8.30 Uhr

Dr. Wolfgang Irtenkauf: Die Welt der großen Romanschriftsteller des 17. Jahrhunderts:

Grimmelshausen und Moscherosch (mit Exkursion)

Mittwoch, 29. Juni 1977, 8.30 Uhr

Dr. Dieter Kauf: **Kirchen und Klöster in Mittelbaden** (mit Exkursion)

Donnerstag, 30. Juni 1977, 8.30 Uhr

Dr. Oswald Rathfelder: **Wyhl, die Rheinauen und Naturschutzprobleme im Elsaß** (mit Exkursion)

Freitag, 1. Juli 1977, 8.30 Uhr

Dr. Wolfgang Irtenkauf: **Auf die Höhen des Schwarzwaldes** (Hünersedel, Kandel, Landschaft am Westweg)

Samstag, 2. Juli 1977, 9.00 Uhr Abfahrt nach Stuttgart

37



Auf den Spuren der Staufer – Stauferstätten im Elsaß

Führung: **Manfred Akermann**

Samstag, 30. Juli bis Samstag, 6. August 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 190,-

Überblick über den Fahr- und Besichtigungsplan: Stuttgart – Lauterburg – Weißenburg – Ruine Fleckenstein – Woerth – St. Walburg – Hagenau – Ruine Hohbarr – Zubern – St. Johann – Neuweiler – Lützelburg – Dagsburg – Obersteigen – Mursmünster – Stadtbesichtigung Straßburg (Stadtanlage, Staufische Türme, Münster) – Avolsheim – Molsheim – Rosheim – Oberehnheim – Boersch – Ottrott – Odilienberg – Kloster Andlau – Schlettstadt – Hohkönigsburg – Rappoltsweiler – Hunaweier – Reichenweiler – Colmar – (Stadt und Horburg) – Kaysersberg – Türckheim – Route des 5 Châteaux – Egisheim – Rufach – Gebweiler – Murbach – Laudenbach – Le Markstein – Großer Belchen – Thann – Ensisheim – Ottmarsheim – Neubreisach – Breisach – Stuttgart.

Wir übernachten vier Nächte in Straßburg und drei Nächte in Colmar. Mit den Hotels ist Halbpension vereinbart. Die Kosten für die Halbpension in Straßburg und Colmar sind in der Teilnehmergebühr nicht enthalten. Für diese Fahrt ist ein gültiger **Paß oder Personalausweis erforderlich**. Gute Schuhe und zweckmäßige Kleidung sind notwendig.

Unter allen Landschaften des historischen deutschen Sprachgebietes birgt das Elsaß heute die meisten Stauferzeugnisse. Trotz späterer bewußter Zerstörung staufischer Königspalzen und Reichsburgen, wie Hagenau und Kaysersberg, zeugen doch Murbach und Schlettstadt, die drei «Egsen» und Rosheim von der Höhe staufischer Kunst. St. Fides in Schlettstadt, St. Walburg im Heiligen Forst und Straßburg waren älteste Staufer-Grablegen. Dagsburg, Egisheim, Hohkönigsburg und Rappoltsstein sind mit der staufischen Frühgeschichte eng verknüpfte Burgen. Nirgends sind die Staufer so stark als Städtegründer hervorgetreten, wie in diesem ihrem Stammland. Von Barbarossas Vater, Friedrich dem Einäugigen, sagte das elsässische Sprichwort, «er habe, so oft er durchs Land ritt, am Schwanz seines Pferdes allemal eine Stadt und eine Burg angebunden gehabt», also gewissermaßen nur so im Vorüberreiten Burgweiler und Städte gegründet. In Wirklichkeit ist das Elsaß geradezu ein aufgeschlagenes Lehrbuch des staufischen Landesausbaus.

38

Christian Wagner aus Warmbronn

Kabinettausstellung des Deutschen Literaturarchives, Marbach bearbeitet von Friedrich Pfäfflin

Mittwoch, 10. August 1977

Abfahrt 13.15 Uhr vom Karlsplatz

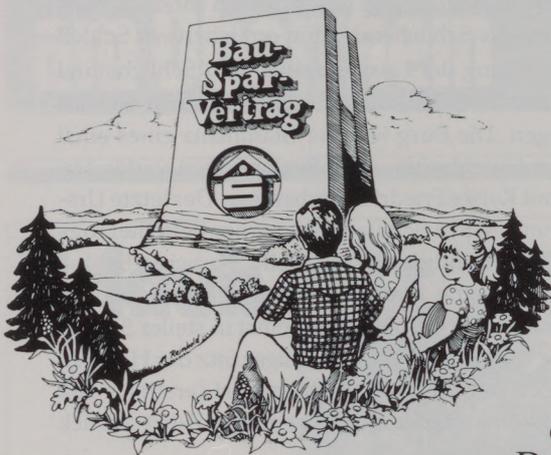
Führung: **Professor Dr. Helmut Dölker**

Teilnehmergebühr: DM 13,-

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

VOLKS- VERTRAG

Über 1 Million Bausparverträge. Bei uns.



Mehr als 500 000 Bausparer in Württemberg tragen unsere Bauspargemeinschaft. Mit über 1 Million Bausparverträgen. Mit Bausparsummen von mehr als 25 Milliarden Mark. Das sind umgerechnet über 4 600 Mark je Einwohner in Württemberg. Eine Quote ohne Beispiel im deutschen Bausparwesen.

Unser Bausparvertrag sichert Ihnen Vorteile. Zum Beispiel Prämien oder Steuervorteile vom Staat – vor allem aber die Gewißheit, mit einem günstigen Baudarlehen rechnen zu können. Darüber hinaus bieten wir Ihnen:

1. Unsere BAÜSPAR-BIBLIOTHEK.

In den Bänden: »Die Finanzierung«, »Der Grundstückskauf«, »Der Hausbau«, »Die Eigentumswohnung«, »Die Hausmodernisierung«, »Die Prämien und Steuervorteile« beantworten Ihnen Experten viele Fragen.

2. Umfassende Finanzierung. Sie bekommen Ihr Baugeld schnell und problemlos durch unsere »Finanzierung aus einer Hand«.

3. Umfassende Beratung. Über alle Bausparvorteile und über die staatlichen Förderungsmittel für Bau- und Modernisierungsmaßnahmen.

4. Kundennähe. Als Bausparkasse der Sparkassen sind wir überall in Ihrer Nähe und kennen Ihre örtlichen Probleme genau.

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Bauspar-Beratern sowie bei allen Sparkassen.



Öffentliche 
Bausparkasse

Bausparkasse der Sparkassen

Das Deutsche Literaturarchiv in Marbach hat Christian Wagner eine Ausstellung gewidmet. Wir besuchen diese Ausstellung. Nach der Kaffeepause soll Schillers Geburtshaus aufgesucht und die spätgotische Alexanderkirche besichtigt werden. Die Geschichte der Stadt Marbach wird bei dieser Fahrt ebenfalls deutlich gemacht.

39

Aktion Irrenberg 1977

Samstag, 13. August

Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Nur haben bei dieser seit Jahren stattfindenden Aktion stets Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gefehlt, in dessen Besitz der größte Teil dieses Gebietes steht. In diesem Jahr soll sich das ändern. Wir zählen vor allem auf unsere jüngeren Mitglieder!

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes. Und das ist immerhin auch eine der satzungsgemäßen Aufgaben des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES!

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt.

40

Blaubeuren und spätgotische Kunst im Umkreis von Ulm

Führung: Albrecht Rieber, Archäologe, Ulm

Sonntag, 14. August 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 27,-

Stuttgart – Geislingen/Steige – Scharenstetten – Merklingen – Ulm – Blaubeuren – Stuttgart.

Im Umkreis der ehemaligen Reichsstadt Ulm sind viele Zeugnisse alter Kunst zu finden. Diese erste Fahrt soll vorwiegend spätgotischen Altären dieses Raumes gelten. Die Stadtkirche in Geislingen besitzt einen sehr bedeu-

tenden Altar der Ulmer Schule (Daniel Mauch, Jörg Syrlin). In Scharenstetten und Merklingen finden sich ebenfalls spätgotische Altäre der Ulmer Schule. Am Nachmittag besuchen wir Blaubeuren: Zuerst die wenig bekannte Stadtkirche und dann die gerade erst restaurierte ehemalige Klosterkirche. Peter von Koblenz baute die Kirche, der jüngere Syrlin schuf das Chorgestühl, die Ulmer Meister Erhart, Barth, Zeitblom und Striegel sind die Schöpfer des Hochaltars. Neben der Kunst wird auch die Geschichte des Ulmer Raumes Beachtung finden.

41

Zwischen Alb und oberem Neckar

Führung: Willy Baur, Hechingen

Sonntag, 21. August 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 26,-

Stuttgart – Hechingen – Kleiner Heuberg – Gösslingen – Irslingen – Schlichemklamm – Lichteneck – Alt-Oberndorf – Oberndorf – Stuttgart.

Kleinere, nicht anstrengende Wanderungen führen zu landschaftlich reizvollen und geschichtlich interessanten Plätzen. Durch die Schlichemklamm erreichen wir Schloß Lichteneck. Entlang der Liasstufe über dem Schlichemtal geht es zur alten Wallfahrtskirche von Gösslingen und zur Ruine Irslingen. Die Burg war der Stammsitz eines einst bedeutsamen Geschlechts, enge Beziehungen verbinden die Familie mit Kaiser Friedrich Barbarossa. Der letzte Urslinger starb um 1446 in Schiltach als «armer Bettelherzog» vom kaiserlichen Landgericht verurteilt. Vorbei an Schloß Lichteneck führt eine Wanderung zum Neckartal nach Alt-Oberndorf. Hoch darüber stand einst in steiler Spornlage die Burg Wasseneck, ein ehemaliger Sitz der Herzoge von Zähringen und Teck. Von Oberndorf (erstmalig 782 genannt als königseigenes Gut) geht die Fahrt zurück nach Stuttgart.

Gutes Schuhwerk ist für diese Exkursion erforderlich.

42

Bottwartal, Löwensteiner Berge, MurrtaI und Welzheimer Wald

Führung: Professor Dr. Helmut Dölker

Mittwoch, 24. August 1977

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 17,-

Stuttgart – Waiblingen – Backnang – Aspach – Lichtenberg – Oberstenfeld – Gronau – Prevorst – Lautertal – Sulzbach an der Murr – Murrhardt – Althütte – Schorndorf – Stuttgart.

Zu wenig bekannten Schönheiten der Landschaft, zu verschiedenartigen Siedlungen, zu kunstgeschichtlich und historisch bedeutsamen Plätzen führt diese Nachmittags-Exkursion. Die Ortsnamen, von denen die Route bezeichnet wird, sagen dem Kenner zur Genüge deutlich, was geboten sein wird. Der nicht ganz so Bewanderte wird überrascht sein vom Reichtum des Landes.



Prof. Dr. Odilo Engels, Guy Trendel, Alf Rapp

Stauferburgen am Oberrhein

Mit eigens angefertigten Aufnahmen von Robert Häusser und Alf Rapp.

Vorwort und Erläuterungen von Georg Richter, sowie einer Betrachtung über die regionale Münzgeschichte der Staufer von Prof. Dr. Friedrich Wielandt.

152 Seiten Inhalt mit 8 Farbtafeln und 102 Bildseiten, 2 Übersichtskarten, Format 24 x 30 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, DM 48,-

ISBN 3 7650 8026 8

Verlag G. Braun

Postfach 1709, 75 Karlsruhe 1

Urlaub



auf dem Bauernhof

Ein Familien-Urlaub der von Jahr zu Jahr beliebter wird. Dafür gibt es gute Gründe: keine lange, strapaziöse An- und Rückreise, verträgliches Klima für Erwachsene und Kinder, ungezwungene Urlaubsatmosphäre und Spaziergänge oder Spiele in gesunder Luft. Für den unter Streß stehenden Menschen unserer Tage gerade die richtige Rezeptur. Und Ihren Kindern wird Urlaub auf dem Bauernhof zum Erlebnis.

Adressen-Verzeichnisse erhalten Sie bei Ihrer Sparkasse.

wenn's um Geld geht
Sparkasse





Auf den Spuren der Staufer – Stauferstätten in Frankreich

Burgund, Arelat, Provence und Savoyen

Führung: **Prof. Dr. Hansmartin Decker-Hauff**

Samstag, 27. August bis Mittwoch, 7. September 1977

Abfahrt 7.30 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: ca. DM 1030,- inclusive Halbpension
Stuttgart – Straßburg – Schlettstadt – Egisheim – Montbé-
liard – Besançon – Dôle – Château Chalon – Arlay – Abtei
Baume-les-Messieurs – Lons-le Saunier – Chalon-sur-
Saône – Tournus – Cluny – Berzé-la-Ville – Mâcon –
Bourg-en-Bresse – Abtei Brou – Perouges – Lyon, Vienne –
Champagne – Valence – Cruas – La Garde-Adhémar – St.
Paul-Trois-Châteaux – Avignon – Orange – St. Gabriel –
Tarascon – St. Gilles – Aigues-Mortes – Arles – Montmajour
– Les Baux – Salon de Provence – Aix-en Provence – Silva-
cane – Apt – Forcalquier – Sisteron – Embrun – Briançon –
Col de Mont Genève – Susa – Sagra di San Michele – Tur-
in – Ivrea – Aosta – Großer St. Bernhard – St. Maurice –
Montreux – Payerne – Bern – Basel – Stuttgart.

Für diese Fahrt ist ein gültiger Paß oder Personalausweis
unbedingt erforderlich. Ebenso sind gute Schuhe und
zweckmäßige Kleidung erforderlich.

Daß Apulien, Sizilien oder Franken Kernlandschaften der
Staufer waren, ist jedermann bewußt. Dasselbe gilt für das
Elsaß. Kaum bekannt ist dagegen, wie eng die Bindungen
der Staufer zu anderen heute französischen Gebieten wa-
ren, wie stark sie sich um das altlothringische Zwischen-
reich und um die beiden ihnen gehörenden Königreiche
Hoch-Burgund und Arelat (Nieder-Burgund) kümmer-
ten. Besançon als Reichsstadt, Dôle als staufische Resi-
denz, Vaucouleurs, Mâcon, das Rhonetal, die Provence
und die savoyischen Alpengebiete sahen wichtige Ereig-
nisse staufischer Geschichte. Aus Pont-a-Mousson
stammte die staufische Ahnfrau Hildegard, aus Conques
in der Rouergue kamen die ersten Mönche in das staufi-
sche Hauskloster Schlettstadt – die Ste. Foy wurde als St.
Fides, später als St. Getreuen eine staufische Familienhei-
lige. Durch seine Heirat mit Beatrix, der Erbtochter von
Burgund, erhielt Barbarossa die Franche Comte, in Arles
wurde er gekrönt. Sein Sohn Otto begründete die staufi-
sche Linie in Pfalz-Burgund. Nahe Verwandte der Stau-
fer, wie die Herren von Le Baux, von Adhémar oder Sa-
voyaen wurden als Träger staufischer Politik eingesetzt. Im
Dreieck Lyon-Turin-Lausanne sitzen frühe Ahnen der
Staufer von Mutterseite. Reichsbistümer und Reichsklö-
ster fanden staufische Förderung. Der große Historiker
Otto von Freising, Oheim Barbarossas, Sohn der Agnes
von Waiblingen, hatte Beziehungen zu Silvacane bei Aix-
en-Provence.

44

Der rätische Limes in Bayern

Führung: **Dr. Dieter Planck**

Samstag, 27., bis Sonntag, 28. August 1977

Abfahrt 8.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 54,-

Stuttgart – Nördlingen – Gunzenhausen – Weißenburg –
Böhming – Neustadt – Eining – Manching – Donauwörth –
Stuttgart.

Diese Exkursion ist die Fortsetzung der Limesfahrt vom
September 1976. Besucht werden eindrucksvolle Anlagen
am bayrischen Limesabschnitt, so der Limes bei Gunzen-
hausen, das konservierte Kastell, die Badeanlage von
Theilenhofen, das konservierte Kastell Weißenburg mit
seinem aufschlußreichen Museum. Die Fahrt geht weiter
zu dem Burgus in der Marlach, einem merkwürdigen,
sehr gut erhaltenen Bauwerk am Limes, schließlich zum
Kastell Böhming im Altmühltal. Von dort fahren wir zum
Endpunkt des rätischen Limes an der Donau, zum fast
vollständig restaurierten Kastell Eining. Auf dem Rückweg
besuchen wir noch das Kastell Pförring und als Abschluß
das große keltische Oppidum Manching bei Ingolstadt.
Gute Schuhe erforderlich.

45

Der Kleine Heuberg

Führung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Sonntag, 28. August 1977

Abfahrt 7.15 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 30,-

Stuttgart – Horb – Empfingen – Kirchberg – Heiligenzim-
mern – Binsdorf – Geislingen – Erzingen – Rosenfeld – Ro-
tenzimmern – Böhringen – Irslingen – Gößlingen – Zim-
mern – Schömberg – Stuttgart.

Der Kleine Heuberg ist – im Gegensatz zum Großen Heu-
berg auf der Südwestalb – ein verhältnismäßig wenig be-
kannter Landstrich zwischen Neckarland (Rottweil –
Horb) und Hohenzollern. Ist er ein typischer Teil des Alb-
vorlandes? Die Fahrt soll darüber Auskunft geben. Sie
wird nicht nur an den wenigen Glanzpunkten dieser Ge-
gend Halt machen, sondern anhand einiger kleinerer
Wanderungen versuchen, zu Unbekanntem vorzudrin-
gen. Wie der Dreißigjährige Krieg dieser Gegend mitge-
spielt hat, das lesen wir bei Grimmelshausen im «Spring-
insfeld». Über heute dort auftretende Probleme wollen wir
uns an Ort und Stelle unterrichten.

46

Burgen im Tal der Großen Lauter

Führung: **Dr. Hans Martin Maurer**

Sonntag, 4. September 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

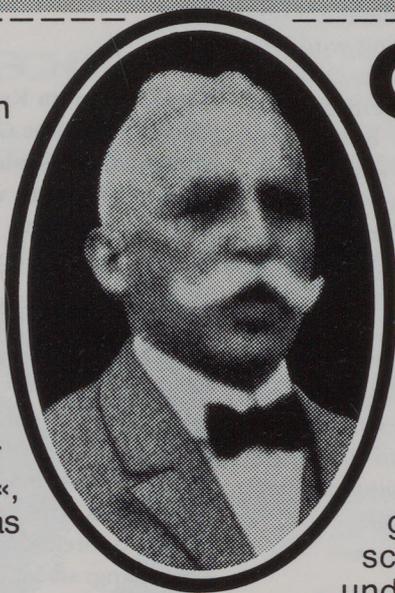
Teilnehmergebühr: DM 24,-

Stuttgart – Münsingen – Grafeneck (Renaissanceschloß) –
Hohengundelfingen (Felsburg) – Niedergundelfingen
(Hügelburg) – Bichishausen (moderne Restaurierung) –
Althayingen (Ringwall) – Hayingen – (planmäßige Stadt-
gründung) – Zwiefalten (Barockkirche) – Stuttgart.

Zu den schönsten Gegenden der Schwäbischen Alb ge-
hört das überaus reizvolle Tal der Großen Lauter. Die
landschaftliche Großartigkeit wird durch zahlreiche Bur-
gen, die sich über den Felshängen erheben, noch gesteig-
ert. Wir wollen die geschichtlich und burgenkundlich
bemerkenswertesten Anlagen besuchen, um die ver-

Dank der Idee eines Journalisten konnten wir 2 Millionen Familien zu eigenen vier Wänden verhelfen.

Er trug einen martialischen Schnurrbart und war Jahrgang '65. Und wenn es je einen »Ur-Schwaben« gab, dann ihn. (Obwohl er, der Sohn eines Ostseekapitäns mit einem Dreimaster namens »Lessing«, in Swinemünde das Licht der Welt erblickte.)



Georg Kropp, Drogist und Werbeleiter, Kalender- und Chronikherausgeber, Vollblut-Journalist und »Macher« (»Taten statt Tinte«). Erst mit 57 war ihm der Erfolg beschieden, um den er jahrelang gedacht und geschrieben, gekämpft und gelitten hatte:

die Gründung Deutschlands erster Bausparkasse - die Gemeinschaft der Freunde, Wüstenrot.

Aus seiner Feindschaft gegen Alkohol machte er nie einen Hehl, aber Upton Sinclairs »Sumpf« hatte ihn immer aus ganz anderen Gründen fasziniert: Denn da war die Rede von den vielen Menschen, die erst dem einen halfen, sich ein Haus zu bauen - und die schließlich auch selbst zu ihren eigenen vier Wänden kamen...

Wann immer Deutschlands Schwaben als »Häuslesbauer« apostrophiert werden, steht Georg Kropps unbekannter Name dahinter. Und Wüstenrot, Deutschlands Bausparkasse Nummer 1.

wüstenrot
Deutschlands größte Bausparkasse

schiedenen Typen mittelalterlicher Herrsensitze und Herrschaftszentren kennenzulernen. Alle Besichtigungsziele sind in Spaziergängen von 5 bis 10 Minuten auf wenig steilen Wegen bequem erreichbar.

47

Emsland – Ostfriesland – Norderney – Jeverland – Ammerland – Oldenburger Münsterland

Führung: **Professor Helmut Wach**

Sonntag, 4. September bis Samstag, 10. September 1977

Abfahrt 7.30 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr, inclusive Schifffahrt: DM 217,-

Stuttgart – Dortmund – Greven – Rheine – Lingen – Moorgebiete des Emslandes – Geestrücken des Hümmling – Schloß Clemenswerth – Papenburg – Leer – Emden – Krummhörn – Norden – Insel Norderney – Schloßpark Lütetsburg – Jever – Bad Zwischenahn – Cloppenburg – Stuttgart.

Diese Studienfahrt beginnt im Emsland mit seinen Moor-, Torf- und Heideflächen, seinen Kanälen, Klappbrücken und Erdölpumpen. Im bewaldeten Hümmling wird das Rokoko-Jagdschloß Clemenswerth besucht. In Ostfriesland beschäftigt uns die Entwässerung, der Deichbau, die Landgewinnung, die Stammviehzucht, die Erdgasspeicherung, die friesische Sprache und friesische Wohnkultur. Wir besuchen dort die älteste bäuerliche Genossenschaft Europas, die Theelacht. Ein Tag auf der Insel Norderney soll der Erholung dienen. Im Jeverland mit seinen Findlingskirchen zwischen Moor und Meer und im Ammerland beschäftigen wir uns vor allem mit der Volkskultur. Im Oldenburger Münsterland gehen wir durch das größte Museumsdorf Deutschlands, das Freilichtmuseum in Cloppenburg. Das Studienziel auch dieser Fahrt ist wiederum nicht die Spezialisierung auf ein Teilgebiet, sondern die räumliche, geschichtliche, kulturelle und wirtschaftliche Zusammenschau einer Region.

48

Bietigheim – Vaihingen/Enz – Oberriexingen

Führung: **Frau Stadtarchivarin Elisabeth Zipperlen**

Mittwoch, 7. September 1977

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 15,-

Diese Nachmittagsfahrt führt in das dichtbesiedelte, geschichtlich und kunstgeschichtlich höchst bemerkenswerte Gebiet zwischen Bietigheim und Vaihingen. Bietigheims historischem Stadtkern und der soeben renovierten Stadtkirche und dem Rathaus gilt unser Besuch ebenso wie den neuen Wohngebieten der lebendigen Stadt. In Vaihingen/Enz will der Oberbürgermeister im Rathaus den Teilnehmern einen Schluck aus dem berühmten Löwenpokal reichen. Außerdem besuchen wir die Stadtkirche und die hoch über die Stadt gelegene Burg. Die römische Zeit dokumentiert sich in verschiedenen Funden und Bauwerken, so in Oberriexingen mit einem römischen Keller (Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart).

49

Weilerburg und drum herum

Führung: **Willy Baur, Hechingen**

Sonntag, 18. September 1977

Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 21,-

Stuttgart – Tübingen – Kreßbach – Eckhof – Kilchberg – Schadenweilerhof – Weilerburg – Sieben Täler – Bad Niedernau – Tübingen – Stuttgart.

Eine kleine, nicht anstrengende Wanderung von Kreßbach zum Eckhof erschließt einen besonders schönen Ausblick in das Steinlachtal und auf die Roßberg-Alb. In der Kilchberger Kirche finden wir Grabmäler und Zeugnisse der bedeutenden Familie von Ehingen. Von der alten Burg zeugt noch ein Hochmantel. Von der 555 m hochgelegenen Weilerburg haben wir einen umfassenden Fernblick. Ein hübscher Fußweg führt durch die Sieben Täler. Bad Niedernau beschließt diese Fahrt. Seit 1489 war dort ein Badehaus eingerichtet. – Gutes Schuhwerk erforderlich.

50

Alte Kirchen im Kreis Ludwigsburg II

Führung: **Markus Otto**

Mittwoch, 28. September 1977

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 14,-

Stuttgart – Eglosheim – Markgröningen – Bissingen – Stuttgart.

Im frühgotischen Langhaus der bedeutenden Bartholomäuskirche in Markgröningen befindet sich der älteste erhaltene Grabstein eines Grafen von Württemberg (Hermann von Württemberg-Gröningen, 1280). In Eglosheim, 844 erstmals genannt, befinden sich die einzigen mittelalterlichen Glasgemälde des Kreises in der reizvollen alten Katharinenkirche. Die Bissinger Kilianskirche besitzt wohl weit und breit die besterhaltene nachreformatorische Ausmalung; sie ist ein Schulbeispiel in Württemberg.

51

Jahreshauptversammlung in Esslingen am Neckar

Samstag, 1. Oktober, bis Sonntag, 2. Oktober 1977

Für das Jahr 1977 haben wir Esslingen als Ort der Jahreshauptversammlung gewählt. Die alte, schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelte Stadt, erlangte bereits in der Merowinger-Zeit Bedeutung. 777 wird der Ort zum ersten Mal erwähnt. Die reiche Geschichte und ihre Entwicklung zum politischen und wirtschaftlichen Mittelpunkt der Gegend finden in den Themen und Exkursionen der Jahreshauptversammlung Beachtung. Das Tagungsprogramm erscheint in Heft 1977/3 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.)

Wie in den vergangenen Jahren werden wir diese Veranstaltung in Verbindung mit der Gesellschaft für Naturkunde und dem Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine durchführen.

Das Verkehrsamt der Stadt Esslingen vermittelt die Hotelunterkünfte direkt.

Ja was ist denn in Stuttgart los?

WÜRTEMBERGISCHE BANK

Es gibt viele Banken
in Württemberg.

Und
„Die Württembergische Bank“

Unsere Kunden schätzen die Atmosphäre in unserem Haus. Sie profitieren von unserer Börsenerfahrung und nutzen unsere weltweiten Verbindungen für ihren Außenhandel. Sie legen ihr Geld mit unserem Rat erfolgreich an und investieren zum richtigen Zeitpunkt mit unseren Krediten. Für unsere Kunden sind wir nicht irgendeine Bank in Württemberg. Für sie sind wir „Die Württembergische Bank“. Und das nicht erst seit gestern.



WÜRTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart, Ebersbach, Göppingen, Hechingen, Herrenberg, Metzingen, Nürtingen, Ravensburg, Reutlingen, Schorndorf, Sindelfingen, Tübingen, UHINGEN, Ulm, Villingen-Schwenningen

Viele Millionen Besucher werden 1977 in der Schwaben-Metropole erwartet. Denn: der Sommer findet in Stuttgart statt.

»Stuttgart 77« ist groß im Kommen. Und ohne Baustellen fast nicht wiederzuerkennen. Nach der intensiven »Schönheits-Operation« hat sich Stuttgart zu einer der schönsten und vor allem angenehmsten Großstädte Deutschlands gemauert. Allein die City mit ihren

neuen Fußgängerzonen, den historischen Bauten und Plätzen ist den Besuch wert.

Aber »Stuttgart 77« ist weit mehr:



 **Bundes-Gartenschau** vom 29. April bis 23. Oktober

 **Große einmalige Ausstellung »Zeit der Stauer - Geschichte, Kunst, Kultur«** vom 26. März bis 5. Juni

 **Europas modernstes Planetarium** steht ebenfalls im »neuen Stuttgart«!

90 Jahre Automobil-Geschichte in Stuttgart

 Für ungetrübten Spaß an dieser Stadt sorgt auch das **attraktive Wochenend-Pauschalangebot »Stuttgarter Viertele«**, das dem Besucher viele Vergünstigungen sichert (auch als DB-Städtetour zu buchen).

Kommen Sie nach

Stuttgart

Die »Blumen-Wein-Theater- Einkaufs-Freizeit-Wald-Bäder-Stadt« wird Sie glänzend unterhalten!

Verkehrsamt der Landeshauptstadt Stuttgart,
Postfach 870, 7000 Stuttgart 1

INFO-Gutschein für mehr Stuttgart-Informationen

Schicken Sie mir bitte ausführliche Informationen über »Stuttgart 77«.

Name

Straße

Ort

An das Verkehrsamt der Landeshauptstadt Stuttgart,
Postfach 870, 7000 Stuttgart 1.



BRILLEN Contact-Linsen

Optiker

PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

Die Schenken von LimpurgFührung: **Dr. Volker Himmelein****Samstag, 8. Oktober 1977****Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz**

Teilnehmergebühr: DM 26,-

Stuttgart – Schwäbisch Hall – Ruine Limpurg – Wanderung über Unterlimpurg zur Comburg (Schenkenkapelle) – Michelbach (Schloß des 16. Jh.) – Gaildorf (Residenz seit 1441 mit Schloß, Kirche und Denkmälern) – Schmiedelfeld (Schloß) – Obersontheim (Residenz der Hauptlinie seit dem Verkauf der Stammburg 1541) – Stuttgart.

Die Herren von Limpurg, Reichserbschenken seit der Stauferzeit und bis zu ihrem Erlöschen im Jahre 1713, haben in Schlössern und Kirchen ihres kleinen Territoriums eine Fülle von Denkmälern hinterlassen, in denen uns die Familie und ihre Geschichte lebendig entgegentritt. Unsere Fahrt durch die Limpurger Berge will ihren Spuren nachgehen.

53

Vulkanfahrt auf die Schwäbische AlbFührung: **Dr. Hans Scheerer****Sonntag, 9. Oktober 1977****Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz**

Teilnehmergebühr: DM 21,-

Stuttgart – Urach – Kirchheim – Stuttgart.

Riesige Vulkanausbrüche waren in geologischen Vorzeiten mit kräftigen Erdbewegungen verknüpft. Zeugen dieser Epoche sind auf der Schwäbischen Alb zu erkennen. Der Schwerpunkt dieser Exkursion liegt auf dem Gebiet der Tertiär-Vulkane um Urach und Kirchheim/Teck. Doch hat gerade der Frühherbst auch dem Pflanzenfreund viele Besonderheiten zu bieten.

Für diese Fahrt ist Wanderkleidung und gutes Schuhwerk erforderlich. Bei schlechtem Wetter wird auf Kultur- und Kunstgeschichte ausgewichen. Mittagessen im Gasthaus oder ein Picknick nach Wahl.

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue**

54

Mittwoch, 19. Oktober 1977**Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz**

55

Samstag, 22. Oktober 1977**Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz**

Wie seit Jahren finden wieder zwei «Fahrten ins Blaue» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung.

Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.



56

Auf den Spuren der Staufer –**Friedrichs II. Zug über die Alpen 1212**Führung: **Dr. Rudolf Bütterlin****Mittwoch, 26. Oktober bis Sonntag, 30. Oktober 1977****Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz**

Teilnehmergebühr: DM 160,-

Stuttgart – Memmingen – Fernpaß – Landeck – Inntal – Staufisches Erbgut Prutz – Reschenpaß – Vintschgau – Churburg – Ruine Matsch – Burgeis – Fürstenburg – Taufers – Mustair – Ofenpaß – Engadin – Fluelapaß – Klosters – Prettigau – Chur – Sargans – Werdenberg – St. Gallen – Konstanz – Untersee – Stift Öhningen – Winterthur – Burg Kyburg – Lenzburg – Basel – Egisheim – Colmar – Breisach – Limburg am Kaiserstuhl (Aufenthalt Friedrich II. zur Taufe Rudolfs von Habsburg 1218?) – Stuttgart.

In einem gewagten, handstreichartigen heimlichen Zug über die Alpen erzwingt der junge König Friedrich II. im September 1212 seinen ersten Eintritt nach Deutschland. Fast alle Alpenpässe sind ihm von Anhängern des welfischen Kaisers Otto IV. verlegt. Nur der Bischof von Chur, Arnold Graf von Matsch, begünstigt den Staufer und ermöglicht den kühnen Zug. (Veroneser Klausur, Trient, Bozen, Vintschgau – dort staufischer Besitz! – Churburg, Ofenpaß, Engadin, Fluelapaß, Chur – zum Bodensee.) Mit nur drei Stunden Vorsprung vor Otto IV. erreicht «das Kind aus Apulien» die wichtige Bischofsstadt Konstanz, die nun dem Welfen die Tore verschließt. «An drei Stunden früher oder später hing damals das Schicksal des Reiches.» Der mächtige Graf Ulrich von Kyburg (Großvater des späteren Königs Rudolf von Habsburg) tritt zur staufischen Sache über und zieht den schwäbischen Hochadel nach. In raschem, festlichem Zug erreicht der König Basel, hält dort seine erste Fürstenversammlung, läßt Otto IV. aus Breisach vertreiben, faßt im staufischen Colmar Fuß; der Weg zu Königswahl (Frankfurt) und zur Krönung (Mainz) ist offen.

In 5 Tagen reisen wir dem wichtigsten Abschnitt dieses Königsweges nach.

Für diese Fahrt ist ein gültiger Paß oder Personalausweis erforderlich, ebenso zweckmäßige Bekleidung und Schuhe.

57

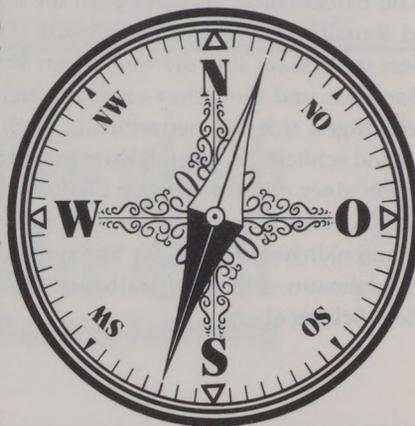
Ellwangen – Kunst in einer alten StadtFührung: **Dr. Ehrenfried Kluckert****Sonntag, 30. Oktober 1977****Abfahrt 8.30 Uhr vom Karlsplatz**

Teilnehmergebühr: DM 24,-

Das erste Benediktinerkloster im Bereich des späteren Königreiches Württemberg wurde um 764 in Ellwangen gegründet. Die Stadt liegt an einem alten Überlandweg vom

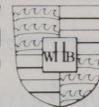
Der sichere Kurs

zur
erfolgreichen
Bau-
Finanzierung



Brauchen Sie Geld zum Bauen,
zum Haus- oder Wohnungskauf?
Dann wählen Sie den sicheren Kurs.
Die Spezialisten der Württembergischen Hypothekbank
lösen Ihr Finanzierungsproblem.
Unbürokratisch. Schnell. Individuell.

WÜRTTEMBERGISCHE
HYPOTHEKENBANK



Postf. 770, Buchsenstr. 26, 7000 Stuttgart 1, Tel. 20961
Zweigbüros oder Bezirksvertreter in:
Berlin - Hannover - Düsseldorf - Frankfurt - Mainz
Hamburg - Bielefeld - Köln - Überlingen - Freiburg

Eröffnungstermine: Blühendes Barock
und Märchengarten 25. März
Information: Verkehrsamt ☎ 07141/18252
Großvoliere 13. Mai

GARTENSCHAU
DER JAHRHUNDERTE
BLÜHENDES BAROCK
& MARCHEN
LUDWIGSBURG

Karawane Studien-Reisen

Unser Programm 1977 enthält viele
interessante Reiseziele:

| | |
|------------------------------|--------------------------------|
| Italien | Ägypten |
| Sizilien | Äthiopien |
| Sardinien | Österreich |
| Maurisches Spanien | Rumänien |
| Wanderungen Schweiz | New York |
| Frankreich | USA-Rundreisen |
| London und Umgebung | Mexiko - Guatemala |
| England - Schottland - Wales | Kolumbien - Peru - Bolivien |
| Schottland | Galapagos - Amazonas |
| Norwegen | Südwestafrika |
| Nordlandkreuzfahrten | Südafrika - Rhodesien |
| Spitzbergen | Südwest- und Südafrika |
| Island | Ostafrika-Safari |
| Grönland | Israel - Heiliges Land |
| Finnland | Pakistan - Afghanistan |
| Gotland | Entlang dem Himalaya |
| Bornholm | Indien - Nepal |
| Griechenland | Ceylon - Südindien |
| Kreta | Indonesien |
| Istanbul | Japan - Taiwan - Korea |
| Ostanatolien | Weltreisen |
| Westtürkei | sowie Mittelmeer-Kreuzfahrten, |
| Malta | unsere ganz besondere |
| Nordafrika | Spezialität! |

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten
Programmübersichten 1977 unverbindlich zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse,
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091



Rhein zur Donau. Ihrer reichen Geschichte und Kunstgeschichte gilt ein ganztägiger Besuch. Im 17. und 18. Jahrhundert, also zur Zeit des Barock, führten die Fürstpropste Ellwangen zu hoher künstlerischer Blüte. Aber nicht nur die süddeutsche Barockkunst, sondern auch die Romanik, Gotik und Renaissance prägen noch heute das Stadtbild. Besonders interessant sind die vielfältigen Stilverflechtungen. Barockes und Gotisches ergänzen sich, romanische Bauteile fügen sich mit neuzeitlicher Architektur zusammen. Und schließlich: Überall kann man das organische Wachstum einer mittelalterlichen Stadt bis in unsere Tage verfolgen. Besichtigungsprogramm (Überblick): St. Veit – Jesuitenkirche – Schloß der Stiftspröpste (Museum) – Palais Adelman – ehm. Stiftsrathaus – Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg.

58

Salzburg

Führung: **Professor Dr. Hansmartin Decker-Hauff**
Freitag, 25. November bis Sonntag, 27. November 1977
Abfahrt 8.00 Uhr vom Karlsplatz
Teilnehmergebühr: DM 93,-

Schon auf der Hinfahrt sind einige Besichtigungen vorgesehen. In Salzburg stehen der Besuch einiger Museen, des Domes, weiterer Kirchen, die Teilnahme am Adventsinggen am Freitagabend und ein Besuch auf dem Christkindmarkt in unserem Programm. Eine Fahrt in die Salzburger Umgebung ist eingeplant. Wir übernachten in Salzburg.

Zweckmäßige winterliche Kleidung ist erforderlich, ebenso ein gültiger Paß oder Personalausweis.

59

Weihnachtskrippen im Killertal –
Volksfrömmigkeit und Volkskunst heute
Führung: **Pfarrer Warter, Hausen i. K.**
Mittwoch, 14. Dezember 1977

Abfahrt 12.30 Uhr vom Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 16,50

Ein kleines Albdorf wurde dank der Krippenbegeisterung des Pfarrers Warter in den letzten Jahren zu einer regelrechten Krippenbaugemeinde. Wir besuchen die jährliche Krippenausstellung, die Werkstatt und erleben auf vielen Dias die Reisen zu Krippen in vielen Ländern.

Mitgliederwerbung 1976/77

Jedes neu gewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben.

Jede Werbung eines neuen Mitglieds ist doppelte Hilfe! Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben.

1976 haben den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

10 Mitglieder warb: Willy Leygraf, Reutlingen.

9 Mitglieder warb: Maria Heitland, Stuttgart 1.

7 Mitglieder warb: Gerhard Raff, Stuttgart 70.

6 Mitglieder warben: Helmut Billig, Kirchheim – Max Philippin, Leonberg.

5 Mitglieder warben: Rut Birn, Tübingen – Carola Frey, Stuttgart 50 – Ottmar Traub, Uhingen.

4 Mitglieder warben: Dr. Rudolf Bütterlin, Urach – Dora Flogaus, Biberach – Dr. Liselotte Kazenmaier, Münsingen – Hilde Klumpp, Stuttgart 70 – Anna Koppenhöfer, Stuttgart 1 – Dr. Fritz Weller, Ravensburg – Carl Wintterlin, Heilbronn.

3 Mitglieder warben: Lilly Beck, Stuttgart 50 – Fritz Bürkle, Stuttgart 1 – Erika Hammer, Stuttgart 1 – Christiane Peters, Korntal – Frieda Stauss, Stuttgart 50 – Ludwig Zimmermann, Ulm – Ursula Zöllner, Tübingen.

2 Mitglieder warben: Walter Bauer, Weil der Stadt – Elfriede Dallmus, Heilbronn – Dr. Konrad Finke, Tübingen – Gertrud Haasis, Stuttgart 50 – Hilde Haerberlein, Stuttgart 70 – Karl Heber, Tübingen – Cläre Hutter, Ravensburg –

Dr. Wolfgang Irtenkauf, Ditzingen – Robert Jäger, Esslingen-Rüdern – Karl Kempf, Tübingen – Adolf Raichle, Heidenheim – Maria von Roeder, Stuttgart 1 – Dr. Siegwalt Schieck, Tübingen – Annemarie Seitz, Stuttgart 70 – Johanna Staub, Fellbach – Minel Vielmo, Stuttgart 1 – Helene Wörwag, Stuttgart 40 – Ursula Woop, Stuttgart 1 – Emma Zeeb, Stuttgart 50 – Gertrud Zehender, Stuttgart 1 – Werner Zeller, Fellbach.

1 Mitglied warben: Annemarie Albrecht, Stuttgart 1 – Reni Bader, Stuttgart 61 – Dr. Emmi Baltz, Stuttgart 1 – Günter Bauder, Backnang – Anne Bauer, Stuttgart 70 – Dieter Beck, Gemmingen – Karl Becker, Stuttgart 1 – Anne Berberich-Haag, Vaihingen – Gottlob Binder, Heilbronn – Fritz Bischoff, Metzingen-Neuhausen – Hermann Bitterle, Denkendorf – Else Bög, Stuttgart 1 – Luise Böttlinger, Backnang – Joachim Braun, Güglingen – Martha Breitmeyer, Stuttgart 1 – Fritz Breuling, Stuttgart 70 – Arnd Breuning, Aldingen – Elisabeth Brugger, Stuttgart 1 – Dr. Christoph Burger, Tübingen – Hildegard Conrad, Tübingen – Ewald Conradt, Sindelfingen – Prof. Dr. Hansmartin Decker-Hauff, Stuttgart 1 – Kurt Dieter, Tübingen – Ursula Diez, Stuttgart 1 – Ilse Dölker, Esslingen – Hedwig Dorfner, Kirchheim – Prof. Dr. Josef Dortemann, Singen – Dr. Marianne Düll, Stuttgart 1 – Marianne Elsenhans, Stuttgart 1 – Hans-Jürgen von Elterlein, Stuttgart 1 – Hanna Engelbrecht, Stuttgart 70 – Helmut Erkert, Backnang – Anneliese Esche, Leonberg – Dr. Ulrich Esche, Tübingen 1 – Brunhilde Feldengut, Kirchheim – Elisabeth Finkbeiner, Stuttgart 1 – Gertrud Fischle, Esslingen – Hans Fuchs, Heilbronn – Gisela Gabriel, Blaubeuren – Friedrich von Gaisberg, Ditzingen-Schöckingen – Marianne Georgii, Stuttgart 1 – Hedwig Gerber, Stuttgart 75 – Gerda Girtz, Heilbronn – Hanne Glaser-Köngeter, Stutt-

Eine
gute Adresse
für Ihr Geld

Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT
STUTTGART IM KÖNIGSBAU TELEFON *2992 01



Am besten gleich
Kessler Sekt
150 Jahre Sekterfahrung

Kessler-Sekt
aus Deutschlands ältester
Sektellerei
G. C. Kessler & Co.
Esslingen am Neckar

Museen in Baden-Württemberg

Herausgegeben vom Württembergischen Museumsverband e. V. Stuttgart mit Unterstützung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. 2. Auflage 1977. Ca. 300 Seiten, 95 Abbildungen auf 72 Tafeln, flexibler Plastikeinband, DM 22,-

Der Museumsführer beschreibt 394 Museen aller Art, z. B. die Landesmuseen, Heimatmuseen, Galerien, Schloßmuseen; Museen für Vor- und Frühgeschichte, Länder- und Völkerkunde, Geologie; Spezialmuseen, z. B. für Schmuck, Uhren, Musikinstrumente, Automobile; Universitäts-sammlungen, Freilichtmuseen. Sie alle und noch viele andere geben das farbige Bild einer vielfältigen Museumslandschaft. Die Museen sind alphabetisch nach Ortsnamen geordnet. Jede Beschreibung enthält Öffnungszeiten, Eintrittspreise, Leiter, Träger, Geschichte u. a. Wichtige Museumsbestände werden im Text hervorgehoben. Sach- und Namenregister sowie Übersichtskarte erleichtern die Benutzung.

Eine Bereicherung für jeden Heimatfreund.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Der Kreis Ravensburg

646 Seiten mit 202 teils farbigen Tafeln, Leinen DM 39,-.

Das Sach- und Nachschlagewerk über den neuen Kreis Ravensburg, über die oberschwäbische Landschaft um Ravensburg und Weingarten, um den früheren Allgäukreis Wangen und Teile des Landkreises Saulgau. Ein Hausbuch für jede Familie und ein repräsentativer Bildband zugleich.

Ein Heimatbuch mit herrlichen, teils farbigen Bildern und mit einer Fülle von Anregungen und Informationen, mit fachkundigen Beiträgen über Geschichte, Kultur, Land- und Forstwirtschaft, Handwerk, Industrie, Land und Leute, Sehenswürdigkeiten u. a. Der besondere Reichtum des Kreises Ravensburg an Kunstschätzen wird in einem ausführlichen Kunstbeitrag gewürdigt. Eine Bereicherung für jeden Wander- und Kunstfreund, für jeden Freund der oberschwäbischen Landschaft.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

gart 80 – Fritz Glatzle, Börtlingen – Irmgard Goss, Marbach – Silvia Grözinger, Stuttgart 70 – Dr. Gerhard Gronbach, Öhringen – Doris Grunbacher, Stuttgart 50 – Ernst Guenther, Warmbronn – Lydia Gutbrod, Gächingen – Dr. Gerhard Hämmerle, Kornwestheim – Anne Hahn, Esslingen – Karl-Dieter Hartenburg, Gomaringen – Dr. Else Hartmann, Böblingen – Hede Hartmann, Nagold – Irene Haug, Schorndorf-Haubersbronn – Wilhelm Held, Reutlingen – Prof. Dr. Hans-Joachim Herschlein, Stuttgart 1 – Marianne Hess, Stuttgart 1 – Christian Himmelhan, Stuttgart 70 – Gertrud Holsten, Stuttgart 70 – Brita Holzwarth, Backnang – Gustav Holzwarth, Heilbronn – Gerda Huber, Stuttgart 80 – Dr. Richard Huber, Stuttgart 80 – Karl-Martin Hummel, Alpirsbach – Marie Itschert-Heiss, Ulm – Hildegard Jerxsen, Kirchheim – Marianne Jetter, Stuttgart 1 – Prof. Dr. Rudolf Johns, Tübingen – Elisabeth Junger, Isny – Helmut Kaiser, Stuttgart 50 – Alfred Keil, Spaichingen – Lina Keller, Stuttgart 1 – Walter Kienzle, Ludwigsburg – Frau Klumpp, Hegnach – Hermann Knapp, Filderstadt 4 – Annemarie Kneller, Ostfildern 4 – Frida Knirck, Stuttgart 1 – Bertl Knölke, Stuttgart 1 – Dr. Rudolf Köstlin, Kornwestheim – Gert Kollmer, Esslingen – Brigitte Krauth, Stuttgart 80 – Martha Küstner, Stuttgart 1 – Bernd Kurrle, Ludwigsburg – Johanna Lieb, Stuttgart 1 – Maja Liedecke, Stuttgart 80 – Willy Mauch, Reutlingen – Dr. Hans-Martin Maurer, Stuttgart 80 – Dr. Gerhard Maurer, Ulm – Dr. Friedrich Menge, Stuttgart 1 – Elisabeth Merkle, Laupheim – Ruth Meyding, Stuttgart 1 – Emma Miller, Stuttgart 1 – Luise Moser, Tübingen – Wilhelm Moser, Stuttgart 1 – Rolf Müller, Stuttgart 30 – Hans Mussel, Korntal – Hans Neumann, Stuttgart 70 – Dr. Siegmund Neumann, Esslingen – Erna Ohl, Stuttgart 40 – Dr. Horst Ossenbeger, Stuttgart 1 – Heinz Pfizenmayer, Ludwigsburg – Heidrun Pöllner, Tübingen – Karl Popp, Ulm – Elfriede Prevo, Stuttgart 61 – Lini Rager, Tübingen – Else Rath-Hoering, Stuttgart 1 – Dr. Oswald Rathfelder, Stuttgart 50 – Dr. Leo Reich, Warmbronn – Gottfried Remppis, Göppingen – Albrecht Rieber, Ulm – Fritz Rieker, Stuttgart 1 – Dr. Otto Röhm, Kirchheim – Thilde Roller, Herrenberg – Dr. Ingrid Rose, Stuttgart 1 – Hermann Roth, Calw – Dr. Hans Scheerer, Schorndorf – Edith Schick, Stuttgart 75 – Gertrud Schlegel, Stuttgart 1 – Hans Schleuning, Stuttgart 1 – Stadtpfarrer Schmid, Neckarsulm – Anton Schmidbauer, Leonberg – Marianne Schoder, Stuttgart 1 – Prof. Dr. Helmut Schönamsgruber, Freiberg-Geisingen – Gertrud Schopf, Tübingen – Eleonore Schreiber, Stetten – Dr. Hilda Schreiber, Stuttgart 1 – Dr. Eberhard Schuon, Eningen – Rudolf Schweitzer, Weingarten – Mathilde Schweizer, Backnang – Dr. W. Schwenk, Herrenalb – Wilfried Setzler, Tübingen 1 – Berta Siegle, Fellbach – Rolf Staehle, Stuttgart 1 – Rose Stauss, Stuttgart 50 – Fritz Stehle, Stuttgart 30 – Ferdinand Steingötter, Stuttgart 80 – Elisabeth Stemmer, Ravensburg – Elisabeth Stuhlinger, Kirchheim – Erhard Tesmer, Herford – Marta Ungerer, Stuttgart 61 – Prof. Joachim Veil, Stuttgart 80 – Gertrud Vetter, Stuttgart 50 – Liesel Voigt, Stuttgart 70 – Dr. Friedrich Wacker, Freiburg – Hermann Wagner, Tübingen – Margarete Wall, Stuttgart 75 – Dr. Walentin, Heilbronn – Dr. Wilhelm Weintraud, Stuttgart

75 – Alfred Weiss, Königsbronn – Emilie Weller, Stuttgart 1 – Eva Weygang, Stuttgart 31 – Max Wilhelm, Stuttgart 1 – Julie Wisman, Esslingen – Sibylle Wittenberg, Tübingen – Adolf Wörz, Neckarsulm – Wilhelm Wolter, Plochingen – Max Zahn, Stuttgart 80 – Dr. Friedrich Zerr, Stuttgart 1 – Friedrich Zinkernagel, Göppingen – Elisabeth Zipperlen, Bönnigheim – Karl Zizmann, Göppingen – Paul Zorn, Leutkirch.

Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben, wurden die in Heft 1976/1 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT ausgesetzten Preise verlost:

1. Gutscheine, die für die Teilnahme an Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES oder beim Einkauf von Büchern eingelöst werden können: je einer zu DM 250,-, DM 150,- und DM 125,-, sieben zu DM 25,-.
2. 60 wertvolle Bücher oder Kalender.

Die Verlosung hat am 3. Januar 1977 stattgefunden; die Gewinne sind inzwischen zugestellt worden.

Mitgliederwerbung 1977/78

Unterstützen Sie bitte auch im Jahre 1977 durch Werbung neuer Mitglieder die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES für unsere Heimat!

Zeigen Sie Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten unsere Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT, unser Veranstaltungs- und Fahrtenprogramm, erzählen Sie von unseren Bemühungen um die Erhaltung und sinnvolle Gestaltung unserer heimatlichen Umwelt. Interessieren Sie auch junge Menschen für das Land, in dem sie leben und arbeiten werden und dessen Schicksal mit ihrem eigenen Leben eng verknüpft sein wird.

Denken Sie bei festlichen Anlässen daran, daß eine Patenschaft, ein Jahresabonnement oder eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND Geschenke sind, mit denen Sie für wenig Geld viel Freude bereiten können. Geschenkgutscheine können Sie bei der Geschäftsstelle anfordern. Unseren Werbeprospekt, der zugleich Formular für eine Beitrittserklärung ist, und Probehefte der SCHWÄBISCHEN HEIMAT schicken wir auf Anforderung gerne zu.

Auch im Jahre 1977 werden wir wieder eine Reihe wertvoller Preise für die Verlosung unter all denen bereitstellen, die dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben.

Jede einzelne Werbung gilt als ein Los, zehnfache Werbung bedeutet zehn Lose – und damit zehnfache Chance. Auch wer eine Patenschaft für ein Mitglied übernommen hat oder übernimmt, hat im ersten Jahr dieser Patenschaft das Recht, an dieser Verlosung teilzunehmen.



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

GESCHENK-GUTSCHEIN

ÜBER EINE BEITRAGSFREIE MITGLIEDSCHAFT IM SCHWÄBISCHEN

HEIMATBUND IM JAHRE

FÜR

IN

FÜR DIE RICHTIGKEIT:

W. P. Rimm

VORSITZENDER DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

GESCHÄFTSFÜHRERIN



Dieser Gutschein berechtigt im Jahre seiner Geltung zum Bezug der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT und zur Teilnahme an allen Veranstaltungen und Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu den für reguläre Mitglieder geltenden Bedingungen.

Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Mitgliedschaft aufrechterhalten bleiben soll, braucht nur das beigefügte Formular vollständig ausgefüllt und unterschrieben an die Geschäftsstelle geschickt zu werden.

Besteht schon eine Mitgliedschaft, so beginnt mit dem 1. Januar des folgenden Jahres wieder die Pflicht zur Beitragszahlung.

Geschenke, die Freude bereiten...

So sieht er aus, der Geschenkgutschein, mit dem Sie Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden auf einfache Weise eine Freude machen können – zu Festtagen aller Art, oder einfach nur so!

(Und davon hat der Beschenkte nicht nur einmal etwas: Allein viermal erinnert ihn die SCHWÄBISCHE HEIMAT an Ihre gute Idee!)

Und wie bekommt man einen solchen Gutschein?

Ganz einfach: Sie füllen das unten auf dieser Seite abgedruckte Formular aus, schicken es an die Geschäftsstelle und überweisen zugleich den Betrag von mindestens DM 22,- (einen Jahresbeitrag) auf eines der Konten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Selbstverständlich schicken wir Ihnen gern weitere Formulare zu und bearbeiten auch formlose Bestellungen, wenn Sie nur alle nötigen Angaben enthalten! Sobald beides (Anmeldung und Geld) bei der Geschäftsstelle eingetroffen ist, bekommen Sie den Gutschein und können ihn (mit ein paar freundlichen Worten, Ihrem Glückwunsch oder ein paar Blumen) dem Beschenkten überreichen oder schicken. (Und gleichzeitig bekommen Sie die für Sie bestimmte Spendenbescheinigung – Sie sehen, es ist an alles gedacht!)

Übrigens: Wenn Sie ein Nichtmitglied zum ersten Mal mit einem solchen Gutschein beschenken, nehmen Sie ganz automatisch auch an der Verlosung der Werbepremien teil!

Hier abtrennen und bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

An die
Geschäftsstelle des
SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUNDES
Charlottenplatz 17/III
7000 Stuttgart 1

Name _____ Vorname _____

Straße _____

PLZ _____ Wohnort _____

Ich bitte um Ausstellung eines Geschenkgutscheines für das Jahr 19____ auf den Namen:

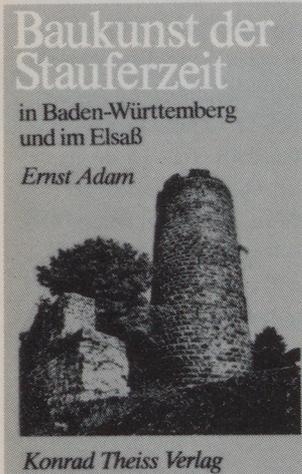
Name _____ Vorname _____

Straße _____

PLZ _____ Wohnort _____

Datum _____ Unterschrift _____

Neue Bücher zum Stauferjahr



Ernst Adam

Baukunst der Stauferzeit in Baden-Württemberg und im Elsaß

248 Seiten mit 118 Abbildungen.
Flexibler Plastikeinband DM 19,80.
ISBN 3 8062 0165 X.
Erscheint März 1977

Die Höhepunkte staufischer Burgenbaukunst, die staufischen und Zähringer Städtegründungen, die großartigen romanischen und frühgotischen Kirchenbauten und Klosteranlagen, über 200 noch sichtbare und sehenswerte Baudenkmäler in Baden-Württemberg, im Elsaß und den Schweizer Randgebieten werden in Text und Bild vorgestellt.

Der informative und unentbehrliche Führer als Ergänzung zum Fahrtenprogramm des Landesfremdenverkehrsverbandes Baden-Württemberg, für Studienfahrten usw.

**Manfred Akermann
Traute Uhland-Clauß**

Bauzeugen der Stauferzeit im östlichen Schwaben

100 Seiten, davon 59 teils farbige Abbildungen. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 28,—.
ISBN 3 8062 0162 5.
Erscheint März 1977

Ein Bildband über die staufischen Bauzeugnisse zwischen Kaiserbergen, Ostalb, Ries, Donau und Ellwanger Bergen.

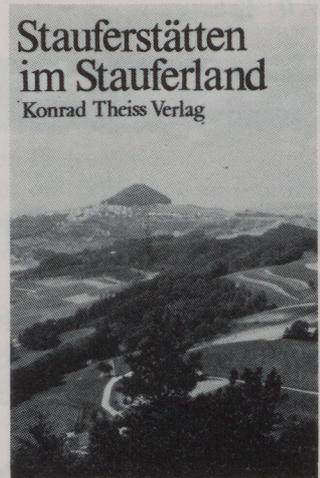
Ausgangspunkt ist das Stammland der Staufer um Lorch und Schwäbisch Gmünd. Außer den bekanntesten staufischen Baudenkmälern zeigt dieses Buch weniger bekannte historische und kunsthistorische Sehenswürdigkeiten der Stauferzeit. Besondere Höhepunkte bilden die romanischen Kirchen in Brenz und Ellwangen und die Burg Katzenstein. Aus den künstlerischen, teils farbigen Aufnahmen von Traute Uhland-Clauß wird deutlich, welche unverwechselbaren Akzente die staufische Baukunst dieser Landschaft aufgeprägt hat. Manfred Akermann, profunder Kenner staufischer Geschichte und romanischer Baukunst schrieb die höchst informativen Texte.



Stauferstätten im Stauferland

Herausgegeben von Walter Ziegler unter Mitarbeit von Karlheinz Bauer, Klaus-Jürgen Herrmann und Dieter Kauß. 48 Seiten mit 22 Fototafeln. Kt. DM 2,50. ISBN 3 8062 0160 9.
Erscheint März 1977

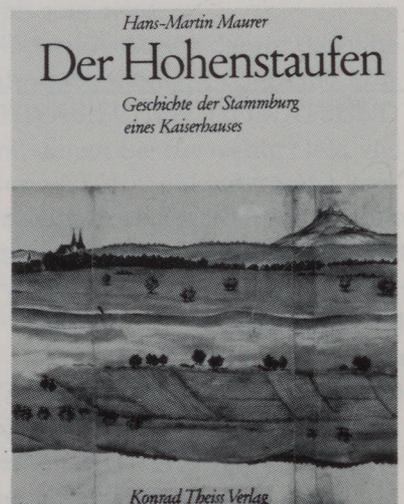
Hohenstaufen — Schloß Ramsberg — Burgruinen Staufeneck und Scharfenberg — Stiftskirche Faurndau — Wäscherschlöble — Burgruine Hiltenburg — Johanniskirche Schwäbisch Gmünd — Hohenrechberg — Kloster Lorch u. a.



Hans-Martin Maurer
Der Hohenstaufen

Geschichte der Stammburg eines Kaiserhauses. Ca. 200 Seiten mit ca. 14 Kunstdrucktafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag ca. DM 28,—. ISBN 3 8062 0163 3.
Erscheint Mai 1977

Die Geschichte der Stammburg der Staufer anhand neuer oder bisher nicht genügend gewürdigter Quellen, die politischen und sozialen Grundstrukturen des staufischen Imperiums und die Geschichte der Burg.



**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen**

Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhaft City.

Information:
Kultur- und Freizeitamt/Stadt-
information, 7300 Esslingen
am Neckar, Marktplatz 16,
Telefon (07 11) 35 12 – 4 41/645.



„Gastliches Härtsfeld“

Beliebtes Wander- und Erholungs-
gebiet der Schwäbischen Ostalb.
Reizvolle Landschaft, weite Waldungen,
Wacholderheiden, sehenswerte

Kunstdenkmäler, darunter die weltberühmte Abteikirche Neres-
heim. Vielseitige Erholungsmöglichkeiten, Wandern, Schwim-
men, Bootfahren, Segeln, Motor- und Segelflugsport, Tennis,
Minigolf, Reiten, Kutschfahrten.

Gemütliche Gasthöfe, Pensionen, Ferienwohnungen und
kinderfreundliche Bauernhöfe. Vollpension ab 19,- DM.

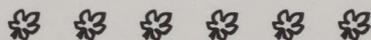
Prospekte vom Verkehrsverband „GASTLICHES HÄRTS-
FELD“ e. V. Geschäftsstelle Rathaus 7921 Nattheim-Auernheim,
Tel. (0 73 26) 3 47



Auskunft und Prospekte
erhältlich bei:
Arbeitsgemeinschaft
„Liebliches Taubertal“
6972 Tauberbischofsheim
Postfach 12 54 · Tel. (0 93 41) 8 21

Ludwig Richter, Für's Haus

Faksimiledruck auf Zofabütten nach einem Original von
1858. Im Stil der Zeit gebunden. Das Familienleben im
Gang durch das Jahr, in seinen Beziehungen zur Kirche,
zum Haus und zur Natur. Eine künstlerische Perle des
Biedermeier. DM 19.80



Erhältlich in allen Buchhandlungen



Horst Bissinger KG. Verlag und Druckerei
7031 Magstadt bei Stuttgart Postfach 1148

Berger KLISCHÉE

Strichätzungen

Autotypen

Farbätzungen

Retuschen

ein »Qualitätsbegriff«

BERGER

OFFSETREPRODUKTIONEN

Farblithos

Plakatproduktionen

Maschinenplatten

Willy Berger · 7000 Stuttgart-Feuerbach · Steiermärker Straße 104 · Tel. 85 03 22

Touristik '77



Unser neues Sonderfahrten-
programm enthält zahlreiche
Ein- und Mehrtagesfahrten in
interessante Zielgebiete.

Wanderersonderzüge in die
schönsten Gegenden unserer
Heimat fehlen ebensowenig wie

Fahrten zu den interessantesten Plätzen Europas.
Unsere nächsten Tagesfahrten führen z. B. am

Sonntag, 17. 4. 1977 in die Pfalz – nach Bergzabern

**Sonntag, 08. 5. 1977 in den Odenwald – nach
Unter Waldmichelbach**

**Sonntag, 05. 6. 1977 ins Taubertal – nach
Bad Mergentheim**

Sonntag, 17. 7. 1977 ins Allgäu – nach Isny

**Sonntag, 14. 8. 1977 in den Schwarzwald – nach
Bad Griesbach**

Sonntag, 25. 9. 1977 nach Neuhaus (Pegnitz)

Verlangen Sie unser Jahresprogramm 1977 beim
nächsten Bahnhof oder rufen Sie uns an.



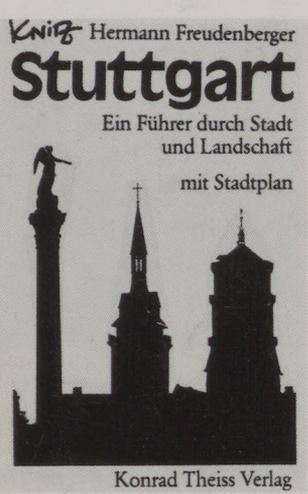
Generalvertretung Stuttgart West
der Bundesbahndirektion Stuttgart

7000 Stuttgart 1

Arnulf-Klett-Platz 2

Telefon: (07 11) 2092/54 03

Rechtzeitig zur Bundesgartenschau erscheint der große Stadtführer



304 Seiten mit 72 teils farbigen Abbildungen und siebenfarbigem Stadtplan in Lasche, ausführliche Register. Flexibler Plastikeinband DM 19,80
Pünktlich zur Bundesgartenschau und zur großen Stauerausstellung 1977 erscheint dieser Stuttgartführer, den Knitz, der bekannte Feuilletonist der „Stuttgarter Nachrichten“, geschrieben hat: Ein Leitfaden, der weit mehr ist als ein üblicher Stadtführer, so wie Stuttgart mehr ist als eine übliche Stadt.
Tatsächlich ist Stuttgart noch heute eine der schönsten Großstädte Deutschlands, mit viel Wald, Weinbergen, Parks und Feldern, mit zahlreichen Aussichtspunkten, eine Stadt, die auf einzigartige Weise neckarschwäbisches Erbe und großstädtische Weltoffenheit verbindet. Ein unentbehrlicher Begleiter für jeden Einheimischen und für jeden Besucher.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen

Genügt Ihnen dies als Garten?



Ein Geranienkasten, ein paar Topfpflanzen können einen Garten kaum ersetzen. Der Wunsch nach einem Haus mit viel Grün „drumrum“ ist weit verbreitet. Viele haben diesen Wunschtraum durch Bausparen bereits verwirklicht. Auch Sie brauchen nicht auf Ihr Haus mit Garten zu verzichten.
Unsere Bezirksleiter informieren Sie gern darüber, wie Sie Ihr Ziel als Bausparer bei uns schaffen. Auch bei allen Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen können Sie sich beraten lassen.

Auf diese Steine können Sie bauen



Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.